

Wiener Stadt-Bibliothek.

30186 B

AUSTRIA.

Eine Spende

zur

Genesungsfeier Sr. Majestät des Kaisers.

Dem

Wiener Allgemeinen Wohlthätigkeits - Vereine

gewidmet

von Reyhongs.

Erstes Bändchen.

Mit 24 Illustrationen.

„Trage jeder in seinem Wirkungskreise aufrichtig und treu
zum allgemeinen Wohle des Vaterlandes bei, so wird
Friede, Segen und Glückseligkeit der Lohn sein.“

W i e n.

Gedruckt bei den Edlen v. Ghelen'schen Erben.

1853.

J.N. 45815
Vide.
B 30186

Sämmtliche Illustrationen sind aus der „**Oesterr. Illustr. Zeitung und Wiener Fliegende Blätter.**“ Wir machen das geehrte Publikum besonders auf dieß Journal mit dem Bemerken aufmerksam, daß die Ausstattung und der gebiegene Text zu den splendiftesten und anziehendsten gehören, welche hier jemals erschienen. Besonders ist für den Vaterlandsfreund eine reiche Aehrenlese darin geboten, und alles Wichtige und Tüchtige was die Zeit bewegt, findet darin gründliche Besprechung. Familien, welche dieß Journal halten, haben binnen kurzer Zeit die Porträts aller hervorragenden Persönlichkeiten und die Abbildungen der schönsten Gegenden des Vaterlandes. Die beigegebenen **Fliegenden Blätter** aber nöthigen auch den Ernstesten ein Lächeln ab. Der vierteljährige Pränumerationspreis beträgt 2 fl., der jährliche 7 fl.

Verlag des Verlegers

Verlag des Verlegers

Verlag des Verlegers



Verlag des Verlegers

Verlag des Verlegers

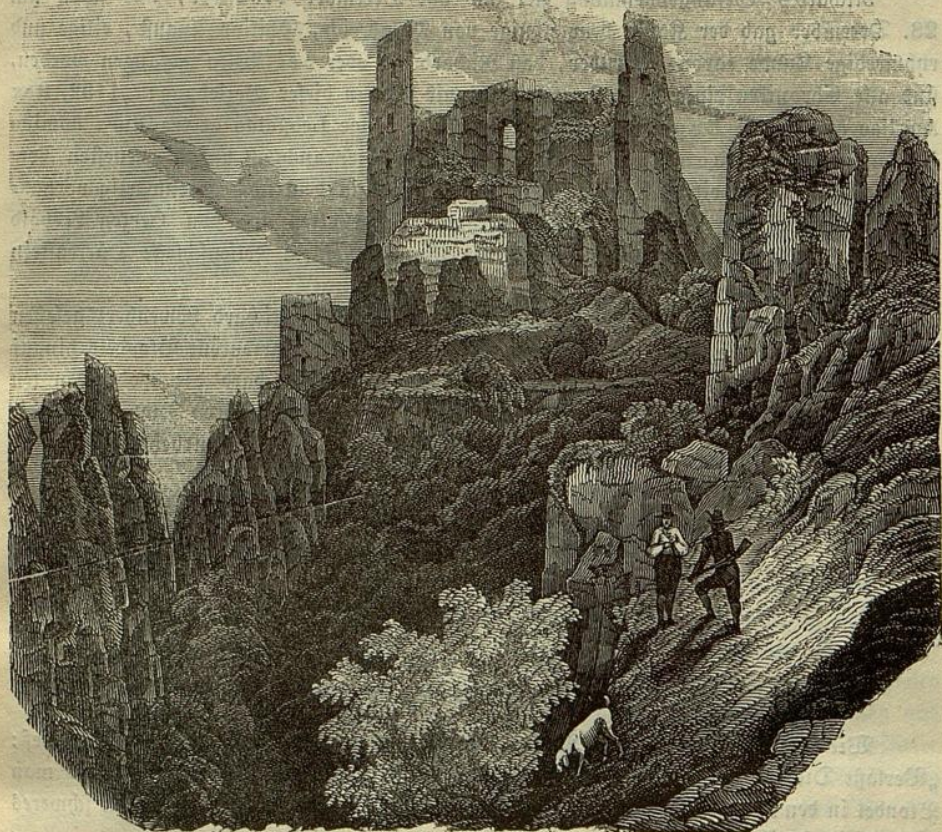
Verlag des Verlegers

Inhalt.

	Seite
Burg Dürrenstein in Oesterreich	1
Ghiralbina	3
Die beiden Schwäger aus Agram	5
Die schrecklichste Stunde meines Lebens	7
Der Paß Lug. Geschichtliche Skizze aus dem Jahre 1809	10
Ein Gewittersturm zur See	13
Die Herzogin von Chevreuse und Richelieu	17
Die letzte Tochter der Montezuma's	26
Ein Charakterzug Washington's	36
Wiener Reise- und Gebirgsskizzen	40
Die Nadel	59
Echter Muth	61
Der Tannenhäuser	70

I n d e x

1	Die Geschichte der Stadt in der Zeit der
2	Entstehung
3	Die ersten Bewohner und die
4	Entstehung der Stadt
5	Die Geschichte der Stadt in der Zeit der
6	Entstehung
7	Die Geschichte der Stadt in der Zeit der
8	Entstehung
9	Die Geschichte der Stadt in der Zeit der
10	Entstehung
11	Die Geschichte der Stadt in der Zeit der
12	Entstehung
13	Die Geschichte der Stadt in der Zeit der
14	Entstehung
15	Die Geschichte der Stadt in der Zeit der
16	Entstehung
17	Die Geschichte der Stadt in der Zeit der
18	Entstehung
19	Die Geschichte der Stadt in der Zeit der
20	Entstehung



Burg Dürrenstein in Oesterreich,

einst das Gefängniß von Richard Löwenherz.

In der Nähe von Stein, dicht am Ufer der Donau, liegen oberhalb dem Städtchen Dürrenstein die Ruinen der alten Feste gleichen Namens, welche dadurch berühmt geworden sind, daß Richard Löwenherz daselbst gefangen gehalten ward. Unter allen Burgen in Oesterreich gibt es keine, die auf so felsigem Grunde angelegt wäre. Wenn man in diesen Ruinen steht und hinunter zur Donau sieht, so erblickt man vor sich eine abschüssige Felsenwand, die mit zahlreichen Felsensäulen besetzt ist, etwas links noch größere Felsstücke und rechts hin einen jähnen und fast ganz kahlen Abhang, der durch einen tiefen Graben mit steilen nackten Felsenwänden wiederum getrennt ist. Rückwärts ist die Burghöhe gänzlich isolirt und nur in bedeutender Tiefe mit den nord-östlichen Grundfelsen verbunden, welche von schwarzen Kiefer-Waldungen beschattet sind. Die Feste gehörte einst zu den stärksten in Oesterreich und bildete eine vortreffliche Schutzwehr gegen jeden Feind. Jetzt sind deren Mauern stark verfallen, ganze Wände haben sich von ihrer Verbindung losgerissen und Alles unter ihrem Schutte begraben. Nur im obern Theile der Burg liegt ein großer Felsenkloß, in dessen Mitte eine viereckige Höhle ausgehauen und noch ziemlich erhalten ist. Auch bemerkt man noch Säulen

mit gothischer Verzierung, und an der Ostseite in einem Thurme, gegen Voiben, noch Ueberbleibsel geschmackloser Malereien.

Richard's Gefangennehmung fiel am 20. December 1192 vor, und schon am 28. December gab der Kaiser dem Könige von Frankreich, Philipp August, eilige und ruhmredige Kunde davon. Darüber, daß Richard zu oder bei Wien gefangen worden, sind alle Chroniken einig. Die Zwettler Chronik sagt in dieser Beziehung: „1192, Rex Angliae capitur in Erperch prope Viennam a duce Leopoldo et traditur, domino Hadmaro de Chuenring in Thiernstein reservandus,“ und die neuesten Forschungen haben unzweifelhaft festgestellt, daß Richard in dem noch gegenwärtig vorhandenen Rüdenhof der Vorstadt Erdberg erkannt, festgehalten und von Herzog Leopold Hadmar von Kuenring übergeben wurde, der ihn auf seinem Felsenschlosse Dürrenstein verwahrte.

Wo mag nun in der finstern Felsenburg Dürrenstein Richard Löwenherz gesessen haben? wo drang die Stimme des armen Minstrels, wo die Harfentöne Blondels hinauf zum engen Thurmgiiter, und wo erwiederte hocheifreut Richard die wohlbekannten Accorde? Wohl mögen die Verse eines unsterblichen Sängers hier ihren Platz finden, die er einer ebenfalls in finstern Kerker verwahrten Königin bei lang entbehrtem Genuße freier Luft sprechen läßt:

„Eilende Wolken, Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte;
Grüßet mir freundlich mein Jugendland.
Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ach, ich hab' keinen andern Gesandten!
Frei in Lüften ist eure Bahn,
Ihr seid meiner Feindin nicht unterthan!“

Wie herrlich sind nicht jene Worte, welche ihm ein treuer Diener stürmisch zurief: „Verläßt Dich auch die Welt, o Richard! o mein König! ich bleibe treu,“ die man Blondel in den Mund legt. Am zweiten Hornung 1194 wurde Richard gegen ein schweres Lösegeld in Freiheit gesetzt.

Auch in der Geschichte des letzten Babenbergers, Herzog Friedrich des Streitbaren, ist Dürrenstein, im Besitze der mächtigen Kuenringer, berühmt. Eben so fiel hier 1645 ein für Oesterreichs Waffen ungünstiges Gefecht mit einer Streifpartei Dorstenfons vor, in Folge dessen das gleichnamige Städtchen erobert und auch die Burg zerstört wurde. Am 13. November 1805, an jenem Tage, wo das französische Heer zum erstenmale Wien besetzte, wurde zwischen Krems und Dürrenstein der französische Marschall Mortier, Herzog von Treviso, durch Kutusow und den F. M. L. von Schmidt gänzlich geschlagen, die Division Gazan beinahe ganz aufgerieben, 7 Fahnen und 5 Kanonen erobert und 1500 Gefangene gemacht. Leider fiel hierbei der brave F. M. L. von Schmidt, aber auch Mortier wurde an der Schulter verwundet und dankte nur einem Kahne, der ihn über die Donau trug, seine Rettung.

Diese Burg ist jetzt Eigenthum der Familie Starhemberg.

Ghiraldina.

In der Napoleon umringenden Heldenschaar gab es keinen reineren und beliebteren Namen, als den Eugen von Beauharnais. Auch Napoleon liebte ihn herzlich und setzte das vollste Vertrauen in die Ehrenhaftigkeit seines Stiefsohnes, indem er ihn zum Vicekönig von Italien ernannte. Nach Verlauf von einem Jahre bot Mailand — wo Eugen residierte — den Anblick einer lebhaften Residenz dar und durfte sich glücklich schätzen, von einem so trefflichen Fürsten beherrscht zu werden. Hier war es, wo der Prinz damals 25 Jahre alt, in ein eigenthümliches Verhältniß zu einem sehr hübschen Mädchen aus dem Volke, Ghiraldina mit Namen, verwickelt wurde, der er seine erste Neigung schenkte.

Der Kaiser hatte bereits für Eugen eine Wahl getroffen; da sich aber der Prinz eben nicht mit dem Gehorchen beilegte, vielmehr die Illusionen Ghiraldina's theilte und der Kaiser endlich von dem wahren Verhältniß des Stiefsohnes zu jenem Mädchen unterrichtet ward, so wurde beschlossen — da man das Liebesband nicht mit Gewalt zerreißen wollte — durch eine Kriegslift den Prinzen zur Vernunft zu bringen, deren Entwicklung der Kaiser nun ruhig abwartete.

Der Chef eines in Corsika stehenden Bataillons, von hoher Geburt, geistig begabt und einer der schönsten Männer der Armee, erhielt den geheimen Auftrag nach Mailand zu gehen und sich für ein Opfer der kaiserlichen Willkühr auszugeben. Eugen, der in demselben Augenblicke auch etwas unzufrieden mit dem Kaiser war, empfing diesen Officier mit Auszeichnung, versprach, sich zu seinen Gunsten verwenden zu wollen und stellte ihn vorläufig bei seinem Generalstabe an. — So wollte es der schöne Officier haben, und als der Wolf in der Schäferei war, wurde alles aufgeboten Ghiraldina zu gewinnen. Anfangs machte sie sich einen Spaß aus den Beyerungen des Officiers, nach und nach gewöhnte sie sich aber daran und als der schöne Officier seine Aufmerksamkeit und Werbungen verdoppelte und ihr bewies, wie früher oder später dennoch des Kaisers Befehlen gehorcht werden und sie sich von dem Prinzen trennen müsse, kam er endlich dahin, ihr Herz zu rühren und sie willigte am Ende unter dem Versprechen der Ehe in eine Entführung, die mit der größten Verschwiegenheit vorbereitet wurde.

Als an einem Morgen dem Vicekönig gemeldet wurde, daß Signora Ghiraldina mit dem Obersten entflohen sei und sich die Flüchtlinge nach Neapel gewendet hätten, wollte der Prinz anfänglich dem doppelten Treubruch keinen Glauben schenken, bis nur zu bald sich die volle Wahrheit zeigte. Nur seiner Entrüstung und Leidenschaft Gehör gebend, bestieg er selbst eine Postchaise und eilte den Flüchtlingen nach. Auf jeder Station bestätigten ihn die Nachforschungen in seinem Glauben, denn ihm wurde allenthalben gesagt: eine Postchaise mit einer jungen Italienerin und einem französischen Officier hat so eben passirt. „Das sind sie!“ rief der Prinz aus, gab den Postillionen Gold über Gold und eilte im Fluge immer hinter jener Postchaise her, ohne diese erreichen zu können, bis er endlich in Neapel eintraf, und beim Umbiegen in eine Straße jenen Wagen erblickte, wie er eben in den Hof eines Hotels hineinfahren wollte. Aus seinem Wagen springen, hin nach der Postchaise stürzen, den Schlag aufreißen, und — weder Ghiraldina noch den Obersten hier finden, war bei dem Prinzen das Werk einer Minute.

Die junge Dame, welche wirklich im Wagen saß, sah forschend den Prinzen an

und fragte ihn: „Nicht wahr, Sie sind der Vicekönig von Italien?“ — und noch ehe Eugen antworten konnte, überreichte sie ihm ein Billet, das der Prinz maschinenmäßig öffnete und folgende, mit der Unterschrift des Obersten versehene Zeilen las: „Ich rechne auf die Verzeihung Ew. Hoheit, weil ich in Ihrem Interesse handelte, indem ich Sie über die Treue einer Frau aufkläre, die Ihrer nicht würdig ist. Hierdurch habe ich den Adoptivsohn des Kaisers der erhabenen Prinzessin erworben, die man für ihn bestimmte.“

Tausend widerstreitende Gefühle durchtobten die junge kräftige Brust, doch diese Enttäuschung brachte den Prinzen wieder zum Gefühl seiner Würde zurück. Schon nach einigen Stunden Ruhe reiste er wieder nach Mailand und zwei Monate später ward er der glückliche Gatte der Prinzessin Amalia von Baiern.

Der Oberst und seine Eroberte hatten sich indessen, um den ersten Verfolgungen zu entgehen, in der Nähe von Mailand versteckt, und eine Kammerfrau Ghiraldina's war es gewesen, welche die Rolle in der Postkammer so trefflich gespielt. Als die Liebenden in ihrem Versteck erfuhren, der Prinz habe ihnen verziehen, begaben sie sich in der Absicht sich zu verheirathen nach Florenz. Der Tag zur Ceremonie war bereits bestimmt, da verschwand plötzlich der Oberst von einem Maskenball, auf dem er sich mit Ghiraldina befand, welche später vernahm, er sei zur Armee abgereist.

Mit ihren getäuschten Hoffnungen und Gewissensbissen allein zog sich Ghiraldina nach Livorno zurück und gründete hier eine Puzhandlung. Als späterhin für den Vicekönig die schlimme Zeit kam, wo er Schritt für Schritt aus dem Lande gedrängt wurde, erhielt er von einer Person, welche ihren Namen verschwieg, eine bedeutende Summe zur Verwendung für sein Heer übersendet. Dies war Ghiraldina, welche ihm auf diese Weise die Geschenke zurückerstattete, die sie einst in glücklicheren Tagen vom Prinzen erhalten hatte.

Hell beschien die Morgensonne ein Schlachtfeld, das Prinz Eugen nach einem siegreichen Gefecht besichtigte. Unter den tödtlich Verwundeten lag dort ein junger Jäger, der sich mit großem Muthе geschlagen. Der Prinz näherte sich diesem Armen, welcher seine letzten Kräfte anstrengte, sich ihm zuzuwenden. Eugen wurde aufmerksam, ritt näher, sprang vom Pferde, blickte den Sterbenden genau an und rief mit dem Ausdruck des schmerzlichsten Schreckens: „Ghiraldina!“



Die junge Dame, welche wirklich im Lager lag, sah sich um und sprach: „Ich bin Ghiraldina.“

Die beiden Schwäger aus Agram.

O daß sie ewig grünnend bliebe
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Vor etwa neun Monaten heirathete ein kaiserlicher Oberbeamter von beiläufig 62 Jahren ein wunderliebliches Kind von etwa 21 Jahren. Das Mädchen war sehr hübsch und sitzsam, war eine Waise und arm, und hatte auf der großen weiten Welt nichts weiter als einen Bruder, der Spenglermeister in Agram war. Das alt-junge oder jung-alte, jedenfalls an Jahren ungleiche Ehepaar lebte bis vor einigen Tagen in einem wahren ehelichen Paradiese, indem der alte Herr seinem jungen Weibchen alle Wünsche von den Augen ablas und diese hinwiederum ihrem Gatten mit aller Zärtlichkeit unter die Perrücke krabbelte. Doch was will da wohl eine Differenz von 41 Jahren sagen? Die Liebe, die wahre echte Liebe, überwindet ja Alles, selbst — 62 Jahre und eine Perrücke zc. zc.

Vor einigen Wochen traf der Bruder der jungen, schönen Frau in Wien ein und Schwester wie Schwager erdrückten ihn beinahe vor Zärtlichkeit. Natürlich mußte er bleiben, weil die Liebe zu seiner Schwester so schwärmerischer Natur war, daß er's nicht über's Herz bringen konnte sie zu verlassen, weshalb er sich bei seinem Schwager häuslich einrichtete und jede sich darbietende Gelegenheit benutzte, die Schwester zu Lieblosen. Die Zeit wo der zärtliche Bruder wieder nach Agram abreisen wollte, war gekommen, da sich aber sowohl bei der jungen Frau als deren Bruder deshalb die tiefste Betrübniß zeigte, so erfreute beide der gutmüthige alte Hausherr mit dem Ersuchen, Schwager Spenglermeister möge noch einen Monat in Wien verweilen, was mit Dank angenommen wurde.

An einem schönen Morgen, wo der kaiserliche Oberbeamte fleißig in seinem Bureau über einem Aktenstöße brütete, trat ein ihm unbekannter Herr ein und sagte: „Verzeihen Sie, wenn ich Sie hier in Ihrem Amte aufsuche und vielleicht störe. Ich war bereits in Ihrer Wohnung, da ich aber diese fest verschlossen fand und von der Hausmeisterin erfuhr, daß Mali, Ihre Gattin, mit einem Herrn ausgegangen sei, so“

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“

„Ich bin Ludwig K., Spenglermeister aus Agram, Ihr Schwager, mein Herr und freue mich Sie kennen zu lernen. Hoffentlich befindet sich Mali wohl und glücklich?“

Der überraschte Oberbeamte starrte eine ziemliche Zeit lang den neuen Schwager an und rief endlich: „Hat meine Frau zwei Brüder in Agram, welche Ludwig heißen und Spenglermeister sind?“

„Sie belieben zu scherzen. Mali hatte nie einen anderen Bruder als mich.“

„Aber der Zweite! O der Zweite! Ich Unglücklicher!“

„Welcher Zweite?“ fragte nun seinerseits der Angekommene.

Ohne jedoch darauf zu antworten, rannte der Oberbeamte einigemal ziemlich wild im Bureau auf und ab, faßte sich dann gewaltsam, unterhielt sich ausführlich mit dem allerneuesten Herrn Schwager und führte ihn um 2 Uhr, der Stunde seiner gewöhnlichen Heimkunft, in seine Wohnung.

„Wird Sie Ihre Schwester wieder erkennen?“ fragte der Oberbeamte.

„Das glaub' ich nicht; denn wir sahen uns nicht mehr seit unseren Kinderjahren.“

„So wird es einen um so größeren Spaß geben, wenn Sie ein kurzes Incognito annehmen wollten.“

„Von Herzen gern.“

Beide traten ein, und das erste, was man erblickte, war der Spenglermeister Nr. 1, welcher schmachkend seiner zärtlich geliebten Schwester auf einer Guitarre etwas vortrug. Da der Tisch mit drei Couverts bereits gedeckt war, so sagte der Hausherr zu der jungen Frau: „Dieser Herr, ein Freund von mir, wird heute bei uns speisen, lasse darum das Nöthige besorgen.“

Man setzte sich.

Der Spenglermeister Nr. 2 benutzte jede Minute, um seine Schwester genau zu betrachten, wobei ihm in einer Gefühlswallung endlich die Thränen in die Augen traten. Die junge Frau hatte das sonderbare Betragen des Gastes bemerkt, wurde dadurch immer ängstlicher und befangener und endlich todtensbleich. Da fragte sie der ruhig tranchirende Gemahl: „Was fehlt Dir, liebes Kind?“ und als die junge Frau nicht antwortete, ergriff der Spenglermeister Nr. 1 das Wort und entgegnete: „es kommt mir fast so vor, als wenn unser verehrter Gast weinen wollte, was jedenfalls auf die Nerven der Schwester wirkt.“

„Sie können Recht haben, lieber Herr Ludwig K.“, sagte der Oberbeamte.

„Wer führt hier meinen Namen?“ frug der Spenglermeister Nr. 2.

„St . . . , ich muß die Herren gegenseitig vorstellen, was ich beinahe vergessen hätte. Dieß hier ist — auf Nr. 2 weisend — der Spenglermeister Ludwig K. aus Agram, und dies hier — auf Nr. 1 zeigend — ebenfalls der Spenglermeister Ludwig K. aus Agram, folglich beide Herren die Brüder meiner Frau. Nicht wahr, liebes Kind, — fuhr er zu seiner Frau gewendet fort — das nenne ich eine Uebersaschung!“

Doch die einander Präsentirten sahen verflucht komisch drein und Mati rang mit einer Ohnmacht. Während sich die Augen des Einen immer mehr vergrößerten, wurden die des andern immer kleiner, scheuer und ängstlicher, nämlich die von Nr. 1. Da rief der Spenglermeister Nr. 2 mit wuthbebender Stimme: „Wer ist der Herr?“

Doch — der großherzige Beamte und taktvolle Ehegatte machte der peinlichen Scene dadurch ein Ende, daß er zu Nr. 2 sagte: „Sie sehen, wie Ihre Schwester mit der Ohnmacht kämpft vor Freude über Ihre Ankunft, also begrüßen Sie dieselbe.“ Dieser ließ sich dieß nicht zum zweitenmale sagen, er umarmte und küßte die Schwester mit aller Zärtlichkeit, und als die rührende Begrüßungs- und Erkennungs-scene vorüber war und man sich nach dem Bruder Nr. 1 umblickte, war — dieser verschwunden.

Als man nach ihm fragte, sagte der Ehegatte: „Laßt nicht das Essen kalt werden, er hat einen höchst nothwendigen Gang machen müssen; also hübsch angestochen, so!“ — und die zärtlichen Blicke der jungen Frau lohten den diskreten Gatten.

Was sagen aber andere Leute dazu? Ist solch ein Ehemann nicht comme il faut?

Die schrecklichste Stunde meines Lebens.

Ihr wißt, daß die Matrosen eben so verpicht auf die Schnelligkeit ihres Schiffes sind, wie ein Kutscher auf seine Pferde, sollten diese auch bei einem Wettlaufe mit einem andern Hals und Beine brechen.

Kurz und gut! Eines Tages fuhren wir auf dem Mississippi, — dem meilenbreiten Strom Nordamerikas, auf dem Hunderte von Dampfschiffen auf und nieder segeln — als wir eine Meile vor uns einen anderen Dampfer schnell die Fluth durchschneiden sahen. Eine Weile sah dieß unser Capitän ruhig mit an, dann wurde er kirchroth und schrie uns Matrosen des Schiffes an: „Heda, ihr faulen Hunde! Seht ihr da nicht vor uns den Steamer hinschleichen? Soll er uns noch länger seinen Dampf in's Gesicht jagen und vor der Nase herum tanzen? Und Ihr steht da und sperret's Maul auf? Rasch eingefeuert und gefahren, was die Maschine halten kann, oder sonst soll Euch der!“

Heißa, das war Wasser auf unsere Mühlen! Sogleich schoben wir ein großes Faß Theer in die Feuerung des Dampfkessels und nun hätten Ihr den Brand sehen sollen, als das Feuer aufging! Hoch fuhren die Flammen, wie lange Zungen, zum Schlot hinaus; der Dampf zischte im Bauche des Kessels, daß die Eisenbände bebten, und wie rasend durchschnitt das Schiff das Wasser. Hurrah, das war eine Lust! Die Maschine arbeitete, daß das Eisen rauchte; die Räder peitschten das gelbe Wasser des Mississippi, daß der Schaum hoch über's Verdeck fuhr; die Planken am Schiffe zitterten, als würden sie von einem Erdbeben geschüttelt und jeden Augenblick mußten wir denken: „Jetzt platzt's, der Kessel springt!“

Doch das gute Schiff hielt sich tapfer, flog mit rasender Schnelle dahin und keine Stunde verging, so hatten wir unseren Vordermann weit überholt, der sich nun fluchend und brummend hinter uns herschleppte. Wir triumphirten und schwenkten jubelnd die Hüte. Aber in demselben Augenblicke entstand ein Knall und das Schiff erbebt in allen seinen Fugen. War's ein Blitzstrahl, der in's Schiff schlug, oder war's gar der Würgeengel mit der Posaune? Wir sollten's sogleich erfahren.

Plötzlich spritzte siedender Dampf hoch auf und kochendes Wasser überfluthete das Schiff; der Dampfkessel hatte ein Loch bekommen, glücklicherweise kein sehr großes; der Dampf hatte die großen eichenen Verdeckbohlen losgeschmettert, und wie aus einer Feuerspritze fuhr armsdick Dampf und Wasser hervor.

Schnell wurde nun der Dampf entlassen, das Feuer gelöscht und — nun hatten wir die Bescherung. Indes, was schadete das? Einige verbrannte Gesichter und Leiber, die heißen ja bald wieder, war doch der andere stolze Dampfer besiegt! —

Wir legten nun am Ufer bei und der Schiffschlosser fing an, den geleerten Kessel auszustücken. Zu diesem Zwecke machte er eine große eiserne Klappe an der Seite los und stieg hinein; wir Matrosen aber stiegen, während er da hämmerte und pochte, an's Land, denn unser Capitän hatte ein Fäßchen Guten zum Besten gegeben und na, man weiß schon, wie es da einem Matrosen, namentlich bei naschkaltem Wetter, schmeckt.

Gegen Abend wurde mir mein Kopf etwas schwer, und ich schlich mich auf's Schiff, um irgend einen Winkel zum Schutz gegen den Regen und zum Schlafen aufzusuchen.

Auf dem Schiffe war es todt und still. Der Schlosser hatte seine Arbeit vollendet und nur die Holzplanken waren noch nicht wiederum angenagelt. In der Dunkelheit

stolperte ich darüber, fiel, schlug mit der Stirn gegen den Eisenrand der Maschine und kam mit dem Arm in das noch offen stehende Klapploch des Kessels. Eben wollte ich mich aufrichten, als mir aus dem Kessel eine recht warme Luft entgegenkam. „Halt,“ dachte ich, „das willst Du benützen! Besser und wärmer kannst Du diese Nacht nicht zubringen!“

Sogleich kroch ich in den Kessel, legte mich behaglich über die Feuerung nieder und suchte das Blut, das aus meiner Stirnwunde lief, zu stillen. Darüber wurde mir nun sonderbar zu Muth; ob's vom Wein oder vom Fall war, weiß ich nicht, genug ich schlief ein, oder vielleicht schlief ich auch nicht ein und lag in einer Ohnmacht. So viel weiß ich nur, daß ich viel träumte; was ich aber träumte? Darüber stehen mir noch heute die Haare zu Berge!

Mir war's, als schmiede man die Klappe am Kessel zu und pumpe Wasser hinein. Ich wollte schreien und konnte nicht. Ich hörte die Matrosen über mir auf dem Deck laufen und mit Ketten rasseln und allerlei drehte sich bunt untereinander in meinen wirren Träumen. Wie lange dieses Delirium dauerte, weiß ich nicht, aber eine halbe Ewigkeit war's.

Plötzlich erwache ich, fahre rasch auf, sinke aber auch im selben Augenblick wieder zurück, denn mein Kopf stieß mit Heftigkeit an einen harten Gegenstand. Dicke Finsterniß umgibt mich; ich greife umher, um mich zu orientiren, vermag es aber nicht. Da höre ich die Pumpe rasseln, Wasser plätschern, große Holzkloben in die Feuerung werfen, und fühle am Erzittern des Eisens unter mir, wie die Flamme tobt und zischt. —

Donner und Doria, welch ein Erwachen! In was für einem Sarge steckte ich?

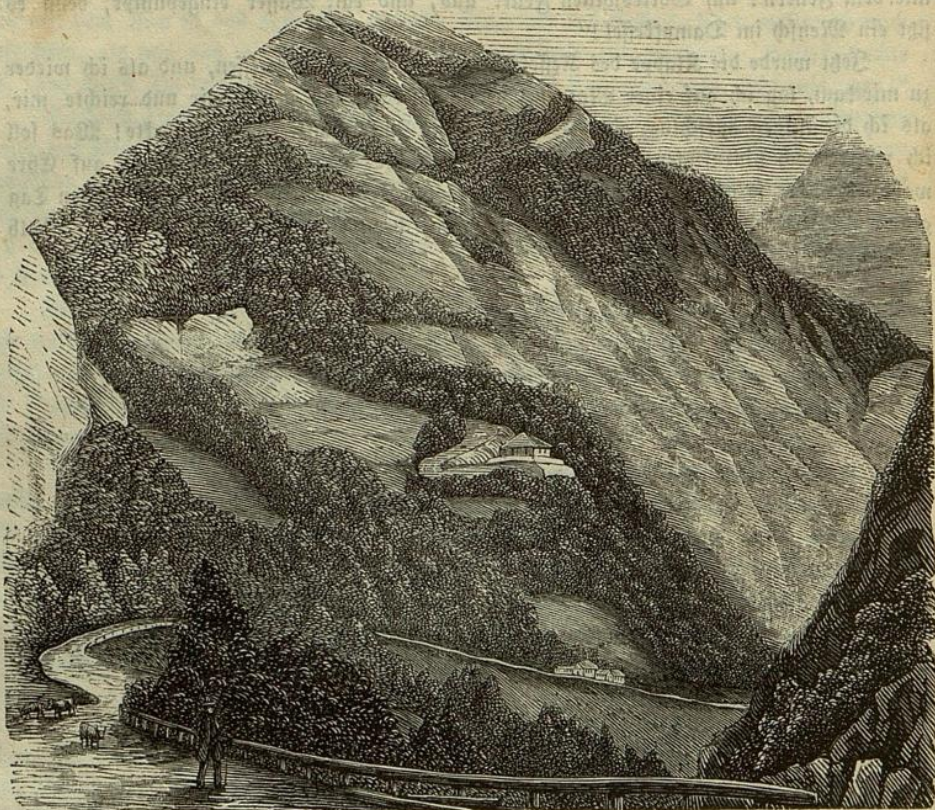
Jetzt wurde der Kessel unter mir heiß, und das Wasser, welches meine Füße umspülte, fing an zu dampfen. —

Da endlich wird es licht in meinem Innern, ich merke, wo ich bin, rufe und schreie, schlage schäumend vor Wuth und Angst mit den Fäusten an die Wände des Kessels, doch kein Mensch hört mich, ich aber vernehme die Stimme des Capitäns: „Eingeheißt, derb eingeheißt!“

Und immer mehr steigt die Hitze im Kessel, und endlich so hoch, daß es nicht ärger in der Hölle sein kann. Also verbrennen soll ich, hu! mir schauderte die Haut. Da bekam ich plötzlich meinen ganzen Muth wieder und dachte: ob ich hier, oder unten auf dem Meeresgrund ende, ist halt alles eins! aber dennoch will ich vorher alles Mögliche versuchen, wie's einem wackeren Matrosen geziemt.

Den Kessel, welcher etwa 20 Schuh lang war, entlang kriechend und umherführend, finde ich einen großen hölzernen Hammer, welchen der Schlosser liegen gelassen. Laut jubelte ich auf und schlug nun damit wie ein Verzweifelter gegen die Wand des Kessels. Aber so eben warf man am Bord die Ankerkette zusammen und hörte mich nicht. — Da fällt mir endlich etwas Besseres ein. Ich besinne mich, daß ich in meiner Tasche einen Meißel stecken habe, hole ihn hervor, setze ihn in eine vernietete Fuge und schlage mit dem Hammer tüchtig darauf, so daß das scharfe Ding schon nach dem fünften Schlag hindurchfährt. Hu, wie zischte da das Wasser und der Dampf hinaus, daß es eine wahre Lust war!

Nun werden sie's doch endlich bemerken, dachte ich, aber nein! Man hatte die Bohlen schon wieder festgemacht und das Wasser mußte erst durch die Spalten hindurchdringen. Doch glücklicherweise schrie mit einem Male ein Matrose: „Donnerwetter! der Kessel hat schon wieder ein Leck!“ und nun kam der Zimmermann, riß die Bohlen los, daß es krachte, und der Schlosser fand sich mit seinem Handwerkszeuge ein, um das Loch wiederum zu verstopfen. Da steckte ich geschwind meinen schmucken Finger durch's Loch, damit man darauf aufmerksam werde, doch der Schlosser zerquetschte ihn mit einem Schläge, daß das Blut zischend am Kessel herabrann. Nun erst hörte ich schreien: „Haltet ein



Der Paß Lueg in Pinzgau des Herzogthums Salzburg.

Geschichtliche Skizze aus dem Jahre 1809.

Es gibt Momente in der Geschichte aller Völker, wo die Entschlossenheit oder Tapferkeit eines einzelnen Mannes von unberechenbaren Folgen für das Vaterland sich zeigt. Der gleichen Begebnisse, welche sich in Oesterreich ereigneten, treu zu bewahren und damit gleichsam einen Spiegel unseren Nachkommen vorzuhalten, ist unsere Pflicht, und wahrlich, es fehlt nicht an schönen Charakterzügen, welche es verdienen, daß man sie der Vergessenheit entreißt.

Im Stegenwalden, dem Wirthshause im Passe Lueg, befinden sich zwei Portraits, wovon das eine, etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch, in ganzer Figur Joseph Struber darstellt, und folgende Aufschrift trägt: „Zum Andenken an die 13tägige Vertheidigung des Passes Lueg mit zwei Compagnien gegen 11,000 Mann Franzosen unter Kommando des General Dürri, durch Joseph Struber.“ Auf einer Papierrolle, die der Abgebildete in der Hand hält, stehen die Worte: „Zum Major ernannt im Jahre 1809, während dem Treffen im Paß Lueg, nebst Verleihung der großen goldenen Medaille.“ Das zweite, mit Bleistift gezeichnete Brustbild stellt ebenfalls Joseph Struber dar, und soll vom bayerischen General Heidegger selbst angefertigt worden sein. Beide Bilder sind noch heutigen Tages sprechende Zeugen echter Vaterlandsliebe der Salzburger und Tiroler, namentlich aber

Joseph Struber's, des Stegenwaldner Wirthes, bei der Vertheidigung des wichtigen Passes Lueg, an dem schon so oft das Blut in Strömen floß.

Seit der Kapitulation, am 24. Juli 1809, war der Paß Lueg vom Feinde besetzt und einzelne Abtheilungen desselben vorgeschoben worden. So war Werfen und Pfarrwerfen von dem französischen Oberstleutnant Wasserau mit zwei Kompagnien des 8. bayerischen Regiments besetzt, eine kleine bayerische Reiterabtheilung hatte zwischen Paß Lueg und letzterem Punkte die Verbindung zu unterhalten, die Lammerbrücke war von einer halben Kompagnie besetzt und überdem zur Unterstützung des Postens bei Werfen bei der Aschauer Brücke und Blüntau eine Kompagnie aufgestellt.

Auf der rechten Flanke der tirolischen Vertheidigung, im salzburgischen Gebiete, wurden jetzt jene Vorkehrungen wiederum aufgenommen, welche Anfangs Mai 1809 durch den salzburgischen Pfleger eingeleitet waren, der im Glücke, wie im Unglücke, mit standhafter Treue an der Sache Oesterreichs hing; schon am 8. September streiften Patrouillen der Landesvertheidiger bis gegen die Brücke, welche von den Baiern abgetragen wurde, die sich nach Werfen zurückgezogen. Nachdem man die Brücke wieder hergestellt hatte, wurde Bischofshofen der allgemeine Sammelplatz aller Landesvertheidiger. Den ganzen Tag ertönten die Sturmglocken und wirbelten die Trommeln und eine Menge Männer, vom Kriegslärm hingerissen, griffen beherzt zu den Waffen um für's Vaterland, für den Kaiser und für den Glauben in den Kampf zu ziehen und ihre Treue und Hingebung mit ihrem Herzblute zu besiegeln.

Außer Hofer und Speckbacher spielten der Kapuziner Joachim Haspinger, der Rothbart genannt, Ignaz Kettner — jetzt ein armer Greis von 70 Jahren, welcher im Markte Golling noch lebt, — Harasser, Gärtner aus Innsbruck, und Joseph Struber die wichtigsten Hauptrollen in diesem kriegerischen Drama.

Die in Bischofshofen versammelten Männer erwarteten sehnsuchtsvoll die Ankunft des Paters Haspinger. Endlich kam er, gleich Peter von Amiens, hoch zu Ross sitzend, in seinem Ordenshabite, den Rosenkranz in der Hand, aber mit dem Schwert umgürtet, und schon am 13. September ging es vorwärts auf den Feind. Werfen wurde von einem bedeutenden Haufen Salzburger und etwa 400 Tirolern angegriffen und der feindliche Anführer Wasserau daraus vertrieben, wobei sich Harasser so bedeutend auszeichnete, daß er zum Major befördert wurde. Radstadt, der Paß Mandling und Mitterndorf wurden besetzt und in Aufsee eine feindliche Patrouille aufgehoben. Der Feind hatte sich nach seiner Vertreibung von Werfen, und nachdem er die Aschauer Brücke über die Salzach hinter sich abgebrannt, am rechten Ufer gelagert, wo er sich sicher wähnte.

Am 21. September zog sich Joseph Struber mit einem Trupp seiner Leute übers Hochgebirge in den Rücken dieses feindlichen Postens und in einer Entfernung von 300 Schritten traf seine sichere Büchsen-Kugel den Hauptmann der hier lagernden bayerischen Truppen, welche in der ersten Verwirrung dem Passe Lueg zuschoßen, und dadurch die Besetzung dieser festen Position möglich machten. Doch der bayerische Oberst Aubert, von jener Schlappe unterrichtet, unternahm sogleich mit einigen Kompagnien vom 8. Regimente einen Angriff, versprengte zwar die Schützen ins Gebirge, verlor aber dabei viele Leute, da fast jede Kugel der Landesvertheidiger ihren Mann traf.

Die eigentliche Seele der ganzen Landesvertheidigung war der Pater Haspinger und sein Augenmerk hauptsächlich darauf gerichtet, nachdem er alle seine Vorbereitungen getroffen, den Paß Lueg zu nehmen. Zu diesem Zwecke bekam Joseph Struber und Georg Laner am 24. September den Befehl, des Feindes Flanken übers Gebirge von der einen und der Schützenhauptmann Frauensteiner von der andern Seite, zu umgehen, die steilen Felsen mit Beobachtung der höchsten Vorsicht zu erklettern, und so das Zeichen des allgemeinen Angriffes abzuwarten.

Am 25. September las der tapfere Kapuziner, seiner Gewohnheit gemäß am frühen Morgen zu Werfen die heilige Messe, ertheilte den zahlreich versammelten Landesreitern die General-Absolution, ließ darauf Alle speisen und gab dann den Befehl zum Ausbruch, worauf punkt 6 Uhr der Angriff auf den Paß Rueg begann. Die Hauptmacht, geführt vom geistlichen Oberkommandeur in eigener Person, stürmte in fester Haltung auf der Hauptstraße heran, konnte sich jedoch wegen der großen Uebermacht des Feindes nicht sogleich der Anhöhen bemächtigen. Da brachen Struber und Laner von ihren Felsklippen herab in des Feindes Flanken und Rücken, ihre Kugeln räumten furchtbar auf und Felsblöcke und Holzstämmen, welche in hohen Bogensätzen von der Höhe herabrollten, zermalnten unter ihrem Gewichte den auf der Straße stehenden Feind. Jetzt unternahm Haspinger von der Stirnseite den zweiten Sturm, drang bis zur eigentlichen Thalsperre — dem damals noch bestehenden Wachthause „der Klaus“ — vor, welche vom bayerischen Hauptmann Fuchs tapfer vertheidigt wurde. Da sich jedoch seine Stellung jetzt immer mißlicher gestaltete, die Angriffe im Rücken immer drohender wurden, so zog er sich bis zur Kapelle von Brunnecken, eine Strecke von einigen Hundert Schritten, schleunigst zurück. Als aber der Hauptmann nach einer kurzen Pause wiederum das verlorene Terrain gewinnen wollte, traf ihn eine tödtende Kugel. Jetzt stürmten die beiden bayerischen Lieutenants Heinrich von Schmiel und Carl Graf Lösch mit Abtheilungen des 4. Infanterie-Regiments das Wachthaus, wo sich inzwischen Struber bei einer Haubige placirt hatte, welche der Schlossermeister Peter Ufelreiter aus Werfen — der noch gegenwärtig dort lebt — bediente. Als Lieutenant Schmiel zum erstenmale heranstürmte, sagte Struber zum Ufelreiter: „Hört, dem schönen Offizier macht mir nichts!“ Zweimal wurden die Stürmenden zurückgeschlagen; mit größter Tapferkeit wiederholte Lieutenant Schmiel zum drittenmale den Angriff. Nun rief Struber dem Ufelreiter die Worte zu: „Jetzt kann ich ihm nicht mehr helfen, gib Feuer!“ und ein Kartätschenschuß streckte den Tapfern mit vielen andern braven Kriegsgefährten nieder. Von nun an nahm das Gefecht überall eine rasche und für die Landesvertheidiger günstige Wendung, die Baiern wurden vollends geworfen und zogen sich über die Lammerbrücke — welche sie hinter sich abbrannten — auf ihre Reserve unter General Stengl nach Golling.

Bei der Kapelle aber, auf der Höhe von Brunnecken, erhob sich jetzt ein herrlicher, zu den Wolken dringender Siegesjubil. Der heiße Kampf war vorüber, das Werk gelungen und der Feind geworfen, und alle Männer dankten dem Himmel für seine Hilfe und — für das gerettete Leben. Viele schliefen den ewigen Schlaf; aber sie starben für ihren Glauben, für ihr Vaterland und für ihren Kaiser! Ihr Andenken wird darum ein gesegnetes bleiben!

Ein Gewitter-Sturm zur See.

Aus meinen Erinnerungen.

Ich segelte von Rio nach New-Orleans, hatte im Ganzen eine gute Reise gehabt und befand mich mit meinem trefflichen Schiffe bereits auf der Höhe von New-Orleans, im gelben schmutzigen Fahrwasser des Mississippi, welcher seine Wogen weit hinaus sichtbar in den atlantischen Ocean trägt, dessen Wasser sich auf eine ziemlich weite Strecke hin durchaus nicht mit dem Mississippi vermengen will.

Es war im Monat Juli. Eine drückende Schwüle hatte schon von Tagesanbruch an auf der See gelegen, so daß wir wie die Fische an der Oberfläche des Wassers, nach einem erfrischenden Lufthauche schnappten. In solchen Fällen machen es in diesen Breiten die Seeleute wie die Menageriebesitzer mit ihren Eisbären, einer begießt den Andern mit frischem Seewasser, das in der drückenden Hitze bald verdampft, und auch ich hatte von meinem schwarzen Steward Pico heute schon mein Duzend Eimer über den Kopf erhalten, ohne daß es viel fruchten wollte. Endlich schwellte eine sehr leichte Brise, wie ein Damenfächer, die Segel und das Schiff bewegte sich kaum merklich vorwärts.

Der Mittag war vorüber und es mochte 3 Uhr sein, als der Wind plötzlich ganz abstarb. Mein großes, schönes Schiff wurde nun von den Schwellungen der See wie ein Betrunkener hin- und hergeworfen, die schweren Segel und Laue klatschten und krachten an den Masten und Rundhölzern, und jener Zustand war eingetreten, der für den Seemann der allerwidrigste auf der Welt ist.

„Ich wünschte lieber eine tüchtige Mäze voll Wind, als dieses verdamnte Hin- und Herschaukeln, Capitän!“ — sagte mein erster Steuermann zu mir.

„Nun, Mr. Deckland, den könnten wir heute noch und zwar etwas mehr als wir eigentlich gebrauchen, bekommen.“

Nach dieser Antwort observirte Mr. Deckland mit großer Aufmerksamkeit das Firmament und mehrere der wachhabenden Matrosen und Bootsmänner, welche in der Nähe standen, flüsterten sich ihre Bemerkungen zu, indem sie gleichzeitig mit dem, erfahrenen Seeleuten eigenen Scharfblick den Horizont betrachteten.

„Ich denk', Mr. Deckland, wir machen uns jetzt nicht auf eine „Mäze voll“, sondern auf eine steife, feste Bö gefaßt; denn das Wetter scheint mir sehr kritisch werden zu wollen.“ —

„Weiß der Teufel, Capitän — warf Deckland hin, indem er eifrig die See durchspähte — wo heute die Kerle stecken. Sonst findet man in diesem Loche immer Lootsen genug auf offener See sich herumtreiben und gerade heute läßt sich kein Satan sehen!“

„Was sollte uns wohl jetzt der Lootse nützen. Uebrigens waren wir oft genug in diesem Fahrwasser und werden uns auch ohne einen solchen zur Noth zurechtfinden. Doch — die Geschichte wird ernst, machen Sie Ihre Vorbereitungen Mr. Deckland.“

Respektvoll grüßte er an seinem Strohute, ging einige Schritte zum Mittelschiff und rasch erscholl von ihm das kräftige Commando: „Alle Hände auf Deck!“ worauf in kaum einer Minute sämtliche Seeleute auf dem Vorderschiff versammelt waren und schweigend die weiteren Befehle abwarteten.

In solchen Momenten, die einer sehr ernststen Gefahr vorauszuweichen pflegen, habe ich die Bemerkung auf Kriegsschiffen gemacht, daß die amerikanischen und englischen Seeleute mit einer Kaltblütigen Resignation und entschlossenen Ruhe dem Kommenden

entgegensehen, während Franzosen durch Wiße und Sticheleien eine äußere Leichtfertigkeit zur Schau tragen, die, wenn der Augenblick der Gefahr eintritt, nie Stand hält und nur zu bald zum tollsten Wirrwarr Veranlassung gibt.

Währenddem hatte sich ein immer dichter Dunst auf das Meer niedergesenkt. Dicke aschgraue Wolkenschichten schoben sich aus Westen empor. Eine eigenthümliche geisterhafte Stille herrschte, so daß man das Plätschern der See an den Schiffswänden deutlich vernehmen konnte; dabei regte sich nicht das kleinste Lüftchen und eine Hitze wie in einem glühenden Backofen trieb den Schweiß aus allen Poren.

Auf einen Wink von mir erschollen rasch hintereinander die Befehle zum Einholen aller Obersegel, und während die Bemannung auf allen Masten damit beschäftigt war, trat Mr. Deckland an mich mit bedenklicher Miene heran und sagte: „Capitän, ich denke, wir bekommen heute noch nicht New-Orleans zu sehen; die ganze Physiognomie — auf Himmel und Meer deutend — gefällt mir nicht.“

„Auch mir nicht. Das Barometer fällt rasch; die Luft ist mit Electricität geschwängert. Es ist ein schweres Wetter im Anzuge und dürfte in einer halben Stunde losbrechen. Lassen Sie den Klüverbaum, die Stengen und Raaen streichen, beschlagen Sie Alles dicht und fest und lassen Sie, bis wir den ersten Stoß hinter uns haben, nur's Focktag-, große Stag- und Besahn-Stag-Segel stehen; vor allen Dingen halten Sie dann aber Nothsegel parat, denn . . .“

Grüßend sprang der tüchtige Offizier auf's Vorderschiff, um die erhaltenen Befehle auszuführen. Mein erster Bootsmann, ein sehr gebildeter junger Mann, der einzige Sohn einer wohlhabenden und angesehenen Familie und mein Liebling, trat zu mir heran und ich sagte ihm: „James, mein Jung', keine 15 Minuten mehr und der Teufelstanz geht los.“

„Unser „Columbus“ hat schon manchen tüchtigen Hurrikan ausgehalten, Capitän, und wird auch diese Gallopade mit der schönen „Windesbraut“ hübsch ehrbar durchführen.“

Währenddem wurden die Schwellungen immer höher und höher. Es war, als wenn der gewaltige Ocean ungeduldig würde auf den nun bald folgenden Kampf mit einem andern Elemente und darüber zürne, denn ein dumpfer grollender Ton gelangte aus weiter Ferne langsam an Bord des Schiffes, ein so eigenthümlicher Ton, den jeder erfahrene Seemann kennt, der ihm aber durch Mark und Bein geht.

Die Mannschaft hatte wacker gearbeitet, alle Vorkehrungen waren getroffen worden. Mr. Deckland rapportirte: „Alles klar, in bester Ordnung!“ und still erwarteten wir den Eintritt des ernstesten Momentes. — Da säufelte plötzlich ein leiser Windhauch aus Westen heran und blähte die wenigen stehengebliebenen Stag-Segel.

„Mr. Deckland, bringen Sie das Schiff rasch im Winde und dann hart am Winde, Nord-West! — so, so, gut! luvt, fest!“

„Fest ist's, Sir!“ kam die Antwort vom Ruder her und das Schiff bekam jetzt Fahrt, d. h. einen festen Segelstrich, womit mir eine drückende Bürde von der Brust genommen wurde; denn es gibt im Seemannsleben nichts Gefährlicheres als wenn ein still das liegende Schiff plötzlich von Windstößen überfallen wird, während, wenn dasselbe Fahrt hat, die Gefahr, bei gehöriger Umsicht, nur eine geringe sein kann.

In einigen Minuten folgten sich jetzt rascher einige leichtere Windstöße und schwellen bis zur Kühle an.

Ich ließ auch nun das Focktag-Segel beschlagen und fuhr nur noch unter Groß-Stag- und Besahn-Stagsegel.

Der Himmel und die See hatten eine tief dunkle Schwärze angenommen, die Wolken hingen niedrig und schwer, plötzlich zeigte sich im westlichen Wolkengebirge eine lichtere Stelle, die sich in unglaublich kurzer Zeit erweiterte und die Wolkenskolosse in Bewegung setzte.

Ich deutete schweigend mit der Hand darauf hin, nahm einen festen Standpunkt am Besahnmaste und Mr. Deckland hatte eben noch Zeit ein Commando an die Bemannung zu erlassen und mir zu sagen: „Setzt segt der Satan Mutter Charons Röchlein zusammen!“ als plötzlich ein gräßlicher Donnerschlag, von einer Kraft und Stärke, die sich fast mit nichts in der Welt vergleichen läßt, lang hinrollend losbrach, das ganze Firmament buchstäblich in Flammen stand und ein Hurrikan daher raste mit einer so ungeheuren vernichtenden Gewalt und Kraft, daß sich mein großes starkes Schiff ganz auf die Lee-Seite legte, beide stehengebliebenen Stagssegel in Hundert von Fetzen zerissen wurden und die losen Leinwandmassen an die Wandten und Masten u. mit einer solchen wüthenden Gewalt anpeitschten, als wenn es Kanonenschläge wären. Dieses furchtbare Rasen und Toben von Sturm und Donnerschlägen, dieses Kochen und Broddeln der in ihren tiefsten Tiefen wüth aufgeregten See, diese glänzenden, blendenden Feuermassen, welche das wilde Chaos beleuchteten, und unser stolzes — und doch so schwaches Menschenwerk! Wahrlich, wer Gottes Allmacht erkennen, wer überhaupt „wahrhaft beten lernen will,“ der gehe zur See, und mache eine Fahrt um's Cap Horn; vergessen wird er sie nie!

Das Schiff war jetzt in jene unglückliche Lage versetzt, die man in der Seemannssprache „vor Top und Takel treiben“ nennt. Da kein Segel mehr stand, so hatte natürlich auch jede regelrechte Coursbewegung aufgehört und das Schiff trieb im hohen Seegange dahin. Dauerte die Kraft des Hurrikans noch fort, so mußte ich die Masten kappen lassen, machte er aber Pausen, so daß ich neue Segel setzen lassen konnte, so mochte noch Alles gerettet werden. Aber ein solches „Segelsetzen“ und Entfernen der wüthend tobenden „Segelsetzer“ ist leichter gesagt als gethan. Jeder Matrose, den nur ein Streifen der dicken Segelleinwand, ja nur ein Resbenzel trifft, wird entweder sofort todtgeschlagen, oder weit hinaus in die See gepeitscht, eine Alternative, so wenig einladend auf der einen, wie auf der andern Seite. Und dennoch muß es geschehen, und es gehört zu den heroischsten Augenblicken im Seemannsleben, wo eine solche That ausgeführt werden muß, weil hier „Sein“ oder „Nichtsein“ davon abhängen.

Von einem Verstehen des Commando's konnte keine Rede sein, nur durch Pantomimen konnte der Befehl ausgedrückt werden. Bei solchen gefährlichen Manövern muß immer einer der jüngeren Offiziere, ein Boots- oder Steuermann, mit den Matrosen in die Masten steigen und dasselbe mit ausführen. Wird z. B. in solchen Augenblicken das Marssegel ganz geholt oder gerefft, so besteigt er mit den Leuten die Raa und nimmt in der Regel seinen Platz auf der Raa-Rocke, d. h. auf dem äußersten Ende der Raa ein, von er genau die Arbeit der Matrosen beaufsichtigt und leitet. Meinen Liebling, James, traf auch heute dieses Loos und 20 tüchtige Matrosen folgten ihm. Glücklicherweise wurden die Segelsetzer entfernt, glücklich die beiden neuen Segel gestellt und James sitzt auf dem Besahn, um einen Block des Besahn-Stagssegels zu ordnen, als eine wüthende Bö das Schiff ganz auf die Seite legt, eine Sturzfsee die ganze Luvschanzverkleidung einschlägt, die Kabüse und ein Boot mit über Bord nimmt und auch meinen armen James mit sich führt.

Von diesem Augenblicke an legte sich das Unwetter merklich und das Schiff bekam gleich wieder festen Cours. So wie ich James Seefahrt bemerkte, ergriff ich rasch das Log und warf ihm dasselbe nach; glücklich erfaßte er die dünne aber starke Leine und schlang sich dieselbe mehreremale um die rechte Hand. Trotz dem hohen Seegange lief das Schiff 11 Knoten, und 6 Matrosen, welche den an der Logleine hängenden armen James an Bord holen wollten, wurde dieß unmöglich, weil die Segelkraft zu stark war.

„Nehmt die Leine um's Gangspill! rasch Leute!“

Gesagt, gethan. Die Winde setzten sich in Bewegung und James näherte sich

jetzt rasch dem Schiffe. Das Meer war so mit Elektrizität geschwängert, daß es, obgleich es bereits dunkel wurde, glänzte; überdem aber erleuchteten flammende Blitzstrahlen die kochende See, so daß man James weißen Strohhut immer näher und näher beobachten konnte. Endlich hatte man ihn dicht an's Schiff bugsiert und ich lehnte mich weit über Bord um ihm bei einer höheren Woge hilfreiche Hand zu leisten, als er matt zu mir den freundlichen Blick erhob, mir seine stark blutende rechte Hand zeigte, von welcher ihm die Leine das Fleisch bis auf die Knochen abgelöst hatte und mit resignirter Stimme rief: „Farewell, Capitän! grüßt meine Eltern! ich kann nicht mehr!“

„Um Gotteswillen, mein Jung', halte dich nur noch einen Augenblick fest!“ —

Doch — er hatte die Leine fahren lassen, ich bemerkte den Strohhut noch einen Augenblick und — verschwunden war bald Alles in der grollenden See.

„Farewell!“ — rief auch ich und drückte krampfhaft die Faust an meine nassen Augen, die vom Seewasser oder von anderem Salzwasser angefüllt waren. Farewell mein Jungel!

Die Herzogin von Chevreuse und Richelieu.

Unter den merkwürdigsten Erscheinungen des 17^{ten} Jahrhunderts am französischen Hofe — zu dessen Zierden man sie eine Zeitlang rechnete, — gehörte Marie von Rohan, die Tochter des Herzogs von Montbazon, Hercules von Rohan.

Marie Rohan war eine starke, entschlossene Natur und liebte die Gefahr und den Kampf. Bei Hofe so gut bekannt, wie bei der Bevölkerung von Paris beliebt, bald — durch die Gunst des Königs — auf dem Gipfel der Macht, bald gestürzt, verfolgt, verbannt und flüchtig, nie übermüthig im Glücke und nie entmüthigt im Elende, hätte sie Frankreichs Geschicke beherrscht, wenn der große Cardinal neben sich die Entfaltung einer andern Größe und Macht gestattet hätte. Deßhalb war sie im beständigen Kampfe mit Richelieu und diesem stets eine gefürchtete Gegnerin. Denn obgleich sie zweimal von Ludwig XIII. des Cardinals Entsetzung erlangte, gelang es ihr dennoch nie, Richelieu zu stürzen.

Viele Geschichtsschreiber versuchten es, die Herzogin von Chevreuse als eine gewöhnliche Intrigantinnen darzustellen; Richelieu selbst aber urtheilte weit besser über sie; denn im 17^{ten} Jahrhundert schien es, als ob das schwache Geschlecht die Rolle des starken übernommen hätte, um die großen Ideen und Prinzipien der Civilisation zur Geltung zu bringen.

Eines Abends war großes Spiel im Louvre, Ludwig XIII. nahm den Herzog Hercules von Rohan vertraulich beim Arm und warb um die Hand Marie Rohans für seinen Günstling, den Herrn von Luyne.

Etwas aus der Fassung gebracht über diese Zumuthung des Königs, eine Rohan einem de Luyne zu geben, erwiderte der stolze Herzog: „Sire, de Luyne soll von sehr zweifelhaftem Adel sein und die Familie Rohan“

„Das ist eine unwürdige Lüge — unterbrach ihn lebhaft der König. — Die Familie de Luyne stammt aus Toscana und geht bis zu Thomas d'Alberti, dem Bruder des Papstes Innocenz des V. hinauf. Uebrigens haben wir ihm nicht einen Titel gegeben? und der Adel, den wir verleihen, ist so viel werth, als der Ihrige, Herzog?“

„Sire, ich wage dieß nicht zu behaupten.“

„Sehr wohl. An dem Tage seiner Hochzeit gebe ich de Luyne den Marschallsstab, mit der Nachfolge des Marschalls d'Ancre. Mein Wort darauf, Herzog!“

Der stolze Rohan verbeugte sich. Die glänzenden Ausichten des „Günstlings“ ließen ihn seinen zweifelhaften Adel übersehen und die Vermählung Mariens mit „dem Marschall de Luyne“ wurde am 13. Januar 1617 im königlichen Palais vollzogen.

Im April ging Hr. v. Vitry, Capitän der königl. Gardien, mit einem Befehle Ludwigs XIII. zu dem Marschall d'Ancre, um ihn zu verhaften. Der Marschall ging gerade über die Brücke des Louvre, um sich zum Könige zu begeben. De Vitry forderte ihm seinen Degen ab. D'Ancre riß aber seinen Degen aus der Scheide und trieb die Gardien einige Schritte zurück. Da ergriff Capitän Vitry eine Muskete, legte an und jagte dem Marschall die Kugel mitten durch die Brust, worauf derselbe todt zu Boden stürzte.

Marie von Medicis sah zufällig die ganze Scene aus ihren Fenstern mit Geberden der Verzweiflung mit an, ja sie suchte unter heftigem Geschrei Vitry von d'Ancre abzuhalten; als dieser aber stürzte, stieß Marie von Medicis die heftigsten

Verwünschungen gegen Vitry aus, worauf sich dieser ruhig dem Fenster der Königin Mutter nahte und die Ordre Ludwigs XIII. vorzeigte, bei deren Anblick Marie von Medicis, ihren Sohn verwünschend, ohnmächtig niedersank. Schon 2 Tage darauf wurde sie unter Bedeckung nach Blois gebracht.

Die Frau des Marshalls wurde auf dem Gievel-Platz verbrannt, und ihre Güter confiscirt. De Luyne wurde jetzt Minister und Marie de Rohan, kaum 3 Monate vermählt, erhielt von der Königin den ganzen Schmuck der Frau d'Ancre, dessen Werth sich auf mehr als 2 Millionen Livres belief.

Ein so glänzendes Geschenk ließ viele Geschichtsschreiber der damaligen Zeit glauben, Marie sei die Geliebte Ludwigs XIII. gewesen. Dies ist jedoch ein großer Irrthum. Schon damals entwickelte Ludwig jenen platonischen Geschmack und jene scheue Zurückhaltung, aus der er später nie herauskam. Die reizende junge Marshallin mit ihrer stets heiteren Laune, ihrem Muthwillen und ihrem oft beißenden Witz, interessirte zwar den König, doch kam es nie weiter als zu einer augenblicklichen Aufregung. Ludwig lebte mit de Luyne und seiner Frau auf dem vertrautesten Fuße, räumte ihnen Zimmer im Louvre ein, speiste an ihrer Tafel, ja schlief sogar öfter — nach damaliger Sitte — in einem Bette mit ihnen ohne Aufregung, wie er es mit einem Bruder oder einer Schwester gethan hätte. Dies war allerdings sonderbar, aber nur aus der Fischnatur Ludwigs erklärlich.

Alle diese Umstände waren bei Hofe sehr gut bekannt und Anna von Oesterreich, die junge schöne Königin, wurde auf Marie de Luyne sehr eifersüchtig. Diese gefiel sich anfänglich aus Muthwillen darin, die Besorgnisse Anna's zu vermehren, als sie aber sah, daß ihre Neckereien der jungen Königin wirklichen Kummer verursachten, ging sie zu ihr, erklärte ihr mit edelm Freimuth die Grundlosigkeit ihrer Besorgnisse, zerstreute alle ihre Befürchtungen und wurde von diesem Tage an die aufrichtigste treueste und ergebenste Freundin Anna's von Oesterreich.

So vergingen drei Jahre. Albert de Luyne, umgeben von Feinden und Verläumdern, wußte sich trotz aller Intriguen in der Gunst des Königs und am Ruder der Gewalt zu erhalten. Er ließ den Hugenotten den Krieg erklären und stellte sich an die Spitze der Armee. Anfänglich schien der Erfolg seine Wünsche zu krönen und de Luyne nahm mehrere feste Plätze mit Sturm, aber vor Montauban, dem Hauptbollwerk der Hugenotten im Süden, erblickte sein Glückstern, denn alle Anstrengungen diesen Platz zu nehmen, blieben umsonst. In die Hugenotten machten einige glückliche Ausfälle, und um das Unglück voll zu machen, fingen Fieber und Seuchen an die Reihen des Heeres zu lichten, denen endlich de Luyne selbst zum Opfer fiel.

Man sagte: de Luyne sei gerade zu rechter Zeit gestorben, um der Ungnade Ludwigs zu entgehen. Dennoch wird diese Behauptung durch nichts gerechtfertigt, denn Ludwig betrauerte aufrichtig seinen Günstling und Marie blieb im Louvre, wo sie beinahe die ganze Zeit ihrer Witwentrauer bei der Königin zubrachte.

Kaum war diese vorüber, so meldeten sich eine Menge von Bewerber um die Hand der schönen, jungen und reichen Witwe. Claudius von Lothringen, Herzog von Chevreuse, trug den Sieg davon, indem die Königin viel dazu beitrug, daß sich die Wagschale zu seinen Gunsten neigte. Die Vermählung erfolgte und da der Palast des Herzogs ganz in der Nähe des Louvre sich befand, so waren Anna und Maria beinahe gar nicht getrennt und konnten sich jeden Augenblick sehen. Die Königin und die Herzogin hatten reizende Abendunterhaltungen eingerichtet, bei welchen der König selten lange seine ernste Miene beibehalten konnte. Alles, was Paris Schönes, Geistreiches und Witziges hatte, wurde zu diesen Zirkeln eingeladen, wobei beide Damen den Glanzpunkt dieser berühmten Soireen bildeten.

Merkwürdig bleibt es, daß Richelieu, der sich in diesen Soireen durch seinen Geist bemerklich machte, seine Erhebung gerade diesen beiden Damen verdankte, die er dafür durch die ganze Zeit seiner Herrschaft auf's Heftigste verfolgte. Daß er sie nicht völlig zu Grunde richtete, lag wahrlich nicht an ihm.

Ludwig XIII. hatte für Richelieu — damals noch Bischof von Lucon — eine grenzenlose Abneigung, gleichsam eine Vorahnung, daß dieser Geist ihn beherrschen werde, und sowohl die Königin als Madame Chevreuse machten es sich zur Aufgabe, dieses Vorurtheil des Königs — wie sie es nannten — zu besiegen. Bei jeder Gelegenheit lobten sie die diplomatischen Fähigkeiten des Bischofs und riefen Ludwig alle jene Dienste in's Gedächtniß zurück, welche Richelieu bereits dem Königreiche geleistet hatte. Kurz, der Widerwille des Königs wurde besiegt und Richelieu wurde Minister.

Leider hatten bald jene, die ihn dazu gemacht, Ursache genug, dieß zu bereuen, denn das erste was der Cardinal that, war, alle Jene ihres Einflusses und ihrer Macht zu berauben, welche an seinem Glücke gearbeitet und ihn emporgehoben hatten. Ohne offen mit ihnen zu brechen, wußte er sie doch beim Könige nach und nach zu verdächtigen. Ludwig behielt zwar die Abneigung gegen Richelieu, doch dieser beherrschte den Monarchen bereits durch Furcht, zeigte demselben die Fäden von angeblich so vielen Verschwörungen und Angriffen auf sein Leben, daß der König immer mißtrauischer und zurückgezogener wurde, ja endlich Richelieu völlig die Zügel der Regierung überließ, so daß jetzt durch die maßlosen Ansprüche, die er ganz offen machte, viele im Ernste daran glaubten, er gehe damit um, sich selbst die Krone Frankreichs aufzusetzen.

Von diesem Augenblicke an bildete sich eine fortwährende Verschwörung im Geheimzimmer der Königin gegen den gemeinschaftlichen, jetzt schon furchtbaren Feind, furchtbar durch seinen Geist, noch furchtbarer aber durch seine Mittel. Marie von Medicis war aus der Verbannung an den Hof zurückgekehrt und wurde mit ihrem Sohne Ludwig XIII. ausgesöhnt, und diese, wie Anna von Oesterreich, Madame Chevreuse und Gaston, des Königs Bruder, bildeten die Quadrupel-Allianz gegen Richelieu, wobei sie von den vornehmsten Personen des Hofes unterstützt wurden. Doch die Herzogi, über die Undankbarkeit empört, womit Richelieu ihre Protection belohnte, war die Seele der ganzen Verschwörung, und sie schwur, daß sie jedes Mittel anwenden wolle, um den gehaßten Minister zu stürzen. Den tiefsten Grimm im Herzen, verbarg sie auf's sorgfältigste ihren Haß und hatte für Richelieu stets das bezauberndste Lächeln auf den Lippen.

Richelieu war jetzt zu dem Glauben gelangt, Anna und Marie, einmal von ihm geschlagen, hätten das Feld für immer geräumt, und kam nun öfter in jene berühmten Abendzirkel, in denen er noch vor wenigen Monaten als demüthiger Bittsteller und Client erschienen war. In diesen Soireen gab sich Richelieu nur als galanter Höfling, jede Anspielung auf Politik, jedes ernste Gespräch sorgfältig vermeidend, ja gab sogar das Signal zu jenen muthwilligen, ausgelassenen Spielen, Gesängen und Tänzeleien, die aus der Geschichte jener Zeit bekannt sind.

Ob schon Minister und Kirchenfürst verleugnete Richelieu doch nie den Menschen. — Er behauptete oft, Frauen sollten sich nur ausschließlich mit Herzensangelegenheiten beschäftigen, er betrachtete dieselben als eine angenehme Zerstreuung, als schönes Spielzeug für müßige Stunden, und sein Erscheinen bei den Zirkeln der Königin war die Folge dieser Meinung, ja die reizende Anna war sogar bald der Gegenstand seiner eifrigen Bewerbungen; nie gelang es ihm aber deren Gunst zu erringen und seine verletzete Eigenliebe mußte sich dafür bis an sein Lebensende kleinlich und erbärmlich zu rächen.

Der Boden, auf dem der Cardinal anfangs sich bewegte, war ein sehr schlüpfriger. Von welcher Seite sollte er den Angriff beginnen? Am besten schien es ihm, zuerst der Herzogin von Chevreuse auf's eifrigste den Hof zu machen, indem er diese für eine leichte Beute hielt; hatte sie sich mit ihm tief genug eingelassen — so dachte er — dann sollte sie, aus Furcht vor ihrem Gemahl, den Knoten der Intrigue schürzen, und dann

Dies war Richelieu's Politik und keinen Augenblick zweifelte er an dem günstigen Erfolge seiner Berechnungen. Wer war daher wohl mehr überrascht als die Herzogin, als Richelieu zu ihren Füßen seufzte und sie in den zärtlichsten Ausdrücken die alleinige Gebieterin seines Herzens nannte. Anfangs trieb Zorn und Entrüstung der Herzogin das Blut in's Gesicht, doch bald faßte sie sich und erkannte mit einem raschen Blicke die Vortheile, die Richelieu ihr einräumte, wobei keine Miene verrieth, was in ihr vorging. Anna wurde sogleich von dem Vorfalle unterrichtet, und man beschloß, die Herzogin solle die Bewerbungen Richelieu's annehmen, doch bei der ersten sich anbietenden Gelegenheit ihn sowohl in den Augen Ludwigs XIII. als des ganzen Hofes lächerlich machen. Würde dies Ziel erreicht, so sei auch Richelieu gestürzt.

Mit meisterhafter Geschicklichkeit vollendete Marie ihre Aufgabe und bald war der Vogel im Käfig. Mit unglaublichem Lächeln hörte sie anfangs die Betheuerungen seiner Liebe, ermunterte später seine Kühnheit, stellte sich gerührt von der Wahrheit und Tiefe der Gefühle, welche er mit so beredten Worten ihr erklärte, gab seinen stürmischen Bitten nach, gestand sogar ihre Gegenliebe und sagte, daß sie sein Gewand nur scheue, um ihm mehr zu sein.

Diesen Scrupel der Herzogin wußte Richelieu leicht zu beseitigen. Da er ein für alle Mal die Erlaubniß hatte, die Herzogin in ihrem Geheimzimmer zu besuchen, so legte er am nächsten Tage die Tracht der Edelleute damaliger Zeit an, und erschien in einem Rocke von perlgrauem Atlas, reich mit Gold und Edelsteinen gestickt, in weiten, faltigen Hosen von kostbarem Sammt, prächtigem Federnhut mit Diamant-Agraffe und einem Degen an der Seite vor der Dame seiner vermeintlichen Liebe. Hierbei ließ ihn seine Eitelkeit glauben, er sei das Bild eines vollendeten Cavaliers. Ungeschickt in seinen Bewegungen, beengt durch die ungewohnte Kleidung, den Degen jeden Augenblick zwischen den Füßen, war Richelieu eine so possirliche Erscheinung, daß die Herzogin nur mit Mühe einen krampfhaften Lachanfall zurückhalten konnte. Doch sie beherrschte sich vollkommen, dankte dem Cardinal mit einem freudestrahrenden Gesicht für seine zarte Rücksicht, machte ihm die schmeichelhaftesten Komplimente über seine ritterliche Haltung und fragte ihn endlich im Laufe der Unterhaltung, die von Wit und guter Laune sprudelte, ob er in seiner Jugend tanzen gelernt habe.

Richelieu verneinte, worauf ihm die Herzogin vorschlug, sie wolle ihn selbst in den ersten Anfangsgründen dieser Kunst unterrichten; und der kluge Richelieu — ging in die Falle. Entzückt, eine so reizende Lehrerin gefunden zu haben, sah er sich schon im Geiste auf dem Gipfel seiner Wünsche, sah sich zum Erstaunen des ganzen Hofes mit vollendetem Anstand und Grazie die Sarabonde tanzen und sich in all der ritterlichen Gewandtheit eines Cavaliers, die der eitle Richelieu in vollem Maße zu befüßen sich einbildete, glänzen.

Die boshafte Herzogin ließ ihn jetzt die lächerlichsten Figuren und sonderbarsten Pirouetten machen — und Richelieu merkte nichts. Da sollte er eine neue graziose Wendung ausführen und er stürzte der Länge nach zu Boden. Sogleich erscholl von allen Seiten ein ungeheures Gelächter, mehrere Thüren öffneten sich wie auf Verabredung und Marie von Medicis, Anna von Oesterreich, Gaston, der Bruder des Königs, und dreißig bis vierzig Edelleute und Hofdamen, welche in den nächsten Zimmern und der Gallerie gehorcht hatten, umringten den Cardinal mit lautem Hohngelächter.

Einige Minuten lang lag Richelieu bleich und entsetzt vor Zorn regungslos am Boden. Die Lage war kritisch, der Moment entscheidend. Mit dem Fluche der Lächerlichkeit beladen, war der Minister verloren. Aber Richelieu war nicht der Mann, die Fassung zu verlieren. Stolz erhob er sich und ließ einige Secunden lang seine durchbohrenden Blicke auf den ihn Umringenden haften. Nun erstarb das Lachen auf den Lippen der Meisten und manches Gesicht wurde bleich. Den drohenden Ausdruck in den Augen des Cardinals konnten nur Wenige aushalten. Er war tödtlich getroffen und sagte mit vor Wuth bebender Stimme zu den Umstehenden: „Ich wußte wohl, daß man mich belauschte, doch diesmal seid ihr in meine Falle gegangen und in Kurzem sollt Ihr von mir hören.“

In wenigen Augenblicken hatte er seine Kleider gewechselt und eilte zu Ludwig XIII. Eine Stunde darauf wurde die Herzogin von Chevreuse zum Könige gerufen. Vertrauend auf die alte Gunst Ludwigs erschien sie wie gewöhnlich mit dem anmuthigsten Lächeln vor ihm. Doch der König empfing sie kalt und redete sie zornig an: „Madame! seit langer Zeit sind wir unterrichtet, daß Sie den Louvre zum Schauplatz Ihrer Ausschweifungen machen, daß Sie Zwietracht in meine Familie bringen. Se. Eminenz der Hr. Cardinal wollte sich selbst überzeugen, wie weit Sie die Unverschämtheit in meinem Palais treiben. Ich bin wohl unterrichtet, Madame. Nehmen Sie sich in Acht! Der Weg in ein Kloster oder in die Verbannung ist bald gefunden!“

Umsonst waren die Bemühungen der schönen Herzogin, Ludwig von seinem Irrthume zu überzeugen. Der König wollte sie nicht hören, drehte ihr den Rücken zu und ein Page führte die bestürzte Herzogin zur Thür.

Richelieu hatte nun mit dem Zirkel der Königin vollständig gebrochen. Auf dem Felde der Liebe hatte er zwar eine eklatante Niederlage erlitten, aber eben diese Niederlage verschaffte ihm den großen Vortheil, seine Gegner erkannt zu haben. Von diesem Augenblicke an waren sie Alle strenge bewacht.

Zur selben Zeit erschien am französischen Hofe der Herzog Buckingham als Gesandter Karls I. von England, um für seinen Monarchen um die Hand Henriettens von Frankreich zu werben. Buckingham verdunkelte durch den Glanz seiner Erscheinung Alles. Eine solche Pracht, gepaart mit dem ausgezeichnetsten Geschmacke, war am Hofe Ludwigs XIII. noch nicht erschienen. Buckingham erschien regelmäßig in den Zirkeln der Königin und diese sowohl als die Herzogin Chevreuse wußten ihm bald eine so tiefe Abneigung gegen Richelieu einzusößen, daß sie in Haß ausartete. Buckingham nahm sich keine Mühe diese Abneigung zu verbergen, sondern legte sie offen und auf eine Richelieu beleidigende Weise an den Tag. Dafür wußte sich nun der Cardinal dadurch zu rächen, daß Ludwig XIII. in Buckingham den Liebhaber der Königin sah, und der unschuldigen Königin wurde es nicht möglich, sich von diesem durch Richelieu auf sehr geschickte Weise genährten Verdachte zu reinigen.

Durch alle diese Ereignisse artete der Haß der Verschworenen gegen den Cardinal bald in eine Art von Maferei aus und man faßte den Entschluß, ihn um jeden Preis zu vernichten. Man schreckte vor keinem Mittel mehr zurück und sprach offen davon, Richelieu durch einen gedungenen Mordhändler bei Seite zu schaffen.

Wir kommen jetzt zu dem wichtigsten und folgereichsten Ereignisse im Leben der Herzogin.

Heinrich de Talleyrand, Graf von Chalais, war der Nachfolger Alberts von Luynes in der Gunst Ludwigs XIII. Der Graf war ein junger feuriger Mann, muthig und entschlossen. In die Herzogin bis zum Wahnsinne verliebt, verfolgte er sie mit seinen Anträgen seit 6 Monaten, obwohl sie gegen ihn nichts weniger als zuvorkommend war. Seit Langem wurde sie von ihrem Gemahl vernachlässigt und dennoch blieb sie lange Zeit fast unempfindlich gegen diese wahre, offen an den Tag gelegte Leidenschaft des

Grafen. Endlich unterlag das Pflichtgefühl dem heiteren stürmischen Drängen der Leidenschaft. — Glücklich in diesem neuen Gefühle, vergaß sie einen Augenblick lang die unglückliche Königin, welche der Cardinal ohne Gnade und Erbarmen auf's Aeußerste verfolgte. Er raubte ihr nicht allein das Herz ihres Gemahls, sondern nahm den König so gegen sie ein, daß Ludwig seine Gemahlin auf die demüthigste Weise vernachlässigte.

Als Marie die Thränen und den Kummer Anna's sah, machte sie sich Vorwürfe über ihr Vergessen, sie führte den Grafen von Chalais in den Zirkeln der Königin ein und von ihnen wurde nun der Sturz des Cardinals mit Aufbietung aller Kräfte und Mittel beschlossen.

Doch welcher Arm sollte diesen Kolos stürzen? nur der König selbst konnte dieses wagen, oder ein Mann, der so sehr in Gunst war, daß er das Beil des Henkers nicht zu fürchten brauchte.

Berauscht vom Glücke seiner Liebe, und stolz darauf durch eine kühne That die Neigung der schönen Herzogin zu verdienen, erklärte sich mit ritterlicher Entschlossenheit der Graf von Chalais bereit, er wollte den Streich führen, und somit war das Haupt der Verschwörung gegen Richelieu gefunden.

Das Bündniß mit dem Günstling verdoppelte auf der Stelle die Kühnheit der Feinde des Cardinals. Anfangs wollte man nichts Anderes, als ihn stürzen, aber bald ging man weiter. Anna hatte seit ihrer Vermählung nichts als Kränkungen erfahren, Marie von Medicis hatte Ursache genug, sich über ihren ältesten Sohn zu beklagen, und Gaston liebte den Bruder nicht. Alle diese verschiedenen Parteien, durch gegenseitige Klagen immer mehr erbittert, beschlossen endlich, einen Staatsstreich zu wagen.

Man wollte sich Ludwigs XIII. Person bemächtigen, ihn für impotent erklären und in ein Kloster sperren. Gaston sollte den Thron besteigen, vor allem aber Richelieu bei Seite geschafft werden.

Chalais sollte sich jetzt entscheiden. Entweder sollte er auf die Liebe der schönen Herzogin verzichten, eine Liebe, die ihm theurer war als sein Leben, oder sich gegen seinen König des schwärzesten Undankes schuldig machen. Der Graf war mit Ludwig zugleich erzogen worden, war mithin Gefährte seiner Spiele und Studien, und nie hatte der König in der Folge seine Freundschaft für ihn, seinen Günstling, verleugnet, denn täglich gab er die deutlichsten Beweise seiner Gunst. Und seinen königlichen Freund und Wohlthäter sollte der Graf verrathen, sollte ihn vom Throne stoßen? — Soll er sich zurückziehen? — Wird nicht ein Anderer seinen Platz einnehmen! — Soll er zum Könige gehen und seine Geliebte verrathen, sie, die er glühend anbetet? Der Würfel ist geworfen, Verrath hier — Verrath dort, und er zieht jenen vor, der ihm seine Leidenschaft läßt, und Ort und Stunde wird bestimmt, in welcher Richelieu fallen soll.

Dieser ist aber auf seiner Huth, wittert ein Complot, erfährt einen Theil des Geheimnisses, eilt zum König und entdeckt ihm dasselbe, während er sich bemüht, die Beweise dafür zu erhalten. Nachdem er erst einen Faden hatte, war Richelieu zu gewandt, um nicht auch das ganze Netz in die Hände zu bekommen. Er kennt das Liebesverhältniß des Günstlings mit der Herzogin Chevreuse und augenblicklich läßt er eine Haussuchung bei dem Grafen und der Herzogin vornehmen, bemächtigt sich ihrer Correspondenz und zeigt sie Ludwig XIII. Aus den aufgefundenen Briefen kann man zwar über den Zweck der Verschwörung nicht klar werden, man findet aber verschiedene boshafte Bemerkungen über die blödsinnige Zurückhaltung und Furcht des Königs gegenüber des schönen Geschlechts — und dies dient dem Cardinal dazu, den Zorn des Königs auf's Höchste zu entflammen.

Der Sturm brach los. Im ersten Augenblicke des Schreckens und der Ueberraschung ergriff die Herzogin die Flucht, und der Graf von Chalais suchte eine Zuflucht bei seinem

Freunde, dem Herzoge von Vendome, Gouverneur der Bretagne. Allein der Befehl, den Grafen lebend oder todt zu ergreifen, war vor ihm angekommen und der Unglückliche wurde in Nantes eingekerkert.

Aber Richelieu wollte diesmal einen furchtbaren Schlag führen, um für die Zukunft alle jene abzuschrecken, welche es wagen sollten, seine Gewalt zu untergraben. Doch um eine Anklage wegen Hochverraths anhängig zu machen, fehlte es ihm an hinlänglichen Beweisen. Was that er? — Er sandte einen Vertrauten zur Herzogin von Chevreuse, die in der Touraine einen Versteck gefunden hatte und ließ ihr durch diesen eröffnen, daß, wenn sie nicht eine genaue und vollständige Enthüllung des Complottes gebe, so werde man ihre Briefe dem Herzoge, ihrem Gemahle, mittheilen, und der Gefangene in Nantes habe dann weder Gnade noch Erbarmen zu erwarten.

Marie, statt sich einschüchtern zu lassen, jagte den Emissär Richelieu's schimpflich zum Hause hinaus, nahm augenblicklich Postpferde und kam früher als dieser in Paris an.

Richelieu hatte sich in voller Sicherheit eingewiegt. Er kennt nicht alle Hilfsquellen und die Energie der Herzogin, glaubt nicht, daß sie kühn genug sei, seinem Zorne Troß zu bieten. —

Und die Herzogin hat sich im Louvre bei der Königin versteckt, stachelt alle ihre Freunde auf, setzt alle Leidenschaften in Bewegung, streut Versprechungen und Geld mit vollen Händen aus und — — — den Tag nach ihrer Ankunft ist die ganze Correspondenz aus dem Cabinete Richelieu's verschwunden.

Wer hatte die Correspondenz aus dem Cabinete Richelieu's genommen? Durch welche Mittel konnte man dem Cardinal einen so wichtigen Beweis entreißen, der für seine Absichten und Intriguen unerseßbar war? — Alles Fragen, welche nur die Herzogin beantworten konnte.

Die Herzogin hatte nicht nur ihre Ehre gerettet, sie hatte sich auch das Recht erworben, zu Gunsten des Grafen von Chalais zu wirken. Sie wußte die mächtige Familie der Rohan in dieser Sache zu interessiren, ja sogar ihren Gemahl, den Herzog von Chevreuse, herbeizuziehen. Ludwig XIII. wurde von allen Seiten bestürmt, alle Erinnerungen an den alten Liebling hervorgerufen und die Absichten des Cardinals auf's Höchste verdächtigt. Man fragt: Wo sind die Beweise der Verschwörung? Ist Chalais mehr compromittirt, als die Andern? Entweder ist gar Keiner schuldig, oder es sind zehn und mehr Schuldige! Warum bedroht man den Einen mit Kerker und Tod und läßt die Andern ungestraft?

Alle diese lebhaften Entschuldigungen und Versuche, den Grafen Chalais zu rechtfertigen, hörte der König sehr kalt an und erwiederte nur: „Geht zu Richelieu und sagt das Alles ihm — ich kann nichts thun.“ Der Cardinal ist aber unzugänglich, keiner der Bittsteller wird vorgelassen und unablässig arbeitet er an dem Verderben des Günstlings.

Eine muthige Frau hatte ihm eine Waffe zwar entrisen, doch dafür suchte er eine andere und fand sie in Gaston, dem Bruder des Königs. Dieser machte ihm Geständnisse, verrieth seine Mitverschworenen und ihre früheren Pläne und erkaufte sich dadurch die Gnade des Cardinals und die Verzeihung des Königs. Natürlich war es unmöglich, einen Prozeß zu instruiren und vor ganz Frankreich einen Prinzen von Geblüt als Verschworenen und Zeugen hinzustellen; doch die Hauptsache für den Cardinal war, den schwachen König zu bestimmen, ihm allein diese Angelegenheit zu überlassen, was ihm natürlich gelang. Niemals hätte ein ordentliches Tribunal das Todesurtheil über einen Mann gefällt, gegen den man nichts aufbringen konnte, als bloße Vermuthungen. Richelieu wußte diese Schwierigkeit zu umgehen durch zwanzig seiner Creaturen, die nur seinen Willen

allein befolgten und er führte sogar den Hof nach Nantes, damit er Zeuge sei, wie er seine Gegner strafe. Auch die Herzogin eilte voll Verzweiflung dorthin, konnte aber trotz aller ihrer Bemühungen nicht den Gefangenen befreien, ja nicht einmal mehr zu ihm gelangen, um ihm ein „letztes Lebewohl“ zu sagen.

Durch die von Richelieu ernannte Commission wurde der Graf von Chalais zum Tode verurtheilt, und hatte als Edelmann das Vorrecht, mit dem Beile hingerichtet zu werden.

Niemand hoffte mehr, doch die Herzogin hegte noch einen Plan, und zwar auf den Henker von Nantes. Selbst eilt sie zu ihm hin, gibt ihm 20,000 Livres und er entflieht. Sie glaubt, daß, wenn sie nur einen Aufschub der Hinrichtung bewirkt, sie des Grafen Leben retten kann. Die Freunde des Grafen, seine Mutter, die Gräfin von Talleyrand, sollte sich dem Könige nochmals zu Füßen werfen und — vielleicht läßt sich diesmal Ludwig erweichen.

Die arme Herzogin vergaß, daß sie es in diesem Verzweiflungskampfe mit einem Richelieu zu thun hatte.

Die Stunde der Hinrichtung kam und — der Henker war verschwunden. Da läßt Richelieu aus dem Gefängnisse einen zu den Galeeren verurtheilten Raubmörder bringen, und verspricht ihm volle Begnadigung, wenn er heute die Rolle des Henkers übernehme, welches Unerbieten dieser mit Freuden annimmt. Die Execution beginnt; die Hände des Elenden zittern bei dieser ungewohnten Verrichtung und der erste Schlag, den er gegen das Haupt des unglücklichen Opfers führt, schlägt nur eine tiefe Wunde in dessen Hals und Schultern. Einunddreißig Schläge macht derselbe auf den Grafen und dessen Schmerzensgeschrei erfüllt die Luft, erst beim zweiunddreißigsten hat der Unglückliche aufgehört zu leben. Die Volksmenge, welche dieser unerhörten Marter beizuhörte, erhob ein gräßliches Geschrei und nur mit Mühe konnten die Gardes den elenden Henker vor dem Zerreißen schützen. Auch er sollte den Lohn für seine That nicht genießen, denn man fand seinen Leichnam nach einigen Tagen mit einem Messer durch's Herz.

Die Herzogin kehrte nach Blois zurück und beweinte dort lange Zeit den verlorenen Freund. Ludwig XIII. verbot ihr am Hofe zu erscheinen. Sie beschäftigte sich nun allein mit der Erziehung ihrer Kinder und that Alles, um sich beim Cardinal in Vergessenheit zu bringen. Aber ihre Rache hatte sie nicht aufgegeben — unversehens wollte sie ihn fassen, und ihn desto sicherer vernichten. Allein auch Richelieu traute dieser scheinbaren Ruhe nicht und veranlaßte, daß sie Frankreich verlassen mußte; worauf sie sich fünf Jahre lang in Spanien, Italien, Oesterreich und England aufhielt.

Kein Schmerz dauert ewig und auch Marie war bald getröstet. Jung, schön und geistreich machte sie bei allen Höfen ungeheures Aufsehen. Aber alle Huldigungen und Triumphe, alle glänzenden Feste, mit denen man sie überhäufte, konnten sie dennoch nicht über ihre Entfernung aus dem schönen Frankreich trösten. Heimlich begab sie sich nach der Touraine und sogar von dort unter verschiedenen Verkleidungen öfters nach Paris. Bei dergleichen Ausflügen reiste sie am liebsten unter verschiedenen Männerverkleidungen, weil sie dadurch manchen Schwierigkeiten enthoben war, anderntheils als eine vortreffliche Reiterin, die unverdächtige Rolle eines Stallmeisters oder Couriers spielen konnte. Bei diesen Reisen wurde sie nur von einem alten Diener zu Pferde begleitet, auf dessen Treue sie sicher rechnen konnte. Daß die unermüdete Frau wieder ihre alten Verbindungen mit der Königin und Marie von Medicis erneuerte, versteht sich von selbst, und bald war der Cardinal mit einem Netz von Intriguen umspinnen, deren Fäden so fein und geschickt geschürzt waren, daß er in der Falle lag, bevor er ahnte, wer ihn hineinstieß. Ludwig XIII. hatte gerade eine schwere Krankheit überstanden und man benützte die Zeit seiner Schwäche dazu, ihm wieder Geschmach am Familienleben beizubringen, wobei

Madame Chevreuse die Rathgeberin beider Königinnen war. Endlich war der König gewonnen. Alle seine Getreuen, Marillac und Bassompierre an ihrer Spitze, schlossen sich der Königin an. Man hatte Ludwig XIII. überredet, Richelieu wollte ihn der Krone berauben und sich selbst auf den Thron Frankreichs setzen, und der König leistete einen feierlichen Schwur, den Cardinal aus Frankreich zu verbannen. Dies geschah auch und Richelieu befand sich bereits mit seinem ganzen Gepäck auf der Straße nach Pontoise, um sich in Havre einzuschiffen, — als er plötzlich umkehrt, nach Versailles eilt und in das Zimmer des Königs dringt. Der König vergißt seinen Eid, eine Unterredung findet statt und — Richelieu ist wieder Minister, aber mächtiger als je.

Was bestimmte aber den Cardinal den Befehlen des Königs zuwider so plötzlich umzukehren?

Richelieu war mit seinem Gefolge auf dem Wege in die Verbannung bei Enghien angekommen. Plötzlich hört man den Galopp zweier Pferde und sieht in wenigen Minuten zwei Edelleute mit verhängten Zügeln heransprengen. Richelieu machte Halt, um sie zu erwarten, wobei ihn eine Ahnung beschlich, als kämen die Reiter von Seite des Königs, um ihm ein schlimmeres Schicksal als die Verbannung zu bereiten. Vor dem Cardinal halten die Reiter plötzlich an, nehmen ihre Hüte ab, verbeugen sich spöttisch und der Eine sagt: „Glückliche Reise, rother Mann!“ Der Andere aber: „Der Teufel hole Dich und bringe Dich nie wieder zurück!“ Beide machen wieder eine tiefe Verbeugung, wenden ihre Pferde und sprengen unter schallendem Hohngelächter die Straße nach Paris zurück. Der Cardinal wird blaß vor Wuth, erkennt in einem der Reiter die Herzogin von Chevreuse, in dem andern Bassompierre und die Begierde sich zu rächen, gibt ihm plötzlich jenen Wuth zur Rückkehr und zur Aufbietung aller seiner geistigen Hilfsmittel, die er in seinem Ehrgeiz bisher nicht gefunden hatte. Sein Gefolge erhält den Befehl mit dem Gepäck in den Louvre zu gehen, er selbst eilt nach Versailles zum Könige, welcher bereits den Verlust seines Ministers bedauerte; Richelieu wird es ein Leichtes, seine Macht und seinen Einfluß wieder zu gewinnen und seine bestürzten Gegner sehen mit Schrecken den verspotteten Verbannten plötzlich wieder da stehen, doch schrecklicher und drohender als je.

Wem fällt hier nicht unwillkürlich das alte Sprichwort ein: „Baue deinen geslagenen Feinden goldene Brücken.“

Die Herzogin Chevreuse reiste mit der Königin Mutter nach Köln, später verbanden sich beide und Gaston mit dem Herzog von Montmorency, welcher in Toulouse die Fahne des Aufruhrs erhob. Man weiß aus der Geschichte, wie unglücklich dieser neue Versuch, Richelieu's Macht zu stürzen, endete.

Doch die Herzogin setzte consequent ihre Pläne fort, lebte wiederum 6 Monate in Languedoc versteckt, hatte sogar den Wuth nach Paris zu kommen und kehrte nur auf den Rath ihrer Familie nach Spanien zurück, von wo sie mit der Königin unter der Adresse eines jungen Rathes de Thou einen lebhaften Briefwechsel unterhielt.

Aber der Cardinal entdeckte auch dieses Geheimniß, ließ ganz Paris durchstöbern um jene berühmte Cassette aufzufinden, in welcher die Briefe verborgen waren, die jedoch allen seinen Nachforschungen entzogen blieben. Aber de Thou ward ein Opfer seiner Anhänglichkeit für die Königin und Herzogin Chevreuse und mit der Hinrichtung desselben und des bekannten Cinq Mars schloß Richelieu die lange Reihe der politischen Verurtheilungen, welche seine Regierung bezeichnen.

Ludwig XIII. folgte ihm bald nach. Anna von Oesterreich wurde Regentin. Die Herzogin Chevreuse kehrte nach zwanzigjähriger Verbannung nach Paris zurück und die Königin bewahrte ihre Liebe und Freundschaft bis zum letzten Momente ihres Lebens für dieselbe.

Die letzte Tochter der Montezumas.

Skizze aus dem Goldlande.

I.

Neu-Mexiko hat, wenn man es auf der Landkarte betrachtet, das Aussehen eines geographischen Dreiecks. Im Allgemeinen kann es als ein hohes, unregelmäßiges Plateau beschrieben werden, durchschnitten von tiefen engen Thälern und überfüllt mit zackigen Abhängen und kühn aufsteigenden, pyramidenartigen Gipfeln. Die östliche Seite dieses Tafellandes stützt sich an die Sierra (oder Gebirgskette) von Guadalupe; der westliche Rand wird von den Mimbres gehalten. Diese Bergketten nähern sich allmählig, je weiter sie vom Süden aufsteigen, und stoßen zuletzt unter dem 40. Grade nördlicher Breite in einem sehr scharfen Winkel zusammen. Ihre vereinte Fortsetzung bilden die riesenartigen Fessengebirge. Ihre anfängliche Ausbreitung ist das Plateau von Neu-Mexiko, das durchgängig eine große Höhe hat. So liegt z. B. die Stadt Santa Fe 6846 Fuß über der Meeresfläche. Von diesem Gebiete kann man nicht sagen, daß es dem Ackerbau reizende Ausichten auf reichliche Entschädigung der verwendeten Mühe verspricht. Es ist eine Region von primitiven Felsen, in der sich unzählige Spuren vulkanischer Thätigkeit vorfinden. Hier sind dunkle Schluchten, hochgethürmte Spizen, durchbrochene Stratas, Säulen von Tropfstein, Vesten von Basalt und Klippen von scharlachrother Farbe. Auch die Luft steht im Bunde mit der Erde, um die Hoffnungen des Landmannes zu täuschen.

Das Land liegt so fern vom Ocean und von jedem beträchtlichen Gewässer und die Oberfläche bietet eine so ungewöhnliche Höhe, daß Befechtung oder fruchtbarer Regen als eine Seltenheit betrachtet werden darf. Die spärliche Ausdünstung liefert kaum einen Thautropfen für die wilde Rose, oder schattirt kaum das azurine Himmelsgewölbe mit einem Fleckchen Wolke. Daher rührt die Trockenheit und Elasticität der Atmosphäre und die unübertreffliche Klarheit des Himmels.

Neu-Mexiko ist kein Garten der Ceres, und kann es nie werden. Demungeachtet ist es das Land der Sonne. Kein Klima des Erdbodens übertrifft es an Gesundheit. Hier erreicht das animalische Leben seine höchste Entwicklung und fühlt die wenigsten Krankheiten. Hier gibt es zahlreiche Heerden ohne jede Pflege und Sorge der Menschen, und die Weinrebe trägt reichlich im wilden Zustande. Unzweifelbare Thatfachen bezeugen außerdem das Vorhandensein eines vorzüglichen Mineralreichthums, denn der ganze Busen des dreieckigen Tafellandes ist mit Gold- und Silberadern durchsäumt. Viele der Eingebornen — arm an allen Dingen — sind reich an Goldstaub. Zahlreiche Minen, früher höchst ergiebig, sind wegen Mangel an Wasser und Merkur wieder aufgegeben.

Mayor Emory berichtet in den amtlichen Notizen über seine militärischen Reconnoissirungen des Landes, daß er auf verschiedenen Punkten seines Marsches häufige Spuren von Gold gefunden habe.

Die unwissenden trägen Mexikaner waren es jedoch nicht von denen man die Entwicklung der Hilfsquellen ihres Landes erwarten konnte. Außerdem hatten sie keine Beweggründe zu solchen Unternehmungen, da sie der Ueberfluß nur um so mehr der Plünderung aussetzte.

Die Navajoe- und Apache-Indianer bedrängten das Land mit unaufhörlichen Einfällen, und der Gouverneur von Santa Fe war ein geheimer Verbündeter der indianischen

Räuber. Dennoch wurden selbst während der verderblichsten Tage mexikanischer Mißregierung von amerikanischen Händlern und Trappern mehrere Entdeckungen wundervoller Minen gemacht. Aber durchgängig zerstörten die Wilden immer wieder die ersten Einrichtungen an solchen Stellen; denn sie bewiesen stets eine unversöhnliche Feindschaft gegen alle Goldjäger. Dieses sonderbare Vorurtheil läßt sich jedoch leicht erklären.

Alle Gebirgskämme besitzen noch eine dunkle Tradition von Montezuma, ihrem einstigen Könige und Gotte, sowie von seinen kläglichen Schicksalen. Sie werden gelehrt, die Leidenschaft des weißen Mannes nach Gold als die Ursache des Sturzes ihres Reiches und der spätern Herabwürdigung ihrer Race zu betrachten. Das Sonnenfeuer ist gelöscht worden auf dem kalten Felsen von Pecos; aber es brennt noch in dieser oder jener wilden Höhle der Mimbres, und wird von unvermischten Abkömmlingen der königlichen Azteken-Priesterschaft unterhalten bis auf diesen Tag. An seinem Altar wandern jährlich die Pilger vieler Nationen um anzubeten, und dort lernen sie ewigen Haß gegen die Götzendiener des Goldes.

Folgende Erzählung stützt sich auf authentische Thatsachen, die neuerdings veröffentlicht worden sind.

Will man uns erlauben, eine Prophezeiung zu wagen? —

„Ehe die Sonne des Septembers die rothen Klippen der Sierra Grande versilbert, — ehe der dunkle Strom des Prieto seine nächste Ladung gelben Erzes, von den herbflüchlichen Regengüssen den Höhen erloschener Vulkane abgeschwemmt, in den schnell fließenden Gila schüttet, wird das Fieber für Neu-Mexiko der jegigen Wuth für Alta Californien gleichkommen, wo nicht gar dasselbe noch übertreffen!“

II.

Es war Sonnenuntergang am westlichen Abhange der Sierra des Los Mimbres — eine großartige und öde Scene, die jeder Schilderung spottet. Hier hatte der schäumende Gila sein enges Canon (Flussbett) durch massive Gebirge dichten Kalksteines gebohrt. Rund umher und oberhalb schienen festenartige Klippen bis in den Himmel aufgethürmt. Die am südlichen Ufer des schnellen Flusses sind eben und senkrecht wie die Mauern eines Pallastes. Gegen Norden hin ist die Schlucht wogenartig und gekrümmt, und an zwei Stellen verengt, wo der Prieto sein dunkles Wasser in den gefährlichen Hohlweg stürzt.

Wir wollen den Prieto hinauffahren, dessen schwarzer Sand das Gold verbirgt. Je weiter wir kommen, desto wilder werden die Gebirge. Wir sehen Basalt, Amygdaloid, Tropfstein, Gips, den Kalkstein des Jura und das spanische Guia — Wegweiser zum „Golde.“

Das vulkanische Aussehen der Felsen steigert sich. Syenit wechselt mit Serpentin ab, wie in dem reichen Berggründen von Anahuac. Sowohl animalisches wie vegetabilisches Leben verschwinden fast gänzlich. Ersteres wird blos von Nestern scheußlich behaarter Taranteln repräsentirt, letzteres kann man nur in der Gestalt von sonderbar geformtem Cactus sehen, der gleich dämonischen Ohren aus den Rissen herausstarrt. Kein Flügel eines Vogels wirft einen flüchtigen Schatten auf die nackten Felsen; kein Heimchen zirpt in den klaffenden Spalten; kein grünes Blatt bewegt sich über den dürrn „Arroyos;“ kein Blumenkelch schickt seine Wohlgerüche in die Luft.

Wandeln wir hier in dem hohlen Mausoleum einer erstorbenen Welt? Hat schon irgend ein anderer Fuß als der unserige das Innere dieser unbeschreiblichen Wüste betreten? —

Endlich erweitern sich die senkrechten Wände des Prieto. Vor uns drängt sich ein kleines Thal von schwarzem Sande dazwischen, — Hängeweiden und verstreute Cottonholz-

Gebüſche umgürten den Fluß. Zuerſt ſehen wir eine blaſſe Rauchſäule guirlandenartig unter den niedrigen Baumgipfeln ſchweben. Die Luft iſt rein, aber leicht; der Rauch kann in ſolcher Umgebung nicht aufſteigen, denn dieſe Schlucht liegt 6000 Fuß über dem Meere. — Jetzt ſtackert uns das Feuer unverhüllt entgegen und ein halbes Duzend Männer laſſen ſich geſchäftig um daſſelbe blicken.

Es war im Anfange des October 1845, als die ſo eben erwähnte Geſellſchaft an den Ufern des Prieto lagerte. An ihren gebräunten, furchtloſen Zügen und an ihrer eigenthümlichen Kleidung ließ ſich auf den erſten Blick erkennen, zu welchem Menſchensſchlage ſie gehörten — ſie waren Gebirgs-Trapper. Ihre Geſichter ſahen wie Eiſen aus, und ihr Wille war Eiſen. Ihre hirtſchledernen Jagdhemden zeigten lange ſtackernde Franſen; ihre Filzhüte waren mit rothen Bändern befeſtigt, und Stachelschweifedern ſäumten ihre lebernen Hoſen. Lange Meſſer, Tomahawks, ſchwere Büchſen, Tragſäcke und Maulthiere, — Alles kündigte ihren Beruf an. Und doch waren ihre Fellen nicht ausgepackt; obgleich ſie ſich hier ſchon mehrere Tage aufhielten, zierte dennoch kein Biberfell mit glänzendem, weichen Pelz die ſchmiegsamen Weidenpfähle in ihrer Nähe. Und dennoch war jeder emſig beſchäftigt; allein ihre Arbeit ſchien für Trapper ſonderbar. Sie rafften nämlich den Sand des trockenen Flußbettes mit Blechgefäßen und Lagerkeſſeln auf, wuſchen den Schmutz mit einer ſchwingenden Bewegung ab und ſchlütteten den Ueberreſt in ihre Schrotbeutel, die ungeachtet ihres großen Umfanges beinahe ſchon voll waren.

„Wie uns das Glück entgegen läuft!“ ſagte Bill Weaver, ruhte einen Augenblick aus, und warf ſeine herumhängenden ſchwarzen Haarlocken mit dem Kopfe zurück, da ſie ihm bei ſeiner früheren gebeugten Stellung über die Augen gefallen waren. „Wir kommen um Pelz zu jagen, und finden in einem Tage Gold genug, um uns in den Stand zu ſetzen, uns den ganzen Reſt des Lebens Eins zu pfeifen.“

Die fünf Andern lächelten und ihre Stirnen heiterten ſich unter dem rinnenden Schweiße auf.

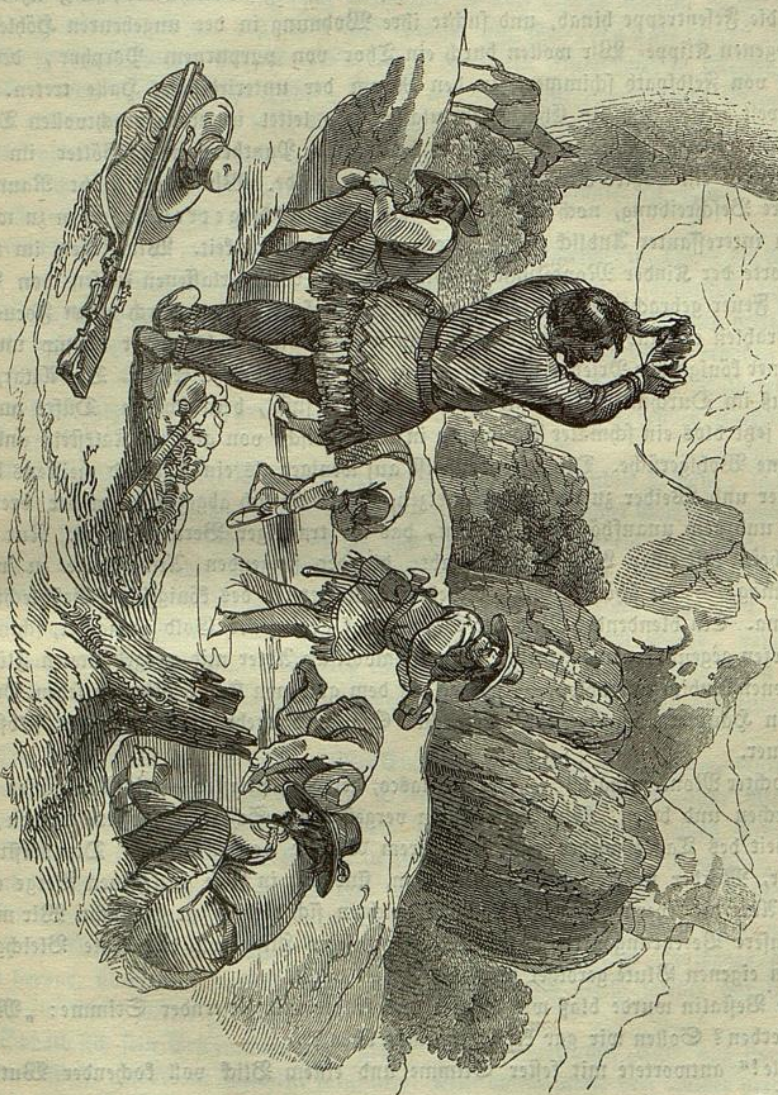
Aber ſie hatten keine Zeit zum Schwagen.

Da ſtieß plötzlich Ned Zucker einen lauten Schrei aus, der dem Schlachtgeheul eines Indianers glich. An der Stelle, wo er mit ſeinem Tomahawk grub, zog er einen ungeheuren ſchimmernden Klumpen heraus, — dreißig Pfund ſolides Gold! — Jeder machte ſeinem Erſtaunen durch Ausrufungen Luft, der ganze Trupp warf die Gefäße weg und begann mit Meſſern und Beilen zu wühlen. Goldſtaub hatte keine Anziehungskraft mehr, da gelbe Stücke zu haben waren, und ſo kamen in der Nähe der erſten Fundſtelle, noch mehrere maſſive große Klumpen ans Tageslicht während der Arbeit bis zum Einbruche der Nacht. —

III.

Wir wenden uns jetzt in derſelben Region zu einer andern Scene. Mit Sonnenuntergang deſſelben Abends erſcheint eine andere lebende und menſchliche Geſtalt einige Meilen höher hinauf am brauſenden Prieto. Hier thürmen ſich die ſchwarzen Berge zu einer ſchwindelnden Höhe auf, weichen aber auseinander und laſſen einem breiteren Thale Raum, in deſſen Mitte eine luſtige ſpirale „Butte“ von Tropfſtein ſteht, die eine ſteife calcedoniſche Bekleidung trägt. Auf der weſtlichen Seite iſt die Säule perpendicular da wo der Fluß ihren Fuß beſpült, und gegen Oſten bildet ſie eine ſcharfe Abdachung, ſo daß das Aufſteigen menſchlicher Füße kaum möglich erſcheint. Dennoch ſahen wir am gefährlichſten Rande des Gipfels, ſcharf abgezeichnet gegen das dunkle Blau des Himmels, und dem Anſcheine nach in den Luftregionen ſchwebend, ein junges, wunderschönes Mädchen. Ihre Bruſt und Arme von heller Olivenfarbe, und ihr Kopf — mit ſeiner Fülle raben-

schwarzer Locken — sind nackend, ausgenommen der spärliche Fleck, den die schneeweiße „Rebo sa“, welche um den zartesten Theil des klopfenden Busens geschlungen ist, ver-
schleiert. Ihre dunklen Augen, in Feuer schwimmend, hält sie auf die Linie des Horizonts
gehetzt, wo der alte Tagesgott der Azteken im rothglühenden Westen versinkt.



Reb Sander findet einen 30 Pfund schweren Stumpfen Goldes.

Sie ist eine Aztekin — eine Priesterin der Sonne — ein Abkömmling des königlichen Stammes.

Warum aber trägt ihr Gesicht den Schatten der Verzweiflung? Weshalb stößt sie so schwere Seufzer eines brechenden Herzens aus? Warum murmelt sie mit blassen Lippen:

„Ich bin unwürdig ein so reines Licht anzubeten, während meine ganze Seele von den Flamen einer unheiligen, menschlichen Leidenschaft verzehrt wird, die kein Bußgebet zu unterdrücken vermag! Wehe mir, — so ist es immer! Das Herz der Jugend läßt sich nicht zügeln von ascetischen Gelüben. Der Enthusiasmus mag auf einen Augenblick triumphiren, aber die Natur nimmt ihre volle Rache!“

Als die Sonne hinter dem Dome eines fernen Berges verschwand, flog Azulia die Vestalin die Fesentreppe hinab, und suchte ihre Wohnung in der ungeheuren Höhle einer nahe gelegenen Klippe. Wir wollen durch ein Thor von purpurnem Porphyr, der mit Kristallen von Feldspath schimmert, in den Raum der unterirdischen Halle treten. Das Thor ist weit genug, um ein Chariot einzulassen und leitet in einen prachtvollen Tempel von so wunderbarem Umfange, daß Rom's berühmtes Pantheon aller Götter im Vergleich nur als ein hohles Kieselsteinchen erscheinen würde. Wir haben nicht Raum für eine nähere Beschreibung, noch weniger Neigung, eine solche getreu versuchen zu wollen.

Ein interessanter Anblick fesselt jedoch die Aufmerksamkeit. Wir stehen im letzten Zufluchtsorte der Kinder Montezuma's. Hier wurde vom verlassenen Felsen von Pecos das ewige Feuer gebracht. Die Flamme, welche vor tausend Jahren durch einen Focus von Sonnenstrahlen entzündet wurde, brennt noch so hell wie jemals. Aber Pomp und die Pracht seiner königlichen Priester sind vergangen um nie wieder zu kehren. Der Altar, einst vierzig Fuß im Durchmesser und mit Juwelen besetzt, süße, berauschende Däfte ausströmend, ist jetzt bloß ein schmaler Vorsprung in einer Nische von grauem Kalkstein und verbreitet keine Wohlgerüche. Die Hierarchie ist auf weniger als ein Duzend meistens betagter Männer und Weiber zusammengeschmolzen, — sämmtlich abgezehrt von der brennenden Hitze und dem unaufhörlichen Wachen, das ihr trauriger Beruf bedingt. Nur Eine Person scheint mit einer Lebenskraft begabt, die der sengenden Atmosphäre zu widerstehen vermag, — die schöne Azulia, die einzige Vertreterin des königlichen Geschlechts der Montezuma. Ein blendendes Bild der Sonne, auf gebiegenes Gold gezeichnet, schimmert ihrem Herzen gegenüber, und daneben ist der symbolische Adler mit ausgebreiteten Flügeln, — auf denen Rubinen strahlen, — wie er auf dem goldenen Kreuze sitzt, zu sehen. Priester mit weißen Häuptern bezeigen ihre Erfurcht. Sie wird mehr angebetet, als selbst das heilige Feuer.

„Tochter Montezuma's!“ — sagte Velasco, der Hohepriester — wir Alle müssen heute Nacht wachen und beten. Kein Auge soll in vergessendem Schlaf geschlossen werden, bis die Gottheit des Tages wieder wacht auf ihrem Throne von Amethyst. Die verfluchten Goldsucher, Mörder unserer großen Vorfahren, sind jetzt in diese entlegenen Berge eingedrungen. Aber die federnengeschmückten Krieger richten sich bereits zur Schlacht. Wir müssen deshalb unsere Verehrung verdoppeln, und mit unserer Hilfe soll das letzte Bleichgesicht mit seinem eigenen Blute geröthet werden!“

Die Vestalin wurde blaß wie Schnee und fragte mit zitternder Stimme: „Müssen sie Alle sterben? Sollen wir gar kein Erbarmen üben?“

„Alle!“ antwortete mit fester Stimme und einem Blick voll kochender Wuth der Hohepriester.

IV.

Umschlungen von den Armen eines östlichen Zweiges der Mimbres liegt ein kleines Thal. Es scheint etwas weniger öde als das umherliegende Land im Allgemeinen. Hier wachsen gruppenreiche Cedern, Lebensleichen und langblättrige Fichten. In der Mitte des

Thals sehen wir einen niedlichen, Fegellartigen Hügel mit sehr eigenthümlicher Oberfläche, über und über bedeckt mit Eisenpyriten und dem rothen Kupferoxyd. Fünfzehn Schachte sind an eben so vielen verschiedenen Punkten in die Seiten des Hügels gesenkt, und rund umher erhebt sich ein blühendes Dörfchen von netten Häusern, — überall großen Reichtum zeigend.

Welche Ursache kann diese wilde Gebirgsschlucht, 250 Meilen von Santa Fe entfernt, bevölkert haben? Welcher Abenteuerer wagte es, eine Stadt im Gebiete der wilden Apachen zu erbauen? Sollten sich feige Mexikaner so weit hinaus wagen, da sie schon in den Thälern des Puerco und des obern Rio Grande um ihre „Rancherías“ zittern?

Es ist der Minivort Mr. Knigth's, eines der ersten Amerikaner in Mexiko, der aus dem Hügel dort, in Form von Kupfer, Silber und Gold eine unermessliche Menge gegraben und gewonnen hat. Noch viele Andere haben solche kolossale Reichtümer aufgehäuft, daß selbst die geizigste Gier damit befriedigt würde, und zogen sich zurück, um in civilisirten Regionen sich derselben zu erfreuen. Der jetzige Haupteigenthümer ist Alfred Ellis, ein junger Caroliner, ritterlich, unternehmend und gebildet.

Als die Sonne an oben erwähntem Abende unterging, herrschte im Dorfe der Mimbres-Minen viel Leben und Regsamkeit. Die bedeutendsten Arbeiter, sämmtlich blauäugige Angelsachsen, wurden bei ihrer beschwerlichsten Thätigkeit von Indianern und mexikanischen „Peoes“ unterstützt. Große Massen Kupfer, vermischt mit Goldstückchen, erhoben sich aus den verschiedenen Schachten, dann und wann auch schwere Klumpen Silbererz. Alles wurde auf roh gezimmerte Handkarren gehäuft und in ein nahe stehendes starkes Steingebäude gefahren.

Aber Alfred Ellis, der Besitzer dieser kostbaren, sich häufenden Schätze, schien nicht in sehr heiterer Stimmung zu sein, wie sonst ein so außerordentlicher Gewinn hervorzurufen pflegt. Er stand in der Nähe und sah zu, daß die Vorräthe gehörig eingebracht wurden. Ein trüber Schatten ruhte auf seiner männlichen Stirn, und sein umherschweifendes Auge fiel oft auf einen sonderbaren Schmuck, den er um den Hals trug. Es war dies ein Pfeifenhalter in Form eines Herzens, gefertigt aus solidem Golde, verziert mit höchst werthvollen Edelsteinen. Nur dieß eine Zeichen von Reichtum trug er an sich, im Uebrigen war seine Person, gleich den andern Bergleuten, vom Kopf bis zum Fuß in Hirschleder gekleidet.

Die Tagesarbeit war beendet. Mit Eintritt des Zwielichts schlenderte Ellis, höchst zerstreut in nördlicher Richtung aus dem Dorfe nach einer kleinen Gruppe Weiden zu, die eine Quelle von eissiger Kühle umgränzten. Plötzlich ward er aus seinen Träumereien aufgeschreckt, als ein indianischer Krieger in vollem Costüm, aus dem hellgrünen Gebüsch rasch auf ihn hervordrang. Schon in dem nächsten Augenblicke hatte er ein Pistol aus dem Gürtel hervorgezogen und trat dem Wilden entgegen. Als sie einander gegenüberstanden, zog der Wilde aus den Falten seines Jagdhemdes ein massives, goldenes Bild der Sonne hervor, überreichte dasselbe Ellis, und entfernte sich gleich wieder darauf, ohne auch nur ein Wort weiter zu sagen.

Sobald sich sein Erstaunen etwas gelegt hatte, untersuchte Ellis das ihm auf so sonderbare Weise gewordene Geschenk sorgfältig. Eine dünne Kette von Silber verband das Bild mit einem Pfeifenhalter, der dem an seinem Halse hängenden vollkommen gleich war. Aus seinen Augen leuchtete neugieriges Vergnügen, als er leise die Worte: „Ein Geschenk von Azulia!“ zu sich selbst sprach. Aber tiefe Blässe überzog sein Gesicht, als sein Blick auf die Rehrseite des Bildes fiel, worauf in außerordentlich kleinen Figuren mit einem scharfgespitzten Instrumente mehrere, sich kreuzende Degen eingegraben waren.

„Es ist eine Warnung vor Gefahr,“ — sagte Ellis mit einem tiefen Seufzer. „Die Apachen und Navajoes haben sich verbündet, um uns zu vertilgen. Ich fürchte sie

nicht! Aber Eins fürchte ich. Ich könnte Eine auf immer verlieren, Eine, die mir theurer ist als alle Minerale dieser Berge!"

V.

Eine Woche war seit diesen drei verschiedenen Scenen verflossen. Das *Minen-Dorf* schien gänzlich verändert, besonders was die Beschäftigung seiner Bewohner anbetraf. Die *merikanischen Frauzimmer* — *Weiber der Arbeiter* — waren in ihren fest verwahrten Häusern verschlossen, und die Männer, einige 50 an der Zahl, paradirten am westlichen Abhange des Hügels, als erwarteten sie einen feindlichen Besuch. Diese befremdende Erscheinung klärte sich bald auf, eine unermessliche Staubwolke kam rollend herab an einem tiefen Arroyo der *Mimbres*, und zugleich erschallte von dorthier ein betäubendes Geheul. Am Fuße des Abhanges, wo der Sand aufhörte und Kupfererz begann, brach sich die Wolke und enthüllte zahlreiche Reihen indianischer Reiter, die im gestreckten Galopp heranbrausten. Alle trugen auf ihren Köpfen ein spitziges Paar Büffelhörner oder andere Zeichen wilder Thiere, und Ueberreste der zottigen Häute hingen an ihren Rücken herab. Der übrige Theil ihrer Körper war mit verschiedenen Farben bemalt. Vollständig bewaffnet mit Musketen, Speeren, Bogen und Pfeilen und ungewöhnlich stark an numerischer Zahl, war der erste Stoß ihres Angriffs furchtbar. Der verzweifelte Muth der Amerikaner würde vielleicht dieser Gefahr gewachsen gewesen sein, wenn nicht ein anderer zahlloser Trupp ihre Flanken und ihren Rücken angefallen hätte, während weiter rückwärts das Jammergeschrei der Weiber und Kinder in jedem Gebäude des Dorfes die allgemeine Plünderung ankündigte. Binnen einer Stunde war das Treffen vorüber und die Vertheidiger der *Minen* meistens erschlagen. Die Ueberlebenden wurden einem noch schrecklicheren Schicksale vorbehalten: die Männer zur blutigen Opferung; die Weiber zur Gewaltthätigkeit und lebenslänglicher Sklaverei.

So sind die Kriegsgebräuche der *Apachen*!

Die Gefangenen wurden auf Pferde und Maulthiere, die für diesen Fall schon vorgesehen waren, gesetzt, und eiligst über das *Mimbres-Gebirge* geführt. Am vierten Tage erreichten sie das tiefe Thal des *Prieto* und hielten vor der spiralen „*B u t t e*“ neben dem Höhlentempel, in welchem das ewige Sonnenfeuer der *Azteken* brannte. Hier wurden die Weiber und Kinder unter die Sieger vertheilt und ein ungeheurer Scheiterhaufen für die amerikanischen Männer errichtet. Jedes der unglücklichen Opfer band man an einen abgesonderten Pfahl, worauf der Henker mit einem brennenden Holzstück den leicht entzündbaren Haufen von dürren Sträuchern ansteckte. Eine prasselnde Feuersäule loberte in der Mitte auf und breitete sich schnell bis zum Rande aus. Dann stieß die versammelte Menge, unter der sich die heilige Hierarchie befand, ein so teuflisches Jubelgeheul aus, daß es die Klippen der benachbarten Berge zu erschüttern schien.

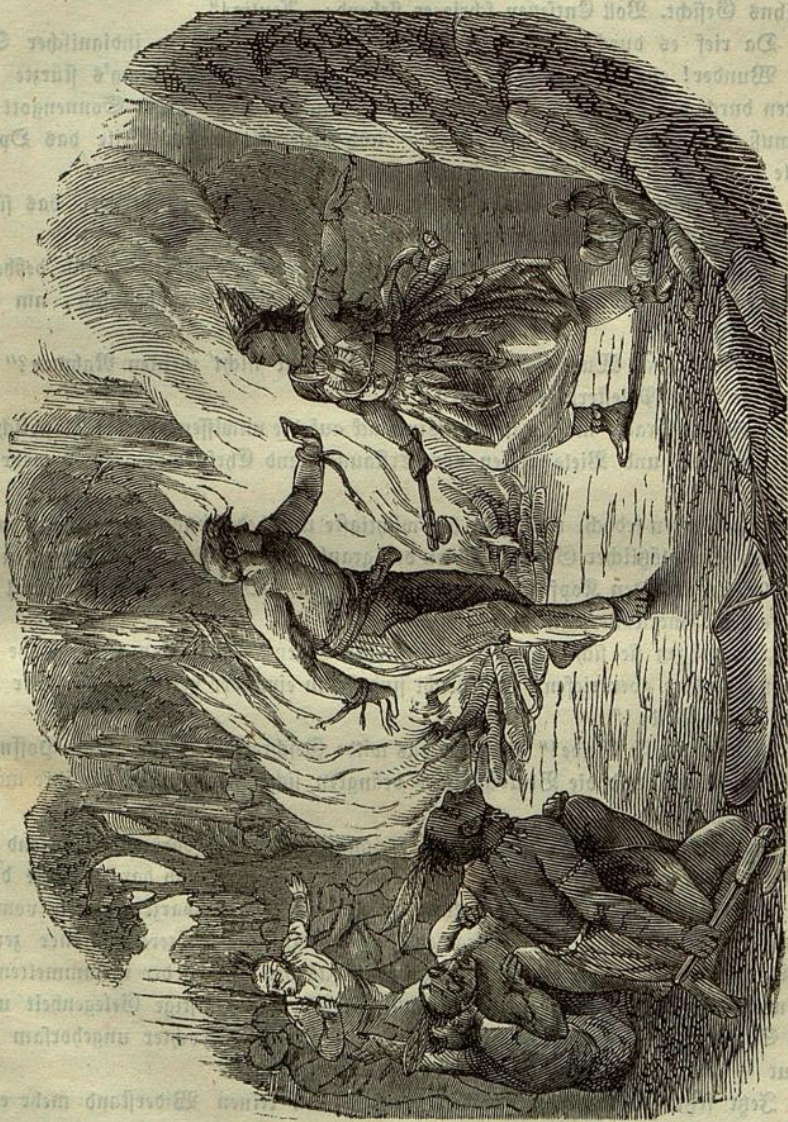
Alfred Ellis warf einen Abschiedsblick gegen den Himmel, der so hell und blau schimmerte wie in den Tagen seiner Knabenjahre. Er dachte an seine verwitwete Mutter und liebevolle Schwester — weit, weit entfernt in *Charlestown*, am entlegenen Meere, und sagte zu sich selbst: „O verfluchter Dämon des Goldes! Du hast mich hieher gebracht, und die einzigen Herzen gebrochen, welche mich jemals liebten!“

„Sprich nicht so!“ rief eine Stimme in Tönen des zärtlichsten Pathos. Diese Worte schallten in seiner eigenen theuren Sprache an sein Ohr.

Der verzweifelte Mann faßte einen schwachen Hoffnungsstrahl, richtete seinen Blick auf die dunkle, wilde Menge, sah aber nichts als absprechende Blicke, in denen sich Muthsucht und unaussprechlicher Haß malten.

Er mußte sich getäuscht haben, — — und dennoch konnte es nicht sein, er kannte diese Stimme nur zu gut. —

Sie hatte ja unter den Wäldern von Pecos seiner Seele den warmen Hauch von tausend Schwüren zugespült. Aber — — —



Die rothen Flammen krochen auf ihn zu, — er fühlte bereits ihre Annäherung, die sengende Hitze; mehrere seiner Unglücks-Genossen loberten schon hell auf und jedesmal kündigte ein allgemeines Geheul an, wenn einer in Brand gerieth. Der Wind blies von der Seite, auf welcher sich Ellis befand und dies verlängerte seine entsetzliche Todesqual.

Da sagte er laut, im tiefsten Seelenschmerz: „Azulia, die Bestallin, konnte es nicht sein. Sie hat mich vergessen, oder liebte mich vielleicht nie!“

„Sprich nicht so!“ — rief wiederholt eine klare Stimme — sie ist Dir nahe, und wird dich retten, oder — — das Feuer mit Dir theilen!“

Ellis blickte forschend umher, konnte aber durch den dicken Rauch nur die wildgierigen Gestalten der nackten Apachen erkennen.

Da änderte der Wind ein wenig seine Richtung und die flackernde Flamme schlug ihm ins Gesicht. Voll Entsetzen schrie er stehend: „Azulia!“

Da rief es durchbringend, wie Trompetengeschmetter, in indianischer Sprache: „Ein Wunder! ein Wunder!“ — Und die letzte Tochter Montezuma's stürzte mit den Worten durch den heulenden Kreis der Wilden zum Holzstoß: „Der Sonnengott gebietet, und muß sein Opfer lebend haben!“ — und hieb mit einem Beile das Opfer vom Pfahle los.

Diese rasche That rief großes Erstaunen unter den Wilden hervor, das sich gleich darauf in zornige Unzufriedenheit verwandelte.

„Das ist ihr Häuptling! — der Häuptling der Goldgräber — und deshalb muß er brennen!“ — brüllten Hunderte, und hundert Tomahawks erhoben sich, um Ellis zu Boden zu schlagen.

„Habt ihr das Wunder nicht gesehen? Rief er nicht meinen Namen?“ — entgegnete die blasse Priesterin entschlossen.

Diese Einsprache machte großen Eindruck auf die unwissenden, abergläubischen Kinder der Wüste, und Viele riefen vor Erstaunen und Ehrfurcht: „Es ist wahr! Es ist wahr!“

Eine Person jedoch, und zwar die wichtigste und bedeutendste von Allen, war nicht überzeugt. Ein plötzlicher Gedanke schien den grauhaarigen Priester zu durchzucken und er murmelte, traurig den Kopf schüttelnd, die Worte: „Sie lebte früher einmal in dem Hause eines Amerikaners zu Peeos!“ —

„So mögen sie sich einander schon gesehen haben!“ heulten mehrere nahe stehende Apachen; Andere aber riefen: „Vielleicht sind sie in einander verliebt! — Wir verbrennen sie lieber Beide!“

„Verbrennt sie Beide!“ erschallte das wilde Geschrei der Menge, jeder Hoffnung den Todesstoß gebend, und die Blutdürstigen drängten sich zugleich vor, um ihre mörderische Absicht auszuführen.

Doch jetzt kam die Natur selbst — gleichsam wie aus Erbarmen — rettend zu Hilfe. Ein dumpfes Dröhnen ließ sich in den Bergen vernehmen, gleich darauf rollte der Stoß eines Erdbebens vorüber und brach einen riesenhaften schwarzen Felsen vom Gipfel der großen „Butte“ ab, welcher krachend herabstürzte und mehrere Indianer zermalmt. Ein Schrei der Angst und des Entsetzens brach aus den Herzen der versammelten Menge. Mit wundervoller Geistesgegenwart benutzte Azulia die günstige Gelegenheit und rief: „Die Sonne ist zornig über Euch, daß Ihr es wagt, ihrer Tochter ungehorsam zu sein! Vereut — laßt ab, — und sie wird Euch wieder vergeben!“

Jetzt setzte man den Wünschen der Bestallin keinen Widerstand mehr entgegen: Alfred Ellis wurde in die heilige Hierarchie aufgenommen und dadurch gerettet.

Einige Nächte später, als die Liebenden allein waren und das ewige Feuer bewachten, theilte Azulia ihrem Geliebten mit, welches Schicksal Bill Woaver und seine Trapper-Gesellschaft getroffen habe, deren wir früher erwähnten. Nachdem sie aus dem schwarzen Sande des Prieto ganze Maulthierladungen Gold gegraben hatten, wurden sie im Schlafe von den rachsüchtigen Apachen überfallen und auf den Kohlen ihres eigenen Lagerfeuers gebraten!

Ein Charakterzug Washington's.

(Geschichtliche Skizze.)

Im Jahre 1756 bewohnte ein angesehener Mann, Mr. Beverly Robinson, ein Haus im Staate New-York, das für ein Muster der Eleganz und Bequemlichkeit gehalten wurde, obgleich es unserem jetzt herrschenden Geschmacke keineswegs entsprochen haben würde. Noch vor 6 Jahren stand es, sehr wenig geändert, am jenseitigen Ufer des Hudson, zwei Meilen von West-Point. Mr. Robinson erfreute sich all des Luxus, den man zur damaligen Zeit in der Colonie kannte. So besaß er z. B. eine große, massiv silberne Theeurne, von der behauptet wurde, daß sie das erste derartige Gefäß und lange Zeit das einzige war, welches in Amerika zur Theebereitung gebraucht wurde. Im Uebrigen war in dem so sehr bewunderten Hause der Raum zwischen dem Fußboden und der Decke außerordentlich niedrig, ja in einigen Zimmern zeigten sich die massiven Sparren unbedeckt, wie es dem sehr primitiven Aussehen des Gebäudes entsprach.

In diesem Hause wurden zwei Generationen der Familie Robinson geboren, welche sämmtlich mit unerschütterlicher Treue an ihrem Monarchen hingen und dessen Rechte bis zum letzten Augenblicke vertheidigten, als die Colonien den Kampf für ihre Unabhängigkeit gegen England begannen. Und in diesem Hause war es auch, wo der einzige Sieg — von dem man jemals hörte — über George Washington errungen wurde.

Im Jahre 1756 besuchte der Oberst Georg Washington von Virginien, ein hochgewachsener, stattlicher, wohlgestalteter Gentleman von der polirtesten Haltung und von sorgfältigem Aeußern (Franklin sagt von ihm: „eine hübsche, imponirende, ceremoniöse und würdevolle Person“), seinen treuen und sehr geschätzten Freund Beverly Robinson, und sprach die Absicht aus, viele Wochen lang sein Gast bleiben zu wollen. Zeph, ein grinsender Negerdiener, wurde beordert, seines Herrn Portmanteau hinein zu tragen, — es wurde frisches Holz in den breiten und luftig flackernden Feuerheerd geworfen, eine Extra-Flasche echten alten Madeira's auf die Tafel gestellt, und Oberst Washington, als willkommener Empfänger althergebrachter und ungezügelter Gastfreundschaft, eingeführt *).

Bei Herrn und Madame Robinson sitzend, überhäuft von beiden mit Aufmerksamkeiten, und im Genuße jeder Bequemlichkeit, zeigte der Gast dennoch Unruhe und Unstätigkeit. Man bemerkte, daß jeder Schall einer sich öffnenden oder schließenden Thür ihn aus der Apathie aufstörte, in die er versiel, sobald es sich zeigte, daß Niemand in das Zimmer kam. Seine Unruhe wurde so auffallend, daß ihn Herr Robinson, wiewohl vergeblich, aufzumuntern suchte, bis endlich Madame Robinson zu Hilfe kam und den Obersten unumwunden anredete.

„Bitte, Freund Washington, dürfen wir Sie um die Ursache Ihrer Verstörtheit fragen? Mir scheint, es gibt irgend einen Grund dafür, der an uns liegen könnte; deshalb bitte ich, sprechen Sie!“

Washington nahm sich zusammen und betheuerte, es sei für ihn durchaus nichts

*) Da die Besitzer dieses sehr bedeutenden Grundeigenthums Partei gegen die Amerikaner genommen hatten, so gehörten sie auch zu den Opfern des Confiscationsactes und ein großer Theil des Besitzthums wurde eingezogen. Das Reversions-Interesse blieb jedoch unverkäuert und 1809 kaufte es John Astor für 100,000 Dollars an sich. Dafür erhielt Astor 19 Jahre später vom Staate New-York die Summe von 500,000 Dollars.

Unangenehmes vorgefallen, und daß es keines weiteren Reizmittels zu seinem jetzigen oder späteren Glücke bedürfe, als die Neigung seiner Freunde.

Doch Mad. Robinson achtete nicht auf seine Worte und setzte mit ihrem Gemahle hartnäckig die Bemühungen fort, sein Geheimniß zu entschleiern.

Washington, endlich ermüdet von den freundlichen Zudringlichkeiten, lehnte sich — damals zwanzig Jahre vor seiner unsterblichen Größe — über die Tafel, spielte mit seinem Glase, suchte sich ein gleichgiltiges Aussehen zu geben und flüsterte, zu Madame Robinson gewendet, nur das einzige Wort „Mary.“

„Mary?“ fragte Mad. Robinson etwas erstaunt, als könne sie nicht begreifen, was Washington damit sagen wolle.

„Ist sie wohl? hält sie sich noch bei Ihnen auf?“ frug Washington weiter.

„Ja wohl, theurer Freund; sie ist in unserem Hause,“ antwortete die Hausfrau.

Nach diesen wenigen Worten wurde Washington wieder stumm und nachdenkend, während Mann und Frau mehrere bedeutungsvolle Blicke mit einander austauschten, und Mad. Robinson nach einigen Minuten das Zimmer verließ. Nach Verlauf einer kurzen Zeit kehrte sie in Begleitung einer schönen jungen Dame zur Gesellschaft zurück, bei deren Erblicken Washington freudestrahlend aufstand, und sie mit allen Zeichen einer innigen Neigung begrüßte.

Die junge Dame war Miß Mary Phillipse, die Schwester der Mad. Robinson und Tochter des Besitzers des Phillipse-Estats.

Von demselben Augenblicke als sie erschien, kehrte auch Washingtons Munterkeit zurück, und wie sonderbar es nach europäischen Sittlichkeitsbegriffen klingen mag, so finden wir bereits nach Mitternacht diese junge Dame und den Obersten allein und in tiefem Gespräch, denn Herr Robinson und dessen Gattin hatten bereits die Ruhe gesucht. Was das Merkwürdigste aber blieb, war, daß das Tageslicht die Beiden in ihrer Unterhaltung überraschte, ohne daß sie es merkten.

Wir fragen, was konnte diese Unterhaltung so sehr verlängert haben? — Vielleicht gegenseitige Liebe? —

Werfen wir einen Blick auf die Gruppe.

Die junge Dame behauptete ein Hauteur, das ihr Gesellschafter bloß in späteren Jahren zu übertreffen vermochte, und beide beobachteten eine strenge ceremoniöse Entfernung von einander. Aber Washington, hingerissen von der seltenen Anmuth der Dame, war bemüht, ihr Herz zu gewinnen, und bot deshalb seinen ganzen Geistesreichtum auf, um dies Ziel zu erreichen. Als das kalte Grauen der Morgenämmerung die finstern Wolken im Osten durchbrach, legte er in wenigen gemessenen Worten sein Geständniß ab und betheuerte, daß er die Hoffnung hege, sie werde ihm ihre Hand schenken. Die Dame zögerte mit ihrer Antwort. War dies Verschämtheit der Jungfrau, die ihren Lippen nicht das Geständniß der Zuneigung anzuvertrauen wagte, oder war es etwas anderes? — Armer Washington! Sie achtete dich, aber liebte dich nicht, und scheute sich dir den Stand ihrer Gefühle mitzutheilen. Doch die Offenheit der jungen Dame siegte über das Zartgefühl und sie bekannte Washington in gewählten Worten, daß sie bereits einen Andern liebe, daher auf seine Hand verzichten müsse.

Der größte Mann der Neuzeit hörte sprachlos diese nicht geahnte Antwort. Mit zusammengepreßten Lippen und bleichem Gesichte verließ er das Zimmer, als so eben die alte Negerin des Haushalts eintrat, um die Vorbereitungen zum Frühstück zu treffen. Washington suchte sein Gemach auf, warf sich dort angekleidet auf's Bett und überließ sich dem Sturme seiner aufgeregten Gefühle. Er liebte wahrhaft, und litt Folterqualen, weil er sich zurückgewiesen sah. Er fühlte sich unglücklich; der spätere Ueberwinder von Tausenden braver Männer fühlte sich unaussprechlich elend! Was er

in diesen Stunden empfunden haben mag, ist nur Gott bekannt geworden und er kämpfte ritterlich mit seinen Gefühlen. Der einzige Sieg, welcher ihm je abgerungen wurde, durchfuhr seine männliche Seele und er schwieg dann.

Auf der gewaltigen Fluth der Zeit rollten Jahre dahin. — George Washington war der Oberbefehlshaber der amerikanischen Truppen, welche den Engländern gegenüber standen, und Beverly Robinson war Oberst des loyalen amerikanischen Regiments, das in seinem Staate organisiert worden, und worin sein Sohn als Oberstlieutenant diente. — Das Haus von dem wir oben sprachen, befand sich im Besitze der Rebellen und wurde von Arnold, dem Verräther besetzt gehalten *). Später benutzte es Washington zur temporären Wohnung.

Gleichzeitig erwarb sich auch Roger Morris, der Gatte von Mary Phillipse, als Mitglied des Colonierathes, und als hervorragender Tory einen Namen **), und nur wenige der Betheiligten unterhielten noch freundschaftliche Gefühle gegen einander.

Leider hatte die Zeit in ihrem Laufe Aenderungen geschaffen, welche die engsten Bande der Freundschaft und Verwandtschaft auflösten. Diejenigen, welche vor dem Ausbruche des Krieges in der innigsten Verbindung standen, waren sich jetzt studirte Fremdlinge, die sich sogar die gegen einander gezogenen Degen vor die Brust hielten. Selbst Söhne und Väter entfremdeten sich und standen einander in feindlichen Reihen gegenüber, wie z. B. der Sohn des berühmten Staatsmannes Dr. Franklin, und man darf nicht glauben, daß die loyalistischen Freunde des Obersten George Washington ein besseres Schicksal traf als Andere. Jahrelang hatte Washington seine alten Hudsonriver-Freunde nicht mehr gesehen. Mary Phillipse's Gatte, Roger Morris, war ihm persönlich unbekannt, — und den ergrauten, von Sorgen gebeugten Beverly Robinson, würde er kaum wieder erkannt haben.

Andre wurde eingefangen und zum Tode verurtheilt. Während dieser der Obhut des General Woodhull anvertraut war, machte ihm Herr Robinson, in der Würde eines Commissärs, wodurch er persönlich geschützt wurde — einen Besuch. Doch in welches Erstaunen gerieth Washington, als er wenige Tage vor der Hinrichtung Andre's, von seinem alten Freunde und Gastgeber Robinson einen Brief erhielt, worin er auf die frühere Freundschaft sich bezog und alter Erinnerungen halber sich eine geheime Privatunterredung erbat.

Washington gewährte das Verlangen und spät in der Nacht wurde Herr Robinson, in Begleitung einer, dicht in einen Mantel gehüllten Person, in das Zimmer des Generals geführt. Einen Augenblick sahen sich die beiden Männer, deren Lebensstellung so verschieden von einander war, schweigend an. Doch die Erinnerung an vergangene herrliche Tage gewann die Oberhand, und beide umarmten sich. Washington erlangte zuerst seine Selbstbeherrschung wieder, wand sich los, richtete sich mit unnachahmlicher Würde auf und sagte:

„Nun Sir — Ihr Geschäft?“

„Besteht nur darin —“ entgegnete Robinson mit erstickter Stimme — für Andre zu sprechen.

„Es ist Ihnen bereits meine letzte Entscheidung mitgetheilt worden,“ sagte Washington ernst und kalt.

„Ich komme, um nochmals zu bitten,“ sagte Robinson im schwankenden Tone.

*) Er war Adjutant Braddock's und der Waffengefährte des General Washington gewesen.

**) Er war noch Sir Henry Clinton, oder sonst Jemand von Arnold's Treulosigkeit und Andre's Projekten etwas

„Vergeblich, Sir. Wenn er mein eigener Sohn wäre, so müßte er die Strafe für sein Vergehen erdulden. Ich weiß Alles, was Sie sagen wollen; — Sie werden von seinen Tugenden, seinen Schwestern, seinem Range, von mildernden Umständen sprechen, vielleicht sich bemühen, mich von seiner Unschuld überzeugen zu wollen.“

Nach diesem Bescheide kämpfte Herr Robinson einige Secunden mit seiner Gemüthsbewegung. — Doch unfähig sie länger zu unterdrücken, stieß er ein einziges Wort mit so ergreifendem Accent aus, daß er über den Schall seiner eigenen Stimme erschrock. — Dieses Wort war „George!“

Da antwortete der große Mann, besondern Nachdruck auf jeden militärischen Titel legend: „General Washington, Oberst Robinson!“

„Genug denn; — fuhr Herr Robinson fort — noch habe ich ein Argument. Schlägt mir das fehl, so bin ich fertig. Sehen Sie hier General, meinen Freund!“

„Nun? — was will er?“

Ohne eine Antwort zu erhalten, fiel der schwere Mantel, in den sich der geheime Freund gehüllt hatte, zu Boden, und die gereifte Gestalt der Madame Morris stand vor dem erstaunten Washington. Nur ein Ausruf entfuhr ihm: „Mary!“

Die darauf folgende Spannung der Gefühle war schmerzlich, aber kurz.

Washington hatte sich rasch gesammelt und sprach, Madame Morris ernst betrachtend: „Dieses Spielen, Madame, ist unter Ihrer Stellung und meiner Würde. Ich bedauere, daß Sie mit der Nachricht zu Sir Henry Clinton zurückgehen müssen, daß Ihre beste Verwendung fehlgeschlagen ist; — und sich zu einem seiner Adjutanten wendend, während er selbst die Thür öffnete, und sich verbeugend empfahl, sagte er: — „Sorgen Sie dafür, daß diese Personen wohlbehalten über die Linien geleitet werden.“

Geärgert und beschämt verabschiedete sich Hr. Robinson und seine Schwägerin. Die Dame hatte sich einmal einer Eroberung gefreut, für eine zweite war Washington's Brust uneinnehmbar. Washington konnte mit aller Gluth seiner starken Seele lieben, aber — kein Schwächling sein.

Wiener Reise- und Gebirgs-Skizzen.

I.

„Also, da wären wir in Bogggnitz, meine Herren!“ sagte ein großer, starker Herr, als so eben die Lokomotive mit ihrem Lastzuge in den Bogggnitzer Bahnhof einfuhr, zu seinen beiden Begleitern, welche im Gegensatz zu ihm, schlanke und muskelkräftige Gestalten waren. Damit wir aber den Lesern gegenüber ein für allemal mit der Präsentation dieser drei Herren fertig werden, wollen wir den Ersteren „den Dicken“, den Zweiten „den Professor“ und den Dritten „den Hauptmann“ nennen.

„Ehe wir von hier in's Gebirge hinaufsteigen, laßt uns für den Leib sorgen, denn ich habe Hunger und Durst!“ sagte beim Aussteigen der Professor zum „Dicken“, welcher seinen Reisefack in der einen und den Regenschirm in der andern Hand, eilig zu einem der dort haltenden Lohnwägen schritt.

„Bin ganz derselben Meinung!“ sagte auch der Hauptmann und alle Drei nahmen nun um einen Tisch im Freien Plaz. Die Tafel war bald beendet, ein Lohnwagen gemietet und wir sehen jene drei Herren auf demselben rasch dem Semmering entgegenrollen. Im „Erzherzog Johann“ wollte man die erste Nachtstation machen.

Es mochte etwa 5 Uhr Nachmittags sein als man das romantische Klam erreichte. Unsere drei Herren befanden sich in der herrlichsten und besten Stimmung, welche durch die mächtigen Natureindrücke, die hier von allen Seiten, wohin das Auge nur schweifen mag, demselben zugeführt werden, noch erhöht wurden.

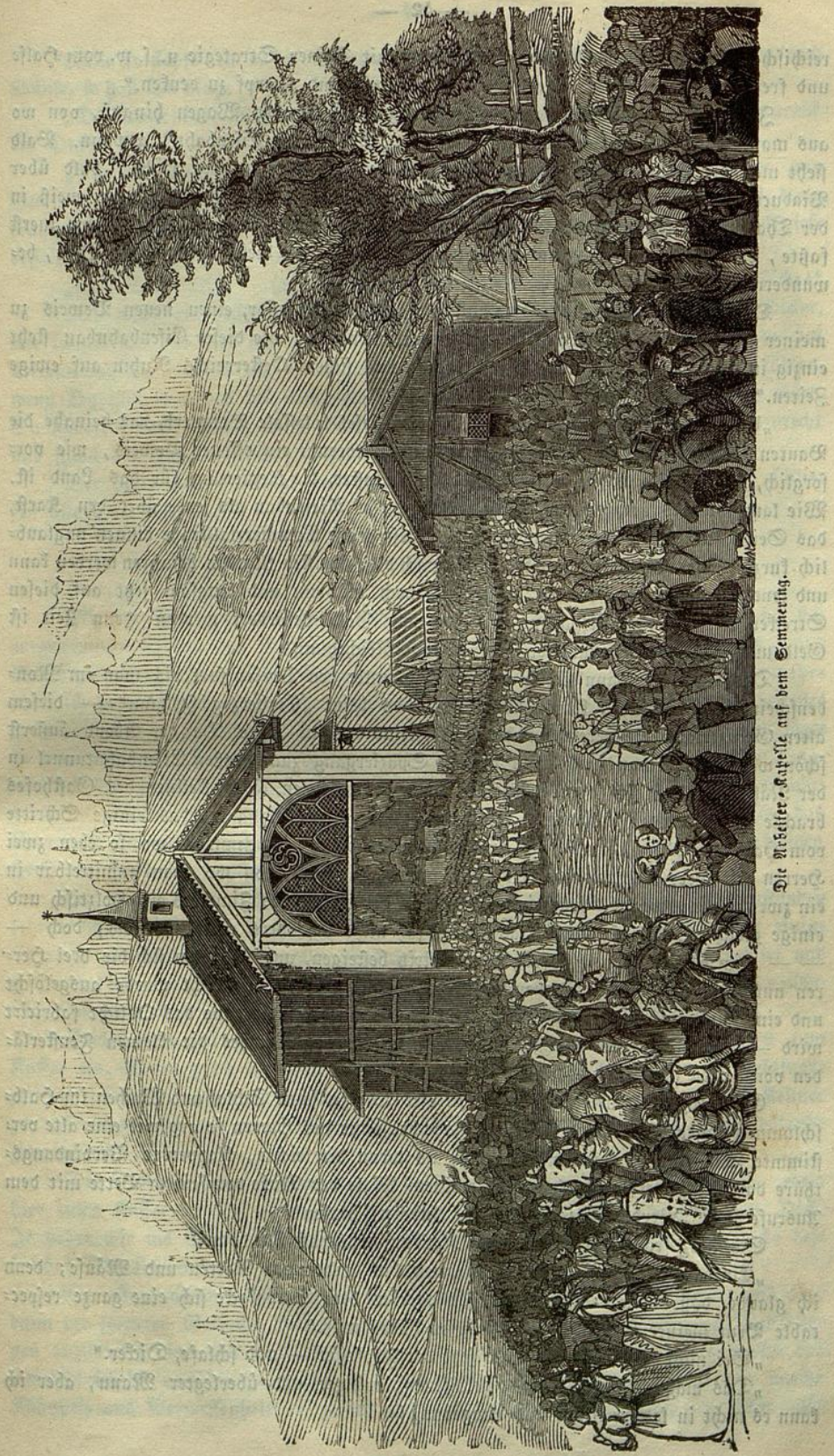
Da sagte der Dicke: „Seht, hier befinde ich mich glücklich! Diese mächtigen Felsen, Alpen, Wälder und grünen Matten, sprechen zu meinen innersten Empfindungen. Es sind mir liebe alte Freunde und Bekannte, die mich in frühester Jugend begrüßten, und denen ich stets auf meinem bewegten Lebenswege treu blieb.“

„Jene, von denen Du sprichst — meinte der Professor — liegen freilich etwas sehr weit von hier, doch in der Hauptsache wird es sich immer gleich bleiben. Je näher ich diesen Alpenriesen, die wir von hier aus erblicken, komme, je höher und freudigbewegter schlägt mir's Herz. Ich bin deshalb stolz auf mein herrlich schönes Vaterland und liebe es mit einer Leidenschaft, wofür ich keinen Namen aufzufinden weiß.“

„Und zwar mit vollem Rechte!“ antwortete der Dicke; „denn Oesterreich ist die Perle Deutschlands. Ich bin weit in der Welt herumgekommen und habe Vieles und Manches gesehen, doch schönere, lieblichere Landschaften und Gebirgspartien wie hier, nie. Es gibt so viele Leute, welche Meere durchschiffen und weite Länder durchreisen und das Fremde himmelhoch erheben und zwar nur deshalb, weil sie es nach manchen Opfern und harten Beschwerden in der fernen Weite aufsuchen mußten. Für diese hat das Vaterland wenig Werth, denn sie gleichen den Zugvögeln, die nirgend recht zu Hause sind, am wenigsten im eigenen Reviere.“

Währendem hatte der Wagen die Biegungen der eigentlichen Semmering-Chauffee erreicht, welche, von unten betrachtet, Befestigungswerken ähneln. Der Hauptmann stürzte eine Generalkarte, welche er auf dem Schooß hielt, und unterbrach das Zwiegespräch der beiden anderen Herren mit den Worten: „Mit 2 Compagnien Jägern und einer halben Batterie getraue ich mir diesen Paß gegen eine ganze Armee zu halten!“

„Das heißt eine Zeit lang!“ meinte der Dicke. — „Jeder Zoll ein braver, öster-“



Die Arbeiter-Kapelle auf dem Sommering.

reichlicher Soldat! Doch bleibe uns nur heute mit Deiner Strategie u. s. w. vom Halse und freue Dich der schönen Natur ohne an Schlacht und Kampf zu denken."

Zimmer höher und höher zum Semmering wand sich der Wagen hinauf, von wo aus man die verschiedensten Ausichten auf die „Semmering-Eisenbahn“ gewann. Bald sieht man die Bahn an den steilen Bergabhängen in schwindelnder Höhe, bald über Viaducte, bald durch längere oder kürzere Tunnel sich entlang ziehen und man weiß in der That nicht, soll man den riesigen Gedanken, der den Plan zu dieser Bahn zuerst faßte, oder die Ausführung und consequente Durchführung dieses Planes zur That, bewundern.

Da hob der Dicke an: „Hier hast Du wieder, Professor, einen neuen Beweis zu meiner früheren Behauptung. Ein solches Unternehmen wie dieser Eisenbahnbau steht einzig in seiner Weise auf der ganzen Erde da und sichert Oesterreichs Ruhm auf ewige Zeiten.“

„Und ich bin auch stolz darauf, Dicker! Dieses kolossale Bauwerk, das beinahe die Bauten der alten Römer übertrifft, ist zugleich wiederum ein offener Beweis, wie vorsorglich, wenn gleich es schwere und viele Opfer kostet, die Regierung für das Land ist. Wie lang wird es noch dauern, so ist sowohl dieser Riesenbau als jener über den Karst, das Seitenstück zu diesem, vollendet, so daß diese große Commerzialstraße binnen unglaublich kurzer Zeit von Triest aus direkt bis nach dem fernsten Norden befahren werden kann und jene Millionen von Gütern, welche sich noch mühsam und langsam jetzt auf diesen Strecken bewegen, mit Ersparung von Zeit und Geld befördert werden, denn Zeit ist Geld und gehörige Benützung derselben bringt Reichthum.“

Das Gespräch spann sich in dieser Weise unter den Dreien fort bis man im Mondenschein eines herrlichen klaren Sommerabends beim „Erzherzog Johann“ — diesem alten Grenzzeichen Oesterreichs und der Steiermark — anlangte. Da der Abend äußerst schön war, machte man noch einen kleinen Spaziergang zum großen Eisenbahntunnel in der Nähe und ließ sich dann das Nachtquartier anweisen. Der Kellner des Gasthofes brachte die Reisenden nach einem ebenerdigen, niedrigen Holzhaufe, das einige Schritte vom Hauptgebäude entfernt liegt, führte dieselben durch ein Zimmer, wo so eben zwei Herren mit ihrer Nachtoilette beschäftigt waren, hindurch, von wo man unmittelbar in ein zweites trat, worin 2 mächtige Betten, in der Mitte des Zimmers ein Holztisch und einige gleiche Stühle standen. Das Ganze sah nicht besonders einladend aus, doch — — man wollte schon sehr früh den Göttritz besteigen, und so legten sich die drei Herren unter allerlei heiteren Bemerkungen jeder in sein Bett, das Licht wurde ausgelöscht und eine Finsterniß wie in der Reichenbach'schen Dunkelkammer, wo das Odlicht fabricirt wird — herrschte in dem Raum, indem von Seite des Wirthes die kleinen Fensterläden von außen zugemacht waren.

Eine längere Pause trat ein, wo bereits Alle zwischen Schlaf und Wachen im Halbschlummer lagen. Im Vorderzimmer schnarchte einer der Herren so arg wie eine alte verstimmte Bassgeige, ja manchmal war es, als wenn die leichte, klapperige Verbindungsthüre davon erzitterte. Da sprang mit einem Male der Dicke von seinem Bette mit dem Ausrufe auf: „Verdammt! da mag ein Anderer schlafen!“

Schläfrig fragte der Hauptmann: „Nun, was hast Du denn?“

„Einmal dieses verdammte Schnarchen, das anderemal Ratten und Mäuse; denn ich glaube, daß unter meinem Kopfkissen oder in dem Strohsacke sich eine ganze respectable Brut meiner Lieblinge niedergelassen haben muß.“

„Sei nicht so kindisch — sagte jetzt der Professor — und schlafe, Dicker.“

„Das magst Du können, Du gelassener, ruhiger und überlegter Mann, aber ich kann es nicht in solcher Nähe und Umgebung!“

„Nun so stopfe dem da im Vorzimmer das Maul und füttere Deine Ratten und Mäuse, so hast Du Ruhe!“

„Der feinsollende Witz wäre so übel nicht, wenn ich nur Licht hätte!“ sagte darauf der Dicke.

„Ein andermal, wenn Du eine Gebirgsreise antreten willst, gehe vorher zum Herrn v. Reichenbach und nehme Unterricht im Od-Leuchten und Sensitivismus, dann brauchst Du keine Zündhölzchen mehr und kannst in der dunkelsten Nacht alle 10 Briefe desselben in der A. A. Z. über das Od-Leuchten lesen.“

„Laßt Eure Witz — sagte ärgerlich lächelnd der Dicke — und schafft mir Licht!“

„Du willst ein hellbrennendes Licht, nicht wahr? aber ich bitte Dich, Dicker, wie kannst Du das hier nur suchen wollen, hier oben in der hölzernen Bude des Semmering-Gastwirthes um Mitternacht! Der Mann würde sich ja beleidigt fühlen, wenn Du ihm so etwas bei nachtschlafender Zeit zumuthen wolltest. Mein Rath wäre, Du schüttelst recht tüchtig Dein Bett durch und durch, legst dann alles wieder zurecht und suchst bis Tagesanbruch zu schlafen.“

Der Rath wurde befolgt und schien sich zu bewähren, denn bald darauf schliefen alle Drei fest ein.

II.

Mit der Morgensonne erhoben sich die uns bekannten drei Herren, welche sich vorgenommen hatten, den Gößritz zu ersteigen. Es war an einem Sonntage, und Wirth und Dienerschaft des „Erzherzogs Johann“ lagen im tiefen Schläfe, wahrscheinlich voraussetzend, auch unseren Wiener Herren würde das um 4 Uhr bestellte Frühstück eben so gut um 8 Uhr munden. — Da wurde der Dicke ärgerlich und sagte zu den Anderen: „Ich werde sogleich diese Langschläfer auf die Beine bringen, namentlich die Jungfer Köchin!“ schritt unter diesen Worten bis zur Thür des Hauptgebäudes und klopfte sowohl dort als an einem Fenster so kräftig und beharrlich, daß schon nach einigen Minuten die dienstbaren Geister erschienen und binnen einer kleinen Frist den Kaffee versprachen.

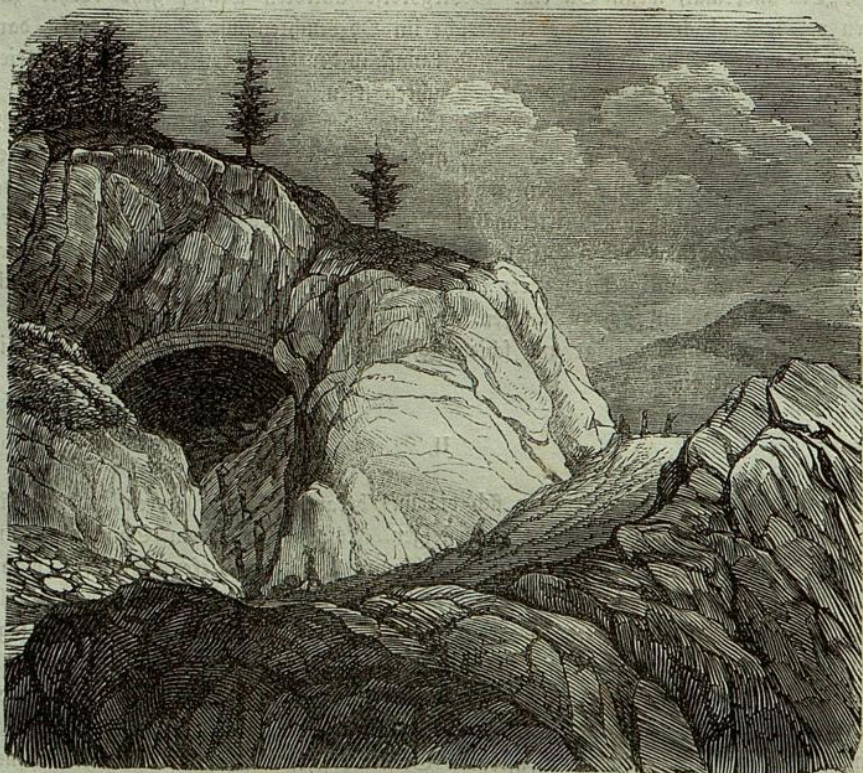
Auf diesen Höhen fällt der Thau sehr stark und es ist in den Morgenstunden sehr frisch, ja fast kalt. Doch trotz der Nässe und Kälte hatte sich der Professor einige Schritte von einem alten hauffälligen Kuhstalle in der Nähe der Denkfäule postirt und zeichnete diesen in sein Skizzenbuch, der Hauptmann botanisirte und der Dicke raisonnirte inwendig über den Verlust an Zeit durch eine schläfrige Köchin. —

Endlich kam mit überwachtem Gesichte der Zahlkellner und lud die Herren zum Kaffee ein. Kaum hatte der Dicke die Tasse zum Munde geführt und sein Lieblingsgetränk gekostet, so setzte er dieselbe mit einem „dam!“ nieder und rief dem Kellner zu: „Bringen Sie mir mehr Milch, Ihr Mokka ist wahrscheinlich im Cichorienlande gewachsen!“

Die beiden anderen Herren lachten und der Professor sagte: „Wenn Du etwa hier einen Kaffee wie bei Heydner und Daum zu treffen glaubst, so irrst Du Dich. Je höher wir ins Gebirg hinansteigen, desto schlechter wird der Kaffee, aber desto besser das Dbers werden.“

Der Hauptmann würgte einige Schlückchen des „Schwarzen“ hinunter, gab aber dann die ferneren Versuche, diesen „Höllensoff“ dem widerspenstigen Gaumen und Magen anzubieten, auf, und bestellte sich ebenfalls Milch. Der Professor aber wollte den Starken spielen und brachte es bis auf eine Tasse dieses Bänkerottwassers, für welche Kühnheit und Vermessenheit er jedoch späterhin schwer büßen sollte. — Wer also

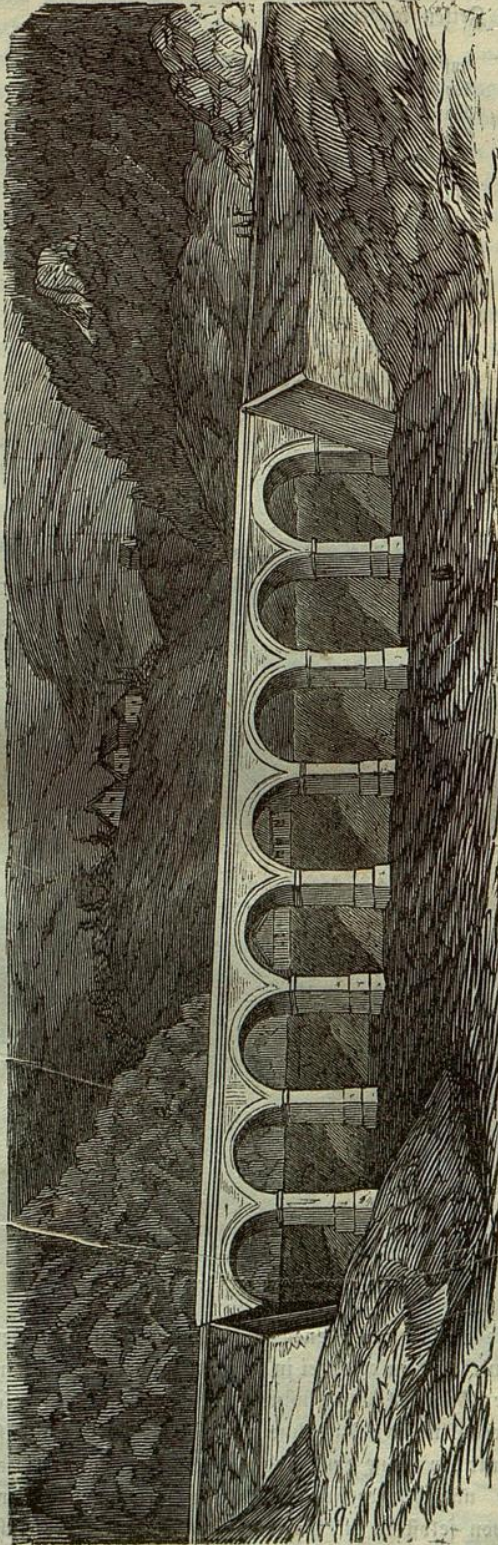
einen guten oder nur ziemlichen „Kaffee“ trinken will, dem empfehle ich gerade nicht den Gasthof zum „Erzherzog Johann“ auf dem Semmering, denn tart. stib. erzeugt dieselbe Wirkung wie diese Kohlensuppe.



Steintunnel der Semmeringer Eisenbahn.

Und hinauf zog man jetzt zum Göstrig, welcher die schönste und fernste Aussicht gewährt. Ein sehr guter Weg führt unmittelbar vom „Erzherzog Johann“ über die Alpm hin, der auch recht gut von Damen betreten werden kann. Namentlich bietet der Anfang durch die mit allerlei Nadelhölzern bewachsenen Berghöhen, dann ein abgewaldeter Bergrücken und ein Abhang, welche im reichsten Blumenschmucke prangen, einen entzückend schönen Anblick. Kaum hat man diese Partien hinter sich, so betritt man den freien grünen Höhenrücken, welcher, allmählig steigend, von Höhe zu Höhe im Bogen bis zur äußersten Spitze des Göstrig führt. Die Aussicht ist eine der lohnendsten, welche man sich nur wünschen kann. Man erblickt nach Süden die steirischen Alpen, nach Osten den Neusiedlersee, nördlich unter sich die schöne Semmering-Chaussee, Klam, die Kirche Maria Schutz, Gloggnitz, Neustadt etc. und die weiten Ebenen bis Wien, nördlich zunächst die Krümmungen, Viadukte und Tunnel der Eisenbahn und im Hintergrunde die Häupter hoher Gebirge. In unmittelbarer Nähe weiden Kühe auf den fetten Alpentriften und man vernimmt das Geläute der Leitzühe, in das die Morgenglocken aus den fernen Thälern einstimmen.

Alle drei Herren waren feierlich, ja bewegt gestimmt und schritten schweigend weiter, hier und da stehen bleibend, um durch das Auge alle Natureindrücke in ihrer



Der Glabutz über den oberen Allisgraben.

Reine in sich aufzunehmen. Da blieb der Dicke etwas zurück und schrieb in seinem Taschenbuche folgende Zeilen nieder:

Auf hohen Bergen wo nur Stürme rauschen,
Wo schüchtern Gensfen jeden Schritt erlauschen,
Wo ew'ger Schnee auf harten Felsen thront;
Wo Quellen sprudeln in krystall'ner Reine,
Sich spiegeln Alpenblumen dicht am Raine,
Dort ist es, wo nur Fried' und Ruhe wohnt.

Wohl späht das Aug' zur Eb'ne mit Entzücken,
Wo Städt' und Dörfer tief im Grünen blicken,
Der Strom mit wilder Kraft das Wehr durchbricht;
Hier oben Frießen; — unten, buntes Treiben.
Hier, ew'ge Stille — und dort stetes Leiden:
Die Wahl ist leicht — wäre nur das Scheiden nicht!



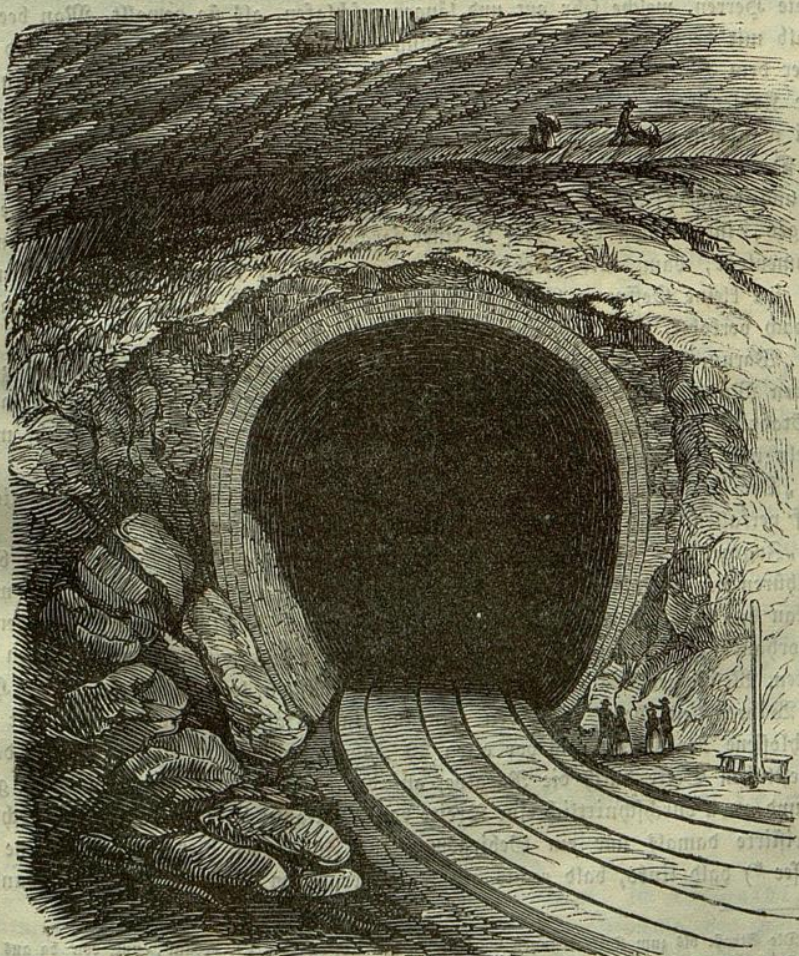
Verfallener Schacht auf dem Göstritz.

Endlich kamen sie an den verfallenen Schacht des Göstritz = Bergwerkes, den der Professor sogleich zeichnete, indem er dabei in folgende sonderbare Erklamationen ausbrach. .

„Ein verfallener Schacht! Ein einstürzender Erzgang! Wie gleicht das Bild den jetzigen Eisengewerksverhältnissen! Ringsum uns liegen hier die schönsten Eisenglanze und Erze, man darf nur mit der Haxe den Boden umwühlen: nicht tiefer als ob man Kartoffeln anbauen wollte und 30prozentiges Erz wäre gewonnen. Aber nein, man läßt es liegen, weil es nicht von selbst in die Göstritz hinabrollt, weil es nicht auf eigenen Fü-

ßen in das Poch- und Schmelzwerk geht, und so verwittert es ungebraucht und wird unnütz wie der eingefallene Schacht! Ich glaube zwar nicht — fuhr er während er eifrig zeichnete, fort — daß dieß Eisenlager vor uns das Eigenthum eines jener Gewertherren ist, die sich dazu verbanden, jährlich nur eine gewisse Menge Eisens zu erzeugen, damit dieß nöthige Metall in dem gehörigen hohen Preise bliebe, aber mich freut es, daß wir Gelegenheit haben, dieses bittere Schachtbild aufzufassen und zwar um so mehr als wir vernahmen, daß von Seite der hohen Regierung die freie Einfuhr des Eisens erlaubt sei, und daß in Folge dessen das industrielle England das Eisen zu weit billigeren Preisen hierher schafft als es hier zu Lande zu stehen kommt. Die trogenden, allen technischen Fortschritt hassenden Gewerke, stehen also vor der Sphinx und müssen gleich Dedipos das Räthsel des Gewerbseißes lösen oder über den schaurigen Abhang — stürzen. Und die Klugen werden nicht stürzen, und wer weiß ob sich nicht schon bald in dieser Höhle mit faulenden Pfosten fleißige Hände bewegen!"

Die Göstritz-Partie hatte mehrere Stunden fortgenommen und erst gegen halb 11 Uhr brachen die drei Herren zur Besichtigung der Semmering-Eisenbahn vom „Erzherzog Johann“ auf, indem sie sich von dort gleich rechts zum großen Tunnel — das die Einsattlung des Semmerings in einer Länge von 755 Klafter durchschneidet — wandten, und von hier aus die ganze Bahnstrecke bis nach Peierbach begingen.



Der große Tunnel durch die Spitze des Semmerings, 755 Klafter lang.

Von dem tüchtigen Tagesmarsche ermattet, traf man gegen Abend in Reichenau ein und machte Quartier bei Hrn. Fischer. Was man beim „Erzherzog Johann“ versäumt hatte, wurde hier auf's vollständigste nachgeholt, denn Küche und Keller des Hrn. Fischer sind ausgezeichnet gut und die Bedienung ist eine solide und prompte.

Da saßen denn die drei Herren auf dem Garten-Balkon um einen mit Forellen und Kerschbacher besetzten Tisch und ließen es sich gut schmecken. Ein jeder, der in dem lieblich gelegenen Thale zu Reichenau, am Fuße des Feuchtern, des Mittagssteins, des Gahns und der Naralpe — war, für den bedarf es keiner Beschreibung, und für denjenigen, der noch nicht hier war, nützte auch das beste Wort-Gemälde nichts, denn solche Gegenden wollen selbst gesehen, und nicht beschrieben sein. Die Sonne hatte sich hinter den Alpen herabgesenkt, es wurde allmählig stiller und stiller und nur noch die Grille zirpte ihr monotonen Lied. Da erglühete der Jakobskogel im letzten Abendroth, er wurde blässer und blässer, verlor sich zuletzt und eine schöne Sommernacht senkte sich auf die Flur herab, durch die man endlich nur das Rauschen der stürmischen „Schwarza“ vernahm, welche ihren ungestümen Lauf zur Ebene ununterbrochen fortsetzt.

III.

Am nächsten Morgen wartete bereits längere Zeit der bestellte Gebirgsführer auf die Herren, welche sehr gut und länger geschlafen, als sie gewollt. Man beeilte sich deshalb mit dem Frühstück, bepackte dann den Führer wie einen Lastesel und schritt munter dem Höllenthale zu, an dessen Eingang mehrere Eisenhämmer und eine großartige Kohlenbrennerei liegen, welche in 32 Meilern brennt, aber nur selten von den vorbei wandernden Wienern gehörig gewürdigt wird.

Der Professor nahm das Wort als man bei den riesigen Kohlenstätten angekommen und erklärte: „Die Verkohlung des Holzes wird hier auf die schwedische Weise vollzogen, indem man das Holz in einer fargähnlichen Form mit schiefer Ebene dicht zusammenlegt, dann mit „Kohlenklein“ ganz und gar bedeckt und nur an dem einen Ende eine kleine Oeffnung läßt, wo das Holz angezündet wird, das sich dann nach und nach verkohlt, ohne daß eine Flamme entstehen kann.“

„Warum benützt man aber nicht die hier so überreiche Wasserkraft zu noch größeren Mühlenwerken?“ warf der Dicke hin. „Nach meiner Ansicht könnte gerade hier der Staat die großartigsten Mühlenanlagen und zwar mit verhältnißmäßig sehr mäßigen Mitteln und überreichen Erfolgen schaffen.“

„Der Gedanke ist so übel nicht. Indessen konnte man wohl früher nicht gut darauf verfallen, weil der schwierige Transport es von selbst verbot.“

„Zugegeben. Jetzt aber, wo die Eisenbahn bis Peierbach, also beinahe bis vor die Thüren der Eisenhämmer am Eingange des Höllenthals sich erstreckt, jetzt wäre es wohl an der Zeit, hier ein tüchtiges und großartiges Mahl-Mühlwerk mit Benützung der vorhandenen Wasserkraft und der bestehenden Wasserleitungen und Bauten zc. zu errichten. Welche große Vortheile daraus erwachsen müßten, liegt ja beinahe auf der Hand.“

Währenddem hatte man den Eingang in's Höllenthal passirt und trat in die abgeschlossene Alpenwelt. Bis vor etwa 20 Jahren rauschte in diesem Thale, das auf der westlichen Seite durch die Naralpe, auf der östlichen durch den Schneeberg gebildet wird und etwa durchschnittlich eine Breite von 20 Klafter haben mag, nur die Schwarza. Es existirte damals nur ein Gebirgsweg für Fußgänger hier, wo jetzt eine schöne Chaussee *) bald links, bald rechts am Fuße der Alpen — durch Brücken verbunden —

*) Die Straße bis zum Kaiserbrunnen wurde schon von Kaiser Karl VI. gebaut, nur von da aus bis zum Singer wurde sie erst in neuester Zeit gemacht.

sich entlang zieht. Von welcher halsbrecherischen Beschaffenheit dieser Fußweg einst gewesen, sieht man an einzelnen alten Fragmenten, die noch hie und da, theils an steilen Felsen, theils über die Schwarza wie Hühnersteigen lustig hängen und Zeugniß ablegen, mit welchen Schwierigkeiten unsere Vorfahren zu kämpfen hatten.

Der Dicke, welcher zum erstenmale diese herrliche Alpenpartie zu Gesichte bekam, war von der Großartigkeit derselben, von der überraschenden Abwechselung der kühnen und tausendfachen Formen entzückt; er schwieg zwar, aber man konnte in seinen bligen Augen und lebhaften Bewegungen erkennen, daß er alle die hier aufgehäuften kostbaren Naturschönheiten mit Begeisterung betrachtete.

Als man den Kaiserbrunnen, diesen mächtigen Quell, der am Fuße des Schneeberges von der Stärke eines kleinen Stromes zu Tage kommt und durch ein Häuschen bedeckt ist, in Augenschein genommen, und das kristallreine, eiskalte und sehr wohltschmeckende Wasser gekostet hatte, gingen die Herren weiter auf dem Wege zum Jägerhaus, dem ehemaligen „Singer-Haus“.

Je weiter man im Thale vordrang, desto mehr Forellen erblickte man, namentlich an tieferen Stellen des Gebirgsstromes und der Professor warf endlich, zum Dicken gewendet, die Frage auf: „Nun sage mir aufrichtig, wie gefällt es Dir hier?“

„Ich bin kein Freund vom vielen Sprechen, am wenigsten aber, wenn so mächtige Natureindrücke auf mich einwirken. Hier wird aber mein Gefühl noch dadurch erhöht, daß ich mich zurück nach meiner fernen Heimath an den Ufern des Delaware versetzt glaube, die ihr ja alle aus den trefflichen Schriften Cooper's kennt.“

„Aber Dicker, was fällt Dir ein! Du willst uns doch etwa nicht den Glauben aufbringen, daß Du hier Aehnlichkeiten mit amerikanischen Gegenden auffindest?“

„Allerdings will ich das, mein Freund,“ erwiderte ernst der Dicke. „Je länger ich mich genauer umschaue, desto mehr tritt diese Aehnlichkeit bis zur Täuschung hervor. Wenn Du z. B. von Belville nach Easton, einer höchst romantisch gelegenen Stadt in Pensylvanien gehst, so kömmt Du etwa eine Meile von Easton entfernt, an dem Ufer des Delaware, in eine Gegend, wo Du ganz denselben Weg, beinahe dieselbe Umgebung, dieselben Höhen und Fessengruppen findest, die Du hier erblickst. Ja sogar die einzelnen Blockhäuser fehlen hier nicht, die ganz wie die amerikanischen von Baumstämmen roh zusammengefügt sind. Und diese Blockhäuser sind hier von Holzknechten, einem starken, mäßigen und arbeitsamen Menschenschlage bewohnt, deren Thun und Treiben dem der amerikanischen Ansiedler oder Pioniers bedeutend ähnelt. Auch die österreichischen Holzknechte kennen, wie Du mir schon öfter erzählt, weiter nichts als das einsame Leben im Gebirgswalde, das gefährliche Fällen und Flößen der Hölzer, und ihre Lebensweise ist dabei die frugalste, die man sich nur denken kann. Mit einer Schachtel Mehl, etwas Rinderfett, Salz und einer eisernen Pfanne mit langem Stiel wandert der Holzknecht jede Woche in die Gebirgswaldung und lebt bei seiner schweren Arbeit von nichts Weiterem als „Nocken“, die er sich aus dem mitgenommenen Mehl und Fett bereitet; dazu liefert die erste beste Quelle sein einziges Getränk. Fleisch, Bier, oder Wein sind diesen Leuten etwas Unbekanntes. Wäre nur noch die Schwarza etwa 20 Mal breiter, so wäre das ganze Gemälde fix und fertig.“

„Wenn diese Deine Ansicht bekannter wird, so bin ich überzeugt, daß diese Gegend Vielen doppelt interessant ist. Jedenfalls bin ich aber gespannt auf Deinen Ausspruch, wenn ich Dir den Urwald zeigen werde.“

„Einen Urwald? hier?“ fragte erstaunt der Dicke.

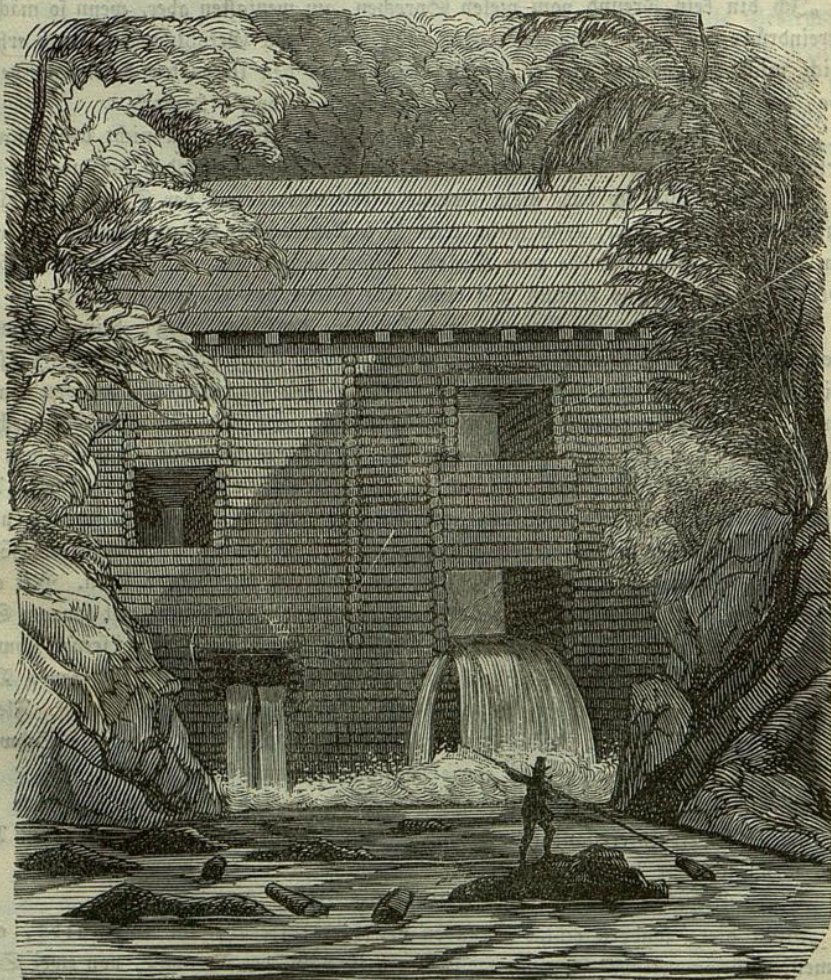
„Nicht hier, sondern einige Stunden von hier entfernt, im G'schaidl, einer einsamen, wildromantischen Gegend, wo noch ein Urwald, der Neuwald, von zwei Stunden Länge existirt, der dem Grafen Hopos gehört, und den noch keine Art berührte.“

„Du machst mich in der That neugierig; denn dergleichen hätte ich hier herum wahrhaftig nicht im Traume vermuthet.“

„O mein Freund! das gesegnete Oesterreich hat noch Alles, was der Mensch sich irgend wünschen kann, wenn man sich nur die Mühe nimmt, es aufzufinden. Leider trifft uns aber hier der von Fremden schon so oft gemachte Vorwurf, daß wir besser in fremden Ländern als im eigenen Vaterlande zu Hause sind.“

„Es wäre eine schöne Pflicht der vaterländischen Presse, ihr Augenmerk nur hauptsächlich dem Vaterlande selbst zu widmen und nach Tausenden von verschiedenen Richtungen hin, Belehrung zu verbreiten. Wo noch so Vieles unangebaut liegt, kann es an Stoff zu Neuem und Interessantem nie fehlen. Oesterreich befindet sich namentlich jetzt in einer glücklichen Entwickelungsepoche. Der junge, ritterliche Monarch, der die Zügel der Regierung und damit eine centnerschwere Last übernahm, dessen Streben ein redliches, offenes, sein Volk wahrhaft beglückendes ist, verdient, daß man ihm allenthalben mit Liebe und Hingebung entgegenkömmt. So denke ich über diesen Punkt, und werde mich stets bestreben, nach meinen schwachen Kräften in diesem Sinne redlich zu wirken.“

Man war unter diesen Worten bei dem Wirths Hais angekommen.



Die Klause im Naßthale.

Der Hauptmann hatte sich rasch entfernt und als die beiden anderen Herren in dem Lusthause „zur Singerin“ eintraten, kam er dem Dicken mit einem vollen Weinglase entgegen und sprach freudig bewegt: „Du bist ein braver Mann, Dicker! trinken wir des Kaisers Gesundheit!“

„Well!“ rief der Dicke, ergriff das Glas und improvisirte folgenden Trinkspruch:

„Franz Joseph hoch! mit Dir das Kaiserhaus!“

„Drauf trinkt den Wein zum letzten Tropfen aus.“

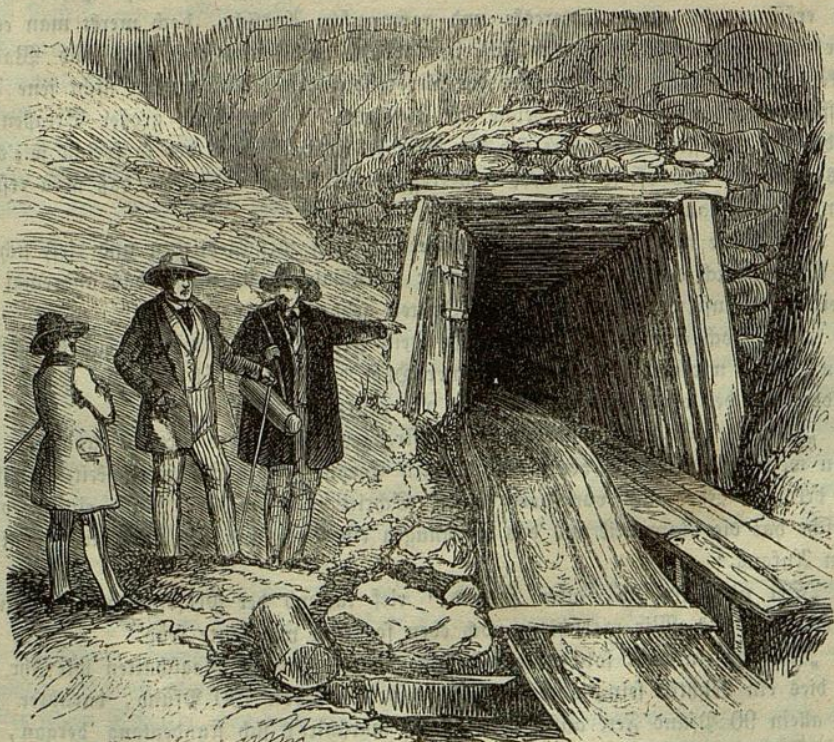
und die drei Gläser klirrten hell und kräftig zusammen und auch nicht ein Tröpfchen blieb darin zurück.

„Seht Männer, so sollte es allenthalben sein,“ fuhr der Dicke fort, „so brauchten wir keinen Belagerungszustand; doch — basta. Ich habe Hunger, was hast Du angeschafft, Hauptmann?“

„Ein vollständiges Mittagessen.“

„Brav gemacht, nur treibe die Jungfer Kellnerin etwas an, damit wir bald abgefertigt werden, denn ich glaube, wir haben bis zum Nachtquartier noch einen sehr beschwerlichen und langen Weg vor uns.“

„Bis zum G'schaidl sind es von hier aus vier tüchtige Stunden immer bergan, auf halsbrechenden Fußwegen. Man kommt zuerst bei der großen Klause, dann beim Huebmer vorüber, passirt dann die Prein, trifft hierauf noch einzelne Häuser in der Nähe von Schwarzwau und gelangt endlich zu einem mit Holzblöcken gestützten Tunnel von 227 Klaftern Länge, den vor etwa 20 Jahren der alte Huebmer, ursprünglich ein Holzknecht, mit nichts weiter als selbstgefertigten einfachen Holzinstrumenten nivellirte und richtig ausführte.“



Der Huebmer'sche Durchschlag.

„Wie kam aber der alte Huebmer dazu, diesen für einen Holzknecht gar mächtigen und kostspieligen Bau auszuführen?“

„Hinter der Einsattelung zwischen dem Gippel und Lahnberge, wohin der Tunnel führt, lag zu jener Zeit ein Urwald, der so gut wie nicht vorhanden war, weil man das Holz von dort nicht herauszuschaffen wußte. Da schloß der alte Huebmer mit dem Grafen Hapos einen festen Vertrag, worin er sich für seine Mühwaltungen etwas Bestimmtes ausmachte, griff nun nach seinen eigenen Combinationen das Werk kräftig an, durchschlug den Berg, legte darin eine Wasserrieße an, leitete alle Frühlingsquellen jener mächtigen Höhen zusammen und hier herein, und floss nun von jenseits des G'schaidls nach diesseits das drüben geschlagene Holz in die Prein und Naß, und von diesen Bächen in die Schwarza.“

„Da haben wir wieder den Beweis, daß der arme Holzknecht klüger wie mancher Professor war,“ stichelte lächelnd der Dicke, „und daß sich das wahre Genie überall Bahn bricht.“

„Die Söhne dieses alten, verstorbenen Huebmer setzen noch heute das Geschäft desselben fort. Freilich auf eine angenehmere Weise wie der alte Vater, der seinen Kindern ein tüchtiges Vermögen hinterließ, das er durch die Holzart erworben.“

Die Kellnerin hatte aufgetragen und das Gespräch verstummte.

Etwa um zwei Uhr Nachmittags brach man zum G'schaidl auf. Bis zur großen Klause und dem großen Huebmer'schen hübschen Hause, in deren Nähe, führt ein sehr romantischer, ebener Weg an dem rauschendsten Gebirgsstrom entlang. Von hier aber wird der Weg recht beschwerlich, indem man immer steigend auf schmale Fußpfade, oft 10 bis 20 Klafter hoch senkrecht an dem Strom hinschreiten muß. Jeder Augenblick eröffnet eine neue pittoreske und romantische Aussicht, doch merkt man es, je mehr man vorschreitet, daß man sich einer wenig bevölkerten Gebirgs- und Waldeinsamkeit nähert, denn der Charakter der hier wohnenden Menschen hat nicht jene Abgeschlossenheit und Diebsamkeit, welche die Landleute in der Nähe großer Straßen oder Städte charakterisirt. Hier zeigt sich der kernige, gerade Bauer, der so spricht wie's ihm um's Herz ist, und oft so gesunde und treffende Ansichten entwickelt, daß man erstaunt dessen Worten lauscht.

Der Dicke war etwas gegen die andern Herren zurückgeblieben und rief, sich mit dem Schnupftuch den Schweiß abtrocknend: „Einmal bin ich müde, das andermal habe ich einen verzeuften Durst und zum Dritten geht Ihr mir zu rasch.“

„Nur noch eine halbe Stunde lasse Dein Fett braten,“ sagte lachend der Hauptmann, „und wir erreichen dann auf jener Höhe dort das hübsch gelegene Haus eines Waldbauers, der ein Gasthaus hält, wo wir rasten wollen.“

„Wenn's von dort immer noch so anstrengend wie bisher fortgeht und ich nicht genau weiß, wie lange ich heute noch meinen Corpus solchen Beschwerlichkeiten aussetzen soll, bekommt Ihr mich von dort keinen Schritt mehr weiter! Nach einem solchen Marsche hat die Romantik und das Vergnügen ein Ende und das Maltraitiren nimmt seinen Anfang.“

„Sei nicht kindisch, alter Freund!“ rief lachend der Professor dem Dicken zu, und betrachte uns. Wir marschiren noch eben so frisch wie heute früh.“

„Ja, für ein paar solche fadenscheinige Dinger ohne Schlagschatten wie Ihr seid, mag dies ein Leichtes sein, aber mit einem Gewichte von 190 Pfund, darunter vielleicht allein 90 Pfund Fett auf den Rippen, marschirt's sich stundenlang bergan, auf Euren Gams wegen nicht so leicht, mein sehr gelehrter Herr von Kindisch!“

„Ach, Du hast nur kein Vertrauen zu Dir, Dicker, und bist durch das bequeme Stubenleben verwöhnt. Kraft hast Du für zwei Mann.“

„Mag sein,“ brummte der Dicke, „nur bleibe mir mit Deinen Schmeicheleien vom Halse, Du Schelm; ich verstehe Dein indirektes Zureden aus Deinen Worten recht gut. Wenn man nur ein gutes Glas Bier erhalten könnte, wäre ich schon zufrieden gestellt.“

„In diesen Bergen gibt's kein Bier, höchstens sauren Wein mit „aner Schneid“,“ dann Milch und Schwarzbrot.“

„Sehr schön das. D es geht doch nichts über die Natur!“ sagte ironisch der Dicke und keuchte weiter. Endlich erreichte man eine prachtvoll saftige, grüne Matte, welche sanft zum Waldbauer führte, der zugleich hier das einzige Wirthshaus hält.

Der Hauptmann und der Dicke forderten stürmisch Milch und Brod, der Professor Wein. Die beiden erstern jeder ein halbes Maßglas voll schöner fetter Alpenmilch in der einen und ein Stück Schwarzbrot in der andern Hand haltend, labten sich köstlich an diesem Imbiß, was der Professor, dem sein saurer Kräße durchaus nicht munden wollte, neidend betrachtete. Da sagte er: „Reicht mir mal das Glas her, ich will nur kosten. Obgleich ich kein Freund von Milch bin, so macht mir deren Anblick doch Appetit!“ Nachdem er wohlbehaglich getrunken, meinte er: „Aber Ihr haut ja wie die Wölfe ein!“

„Du!“ warnte der Dicke; „Milch und Wein, das laß sein!“

Doch die schöne fette Milch reizte den Appetit des Professors viel zu sehr, als daß er auf diese Warnung geachtet hätte und eine Halbe war bald vertilgt.

„Gott steh uns bei!“ rief lachend der Hauptmann, „und lasse uns gutes Wetter! Denn wenn diese Mischung Dein Magen ohne Appellation verträgt, so kannst Du ihn auch mit Kieselsteinen ausflütern.“

„Dummes Zeug!“ entgegnete der Professor, „mein Magen kann schon etwas vertragen, nehmt nur die eurigen in Acht. Doch vorwärts, damit wir unser Nachtquartier erreichen!“

Und nun ging es fortwährend und ziemlich steil bergan und immer höher und höher. Der Professor, welcher anfänglich voranschritt, blieb allmählig zurück und der Dicke machte den Hauptmann lachend mit den Worten auf ihn aufmerksam:

„Der starke Held, er senkt jetzt seine Lanze,
Und sucht ein Plätzchen im beschneiten Grün.“

Endlich war man nach einem mühseligen Weg durch den Durchschlag neben der Wasserrieße im G'schaidl angelangt. Ein tiefes Thal, rundum von hohen Alpen und im Hintergrunde von einem Urwalde eingeschlossen lag vor den Reisenden. Zerstreut umher an den Bergabhängen liegen etwa 10 Wohnhäuser, sogenannte „Reuschen“, sämmtlich von Holzkämmen erbaut, und bilden zusammen eine kleine Ansiedlergemeinde von „Holzknechten“ und deren Familien. Die Sonne hatte sich hinter den Gippel gesenkt, es war ein schöner heiterer Sommerabend und eine Sabbathstille schwebte auf dieses Bild der Einsamkeit herab.

Die Herren hatten sich gleich rechts zur „Reusche“ des Schwemmemmeisters Laimer — dem einzigen Hause wo man hier einkehren kann — gewendet, bestellten sich ein sehr frugales Abendbrod, bestehend aus Eier und Brod — denn hier gibts nichts Besseres — und benützten die noch übrige Zeit zum Besuche des Urwaldes.

Mit jedem Schritte, den man tiefer in diese Waldeinsamkeit vordringt, wird es kühler und feuchter. Hier liegen auf dem Boden die uralten Baumriesen von mächtigem Umfange und vermodern. Dichtes Moos, Schlinggewächse und Schmarogerpflanzen haben

die Stämme übersponnen und nichts Seltenes ist es, daß aus einem solchen alten verwitterten Urahn mehrere jüngere kräftigere Bäume entsprossen und ihre Wurzeln in dem Mark des alten Fußbodenliegenden schlagen. Man erblickt hier groteske Figuren in der buntesten Mischung und reichsten Abwechselung, wozu das Moos die Drappirungen liefert, und endlich stehen die Bäume Stamm an Stamm so dicht gepreßt da, daß kein Mensch mehr hindurch kann.

Nach und nach wurde es dunkler, die Eulen ließen ihren Ruf ertönen, der Abendnebel wurde immer stärker und dichter und unsere Reisenden verfügten sich, als eben der Mond über die Höhen erschien, in ihr Nachtquartier. Hier erzählte man ihnen, um zu beweisen, wie gefährlich es sei, sich allein in die Tiefen des Urwaldes zu wagen, die Geschichte von einem Apotheker, der unbekümmert um alle Warnungen in den Urforst hinausging, um dort zu botanisiren. Er mußte sich verstiegen haben, denn man sah den ganzen Tag nichts von ihm. Nach Mitternacht jedoch hörten die Holzknechte oben auf den Höhen einen Wehruf nach dem andern. Sie erschrocken, glaubten, da sie nichts von dem Botanisirenden wußten und der alte Aberglaube in ihnen wach wurde, daß das „Walbmandel“ (der Berggeist) wieder einmal los sei, und wagten sich daher nicht aus ihren Rindenhütten hervor. In der nächsten Nacht erscholl der Wehruf wieder, aber schwächer, in der dritten Nacht ertönte er aber nicht mehr. — Als man aber nach einigen Jahren mit dem Abstecken des Urwaldes weiter schritt, fand man das Skelett und die Botanisirbüchse des Unglücklichen, welcher vermuthlich von einem Felsen stürzte und in Folge dessen auf eine jammervolle Weise das Leben verlor. So machte auch im letzten Frühjahr ein Wiener Herr, der sich durchaus darauf kaprizirte, den Schneeberg allein besteigen zu wollen, einen Sturz über eine Felsenwand, der ihm eben so wie dem Apotheker den Tod gebracht hätte, wenn ihm nicht noch am Tage Holzknechte zu Hülfe gekommen wären, die ihn nach Baumgartners Wirthshaus am Kaiserbrunnen schafften, wo er sechs Wochen lang liegen und seine Tollkühnheit büßen mußte.

Beim Abendessen hatte der Dicke erfahren, daß hier für die Kinder der Holzknechte sowohl katholischen als evangelischen Glaubens eine gemeinschaftliche Schule bestehe, und schon am nächsten Morgen verfügte er sich, während die andern Herren eine Alpe erstiegen, dorthin, um diese näher kennen zu lernen.

Bei der Lehrverwohnung und Schule — einer Kutsche — angelangt, kam dem Dicken schon auf dem Hof ein freundlicher Mann entgegen und stellte sich selbst als den Lehrer der armen Kinder der Holzknechte vor. Schon sein Name bezeichnet seine Stellung, denn der Mann hieß „Demuth“. — Und ich glaube gern, daß der arme Lehrer Demuth keinen Hochmuth kennt, denn sonst wäre er nicht der Ärmste unter den Armen im Gschaidl geworden.

„Wie stark ist die Zahl der Kinder,“ frug der Dicke, „welche Ihre Schule besuchen?“

„Zwischen 24 bis 30 Knaben und Mädchen.“

„Was lehren Sie den Kindern?“

„Lesen, Schreiben und Rechnen, Naturgeschichte, Geographie und Religion. Ich bereite die Kinder sowohl katholischen als evangelischen Glaubens soweit vor, daß ich selbige zur Firmung den Herren Geistlichen zuweisen kann. Wollen Ew. Gnaden nicht näher treten? die Schule wird so eben beginnen.“

Der Dicke trat in ein kleines Vorzimmer von etwa 5 Schritt Breite, 8 Schritt Länge und 8 Schuh Höhe mit einem kleinen Blockhausfenster von $1\frac{1}{2}$ Quadratschuh versehen und von dort in's Schulzimmer etwa 10 Schritt im Quadrat haltend, mit einigen gleichen Fensterchen wie im Vorzimmer. Am Eingange befindet sich ein kleiner Raum von einigen Schuhen für den Lehrer und nun laufen in der ganzen Tiefe des

Zimmers Schulbänke entlang, welche in der Mitte durch einen sehr schmalen Gang von einander getrennt sind, indem auf der einen Seite die Knaben, auf der andern die Mädchen ihre Plätze haben.

Der Lehrer Demuth, obgleich durch den Besuch des fremden Herrn etwas ängstlich, benahm sich doch besser wie mancher andere in gleicher Lage, zeigte die Schreibbücher der Kinder vor und dann die wenigen Lehrbücher seiner Schulbibliothek, woraus er sein Wissen zum Unterricht schöpfte. Alles war reinlich, sauber und nett, die Kinder beobachteten ein sehr anständiges Betragen und das ganze Aussehen dieser einsamen Dorfschule gewährte einen rührenden, herzergreifenden Anblick, als der Lehrer mit den Kindern einen frommen Kirchengesang anstimmte und endlich ein kurzes Gebet, warm und empfindungsvoll gesprochen, das Tageswerk eröffnete.

Als die Kinder alle ihre Aufgaben erhalten hatten, entfernte sich der Dicke begleitet vom Lehrer und sagte auf dem Hofe angekommen zu ihm: „Sie machen Ihre Sache recht brav, lieber Herr Demuth. Fahren Sie nur so fort, so wird Gottes Segen nicht ausbleiben.“

Ueber das Lob funkelten vor Freude dem armen Schulmeister die Augen, ja sogar eine Thräne rollte über die Wange herab und verlor sich in dem struppigen Backenbart. Endlich antwortete er bewegt: „Ach Gott ja, an Gottes Segen ist Alles gelegen! Und ich bedarf schon des Segens, lieber Herr.“

„Wie meinen Sie das, lieber Herr Demuth?“

„Ich war so glücklich, mein werther Herr, mir einige Gulden von meinem Gehalte zu ersparen. Dafür kaufte ich mir ein junges Kind, zog es groß zu einer stattlichen Kuh, wofür man mir sogar 50 fl., ach mein Gott, gnädiger Herr! ja 50 baare Gulden bot. Aber meine Kuh versorgte das Haus mit Milch und Butter und war mein größter Reichthum! Nun verlor ich durch einen Baumsturz dieses Frühjahr meine schöne Kuh und seitdem haben meine alte 85jährige Mutter, meine Kinder und mein Weib nichts mehr als Wasser und Knödeln. Doch Gott gibt's, Gott nimmt's! Sein Name sei gelobt!“

„Was trägt Ihnen Ihre Stelle ein?“

„Jährlich 130 fl. und weiter keinen Kreuzer. Hiervon habe ich meine alte Mutter, mein Weib, zwei eigene Kinder und ein fremdes zu erhalten. Gnädiger Herr, ich erstaune oft selbst wie ich durchkomme, es ist ein halbes Wunder!“

„Wie konnten Sie sich aber noch ein fremdes Kind bei Ihrer Armuth aufbürden?“

„O mein Gott! man hat doch auch ein Herz für fremde Noth. Der arme Knabe, den Sie dort sehen — und er zeigte nach einem kleinen, etwa 5jährigen, blonden, hausbäckigen Jungen, welcher in der Nähe spielte — ist die Waise eines hiesigen Holzknechtes. Die Mutter starb im Kindbette, der Vater wurde vor zwei Jahren im Gebirge beim Holzfällen erschlagen. Wir alle sind hier arm, ja die Holzknechte haben starke Familien zu erhalten; und als ich das arme, ganz verlassene Kind sah, konnte ich nicht anders und nahm's zu mir und mein braves Weib sagte: Wo die beiden Andern essen, ist auch das Dritte, Vater! und so ist der kleine Blondkopf jetzt mein Jüngster geworden!“

„Eine jede gute, echt christliche That findet ihre Vergeltung, lieber Demuth. Hoffen Sie auf Gott und Sie werden nicht zu Schanden werden!“

„Ich für meine Person bin an jede Entsagung gewöhnt und Klage nicht, gnädiger Herr. Aber die alte, 85jährige Mutter und die Buben thun mir wehe, daß ich diesen seit dem Verlust der Kuh doch gar nichts Liebes mehr erweisen kann.“

„Bleiben Sie der alte Demuth, lieber Freund und vielleicht findet sich auch 'mal eine Kuh wieder in Ihrem Stall ein!“ sagte beim Abschiede der Dicke. Und getrüftet wandte sich der arme Schulmeister wieder seinem schweren Berufe zu, der Dicke aber ent-

fernte sich und sprach im Gehen: „Drückende Armuth und hohes Menschengefühl für fremde Noth repräsentiren sich bei diesem Holznecht-Schulmeister. Er hat kaum so viel, um sich und die Seinen zu sättigen und legt sich noch bei seiner Armuth die härtesten Entbehrungen auf, nimmt ein verwaistes Kind zu sich, wird ihm Vater! Wahrlich Du armer Schulmeister, Du bist ein kreuzbraver Mensch! Deine edle That, Deine jammervolle Lage soll bekannt werden. Es gibt so viele edle Frauen und Männer in Wien und in Oesterreich, die gern dem wahrhaft Dürftigen ihre erbarmende Hand reichen. Dein unerreichbarer Wunsch dreht sich um den Besitz einer Ruh, und die sollst Du haben, so wahr ich hier diese Worte spreche! Ich werde es dem Keyhofs sagen, der mag die Geschichte mit schlichten, einfachen und wahren Worten in seiner Zeitung wieder erzählen, und ich müßte kein Oesterreicher mit Leib und Seele sein, wenn da nicht meine braven Landsleute dem armen Schulmeister unter die Arme griffen“ *).

Beim Floßmeister fand der Dicke wieder die beiden andern Herren, welche um einen großen Holztisch auf Holzbänken saßen und aus großen, irdenen Gefäßen, ähnlich den Suppenterrinen, etwas Flüssiges hinunterschlürften, wozu jeder in ein tüchtiges Stück Schwarzbod hineinbiß. Neben jedem lag ein großer Blechlöffel auf dem Tische.

„Du bleibst lange aus, Dicker. Setz beeile Dich mit dem Frühstück, wir sind in der schönsten Arbeit.“

„Aber sagt mir nur, was ihr da habt?“

„Nun Kaffee à la G'schaidl, servirt mit obligaten Eßlöffeln und Brod, so schwarz, wie bei Komorn,“ lachte der Hauptmann.

„Die Geschichte sieht gerade nicht besonders appetitlich aus, doch“ da setzte ihm ein junges Mädchen ebenfalls einen großen, irdenen Napf, mit zwei Henkeln an jeder Seite versehen, worin sich mit Milch gemischter Kaffee befand, vor, legte ihm einen großen Blechlöffel und ein Stück Schwarzbrod hin und forderte ihn freundlich zum Frühstück auf.

Der Dicke, ein etwas verwöhnter und penibler Mann in dergleichen Sachen, betrachtete die braune Flüssigkeit in der Schale mit kritisch-komischen Blicken und wußte nicht recht, ob er es damit versuchen sollte oder nicht. Da rief der Hauptmann dem Mädchen zu: „Der Herr versteht nicht gut deutsch und weiß sich mit dem Kaffee nicht recht zu behelfen, stehen Sie ihm nur bei!“ und das junge Bauernmädchen kommt in ihrer Unschuld sogleich eifertig zum Tisch zurück und ergreift das Schwarzbrod, brockt davon einige Stücke ab und will diese in die Schale werfen. Der Dicke protestirte natürlich dagegen, hatte aber seine liebe Noth dem Mädels begreiflich zu machen, daß er nicht gewohnt sei, den Kaffee mit Löffeln zu essen, bis diese endlich, vielleicht nur halb das Gesagte verstehend, sich lachend entfernte.

„Und unser Bündel ist geschnürt

Und alle Liebe d'rin;

Wohin uns Wind und Wetter führt

Die Liebe bleib darin!“

sang der Dicke in heiterer Laune als man vom G'schaidl aufbrach, um die nächste Alpe, den Gippel, zu besteigen. Doch

Dick und finster wie an den Gebirgen

Bogen Wolken an der Berge Häupter,

die sich immer tiefer und tiefer senkten und endlich Alles in ihr nächtiges Grau verhüllten. Nicht umsonst heißen die nächsten Thäler und Berge neben dem G'schaid die Naß, denn in diesen Gegenden ist es ein halbes Wunder, wenn es nicht täglich einmal

*) Ist geschehen und durch Sammlung eine Ruh dem Demuth übergeben worden.

regnet und wie, davon sollten unsere drei Wanderer bald einen klareren Begriff bekommen.

Raum senkt sich — und sei es auch der heiterste, wärmste und schönste Tag — in diesen Gegenden die Sonne hinter die Berge, so hüllen Nebel, Berge und Thäler ein, es wird sehr kühl, ja kalt, und der Thau, so stark wie ein recht ergiebiger Regen fällt nieder. Dieß dauert so lange bis die Wärme der Morgensonne die Feuchtigkeit wiederum verdunstet. Ja die Feuchtigkeit ist bei Nacht so groß, daß sie die Holzwände der Kutschen — gerade wie auf der See in Schiffen — durchdringt und Betten und Kleidungsstücke stark angefeuchtet werden.

„Dachte ich's doch gleich“, warf der Hauptmann hin, „daß uns die Milchgeschichte etwas auf den Hals ziehen würde.“

„Du hast recht, Hauptmann,“ pflichtete der Dicke bei, „der Professor hat uns das Wetter damit verdorben.“

„Ihr Schelme habt gut spotten,“ sagte darauf laut lachend der Professor. „Aber ich gebe Euch das heilige Versprechen, daß, wenn wir noch 100 Partien machen sollten, ich keinen Tropfen Milch mehr trinke! Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen.“

„Nun was beginnen wir jetzt?“ frug der Dicke, denn immer grauer und schwärzer hüllten sich die Berge ein und immer tiefer ballten sich die regenschwangeren Wolken zusammen, jede Aussicht versperrend.

„Mein Rath wäre, wir gehen so rasch wie möglich bis zum Singer zurück, nehmen uns dort ein Steirerwagel, fahren bis Gloggnitz und benützen den Eisenbahnzug um 2¼ Uhr Nachmittags um noch bis Wien zu gelangen.“

„Alles recht schön“, entgegnete der Dicke und betrachtete wehmüthig seinen Bauch, „aber wir werden schwerlich, selbst wenn ich das äußerste Maß meiner Kräfte anstrenge, bis dahin Gloggnitz erreichen. Wir können ja später mit dem Abendzug fahren!“

„Eine wohlweise Verordnung der löblichen Gloggnitzer Eisenbahn-Direktion“, bemerkte der Hauptmann, „sendet aber in den Wochentagen keinen Abendzug nach Wien. Wer dorthin will, muß um ¼ auf 3 Uhr Mittags fahren.“

„Ich rechne diese Einrichtung nicht zu den geschädesten, und wenn ich nach Wien komme, bin ich im Stande dies offen auszusprechen und mit Gründen zu belegen, die mir keine Direktion abdisputiren soll,“ eiferte der Dicke.

„Bis dahin können wir aber nicht warten, Dicker,“ meinte der Professor, „und da es so eben recht sanft zu regnen anfängt, so schreite tüchtig aus, damit wir bald zum Singer kommen, denn gewaschen werden wir heute jedenfalls recht ordentlich.“

Die Gesellschaft setzte sich in Bewegung. Kaum war jedoch eine Viertelstunde vergangen, als es in Strömen vom Himmel stürzte, so daß bald Alle bis auf die Haut durchnäßt waren. Je ärger es regnete, in desto rascheren Schritt setzten sich die Herren, selbst der Dicke bekam jezt flinke Füße als er erst naß wie ein Pudel war und wurde sogar heiterer Laune, als es von seinem Hute wie eine kleine Quelle herabrieselte. Nach etwa ¾ Stunden erreichte man die Singerin. Der Wirth war so gütig für 4 fl. sein altes, fettes Roß vor ein Steirerwagel zu spannen, den Herren mit alten Mänteln und Kogen auszuheilen, worein diese sich hüllten, und spornstreichs ging's immer im tollen Regen bis nach Gloggnitz, wo man kurz vor dem Abgang des Trains glücklich eintraf.

Als alle Drei im Eisenbahnwagen saßen, sagte der Dicke: „Wir müssen übrigens in unsern Costümen hübsch ausgesehen haben, Professor. Ich glaube, wenn uns Bekannte gesehen, daß diese uns herzlich auslachten.“

„Vielleicht fertige ich eine Skizze davon; denn Du mit Deinem aus tausend Fäden und Farben zusammengefügten Mantel sahst wie ein Papageno aus.“

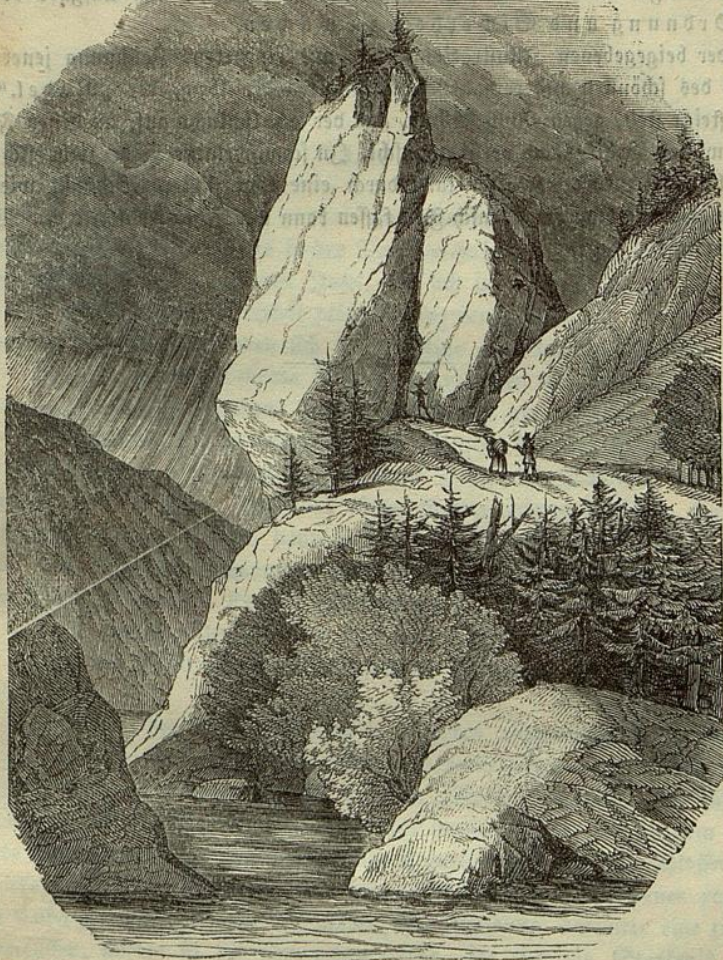
„Und Du,“ lachte der Dicke, „mit Deinem aufgeweichten und außer Fagon gekommenen Hut, wie ein reduzierter Lanzknecht.“

„Und der Hauptmann wie ein aufgeweichter Tornister, der als Hamlet Gastrollen geben will.“

„Über amüsiert haben wir uns doch!“

und alle Drei waren darüber einig: „daß es köstlich gewesen sei.“





Die Mädel.

Im Dezember verflossenen Jahres war das an der Gränze von Kärnten und Krain, im ehemaligen Cillier Kreise gelegene Sulzbacher Thal, der Schauplatz eines empörenden Verbrechens gegen die Sicherheits-Organen des Staates, indem gegen 60 dortige Insassen eine Gensd'armie-Patrouille, welche 3 Deserteure eingefangen hatte, überfielen und zwei der Tapfern niederschlugen. Wie alle abgeschlossenen und schwer zugänglichen Gebirge und Thäler bot gerade diese wildromantische Gegend, in einer Länge von 5 Stunden, seit langer Zeit Deserteuren und Rekrutirungsflüchtigen zc. einen sicheren Aufenthalt dar, wo sie sich den Augen der Behörden entziehen, und ihr weiteres Treiben ungestört fortsetzen konnten. Dem neuen Sicherheits-Institute „der k. k. Gensd'armie“ verdanken wir es, daß alle die früheren Schlupfwinkel gereinigt und die bürgerliche und gesetzmäßige Ordnung kräftig allenthalben im Vaterlande gewahrt wird. So jung dieses Institut in unserem Vaterlande ist, so haben dessen Mitglieder bereits in vielen Fällen, ja mit eigener Aufopferung es bewiesen, daß sie die ihnen gewordene hohe Aufgabe voll-

ständig zu erfüllen wissen. Nur der Schlechte hat sich zu fürchten; der gute, ruhige und vernünftige Bürger wird und kann nur jene Männer segnen, deren Aufgabe es ist: für Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu wachen.

In der beigegebenen Illustration geben wir eine treue Zeichnung jener Gegend, namentlich des schönsten und romantischsten Punktes derselben, der „Nadel.“ — Der Felskegel steigt steil, gegen 6000 Schuh, aus der Thalschlucht auf, an dessen Fuß schäumend ein wilder Gebirgsbach vorüberbrauscht. In schwindelnder Höhe zieht sich ein Gebirgssteig hin, der mehrere Klafter lang durch eine enge finstere Schlucht wiederum zu Tage führt, worauf bloß ein Mensch Fuß fassen kann und jeder Fehltritt den Wankenden vernichten würde.



Die Nadel

Im Thale der Nadel, das sich am Fuße des Berges Nadel befindet, liegt ein kleines Dorf, das Nadel heißt. Das Dorf ist sehr schön und liegt in einer sehr angenehmen Lage. Die Nadel ist ein sehr hoher Berg, der aus der Thalschlucht aufsteigt. Am Fuße der Nadel fließt ein wilder Gebirgsbach. In der Höhe der Nadel führt ein steiler Pfad, der durch eine enge Schlucht führt. Dieser Pfad ist sehr gefährlich und kann nur von einem Menschen begangen werden. Die Nadel ist ein sehr interessanter Ort, der viele Besucher anlockt.

Echter Muth.

I.

Im Herbst 1842 befand ich mich in der heitersten Gesellschaft von sechs Personen auf dem Landhause des Sennor Arguellas in der Nachbarschaft von Santiago de Cuba, in der östlichen Intendencia der genannten Insel, als sich in unserem Kreise ein Vorfall ereignete, der die herrschende Fröhlichkeit plötzlich ganz verscheuchte.

In unserer Gesellschaft befanden sich drei tüchtige amerikanische Kaufleute aus den südlichen Staaten, die in ausgedehnten Handelsverbindungen mit dem kolumbischen Archipel und den kleinen Antillen standen. Diese beabsichtigten am folgenden Morgen, wenn Wind und Wetter günstig, sich in dem Barkschiff „Neptun“, dessen Capitän und Mit-eigenthümer Mr. Starkey war, nach der Morant Bay, auf Jamaika, einzuschiffen. Außerdem bestand noch der kleine Kreis aus einem Neffen unseres Wirthes, der Lieutenant in der spanischen Artillerie war, dann aus Sennor Dupont, einem jungen, reichen Creolen, von dem allgemein angenommen wurde, daß er der begünstigte Bewerber um die Hand der Donna Antonia, Tochter und alleinige Erbin des Sennor Arguellas, sei und ferner — außer meiner Wenigkeit — aus dem Capitän Starkey, einem schönen, kräftigen Seemann von feinen Manieren und seltener Bildung, ein wahrer Gentleman, von etwa 34 Jahren.

Sennor Arguellas, der einige Geschäfte in Kingston abzumachen hatte, wollte in Begleitung seiner Gattin und seiner schmucken, wunderlieblichen Tochter Antonia die Reise mit den sämmtlichen anderen Herren auf dem „Neptun“ machen. Ich für meine Person befand mich nur zufällig hier, da ich erst vor wenigen Tagen mit meinem Schiffe auf der Rhede angekommen war und mit Sennor Arguellas Geschäfte abgeschlossen hatte.

Ich hörte, daß der „Neptun“ eine reiche Ladung von verschiedenen englischen Waaren nach Cuba gebracht und jetzt mit halber Waarenladung, darunter eine ziemliche Menge Pulverfässer, wieder in die See gehen werde. Da Capitän Starkey's schönes Schiff trefflichen Cajütenraum bot, das wunderschöne Wetter eine eben so angenehme, als kurze Fahrt versprach, der Wind überdem nach Nordwesten umgeschlagen hatte und sich auf diesem Strich halten zu wollen schien, so waren Alle in ausnehmend heiterer Stimmung, plauderten über die beabsichtigte Fahrt, über cubanische, amerikanische und europäische Politik und stritten sich über den vergleichweisen Vorzug der französischen und spanischen Weine, der Havanna- und Alabama-Cigarren und Aehnliches.

Die Nacht, welche sich herabgesenkt, war köstlich, klar und prachtvoll. Der Abendwind war gerade stark genug, die reiche und duftende Vegetation der weitausgedehnten, herrlichen Thäler in Bewegung zu setzen, um die weinerhitzten Gesichter der Gesellschaft mit Wohlgerüchen zu fächeln, womit die Atmosphäre so reich geschwängert war; ferner auch die krümmungsreichen Flüßchen und Bäche zu kräuseln, welche die Inseln nach allen Richtungen hin durchschneiden und bewässern, auf deren Wellen in magischem Glanze die Spiegelbilder aller jener Myriaden prächtig leuchtender Sterne zitterten, welche eine helle Nacht unter Cuba's Himmel zieren.

Beinahe alle Gäste hatten ziemlich viel Wein getrunken, ja fast zu viel; allein die Glorie dieser Nacht wurde nicht eher entweiht, als bis uns Sennora Arguellas mit ihrer lieblichen Tochter, so wie der Hausherr, welcher noch Geschäfte ordnen wollte,

schon eine Zeit lang verlassen hatten, wozu der Abschied, welchen die Damen von Capitän Starkey genommen, die erste Anregung zu der nun kommenden Szene gegeben haben mochte.

Die Sennora hatte nämlich, als sie sich zum Weggehen anschickte, zu Capitän Starkey gesagt: „Verlassen Sie gefälligst unser Haus nicht eher, bevor ich Sie noch einmal gesprochen. Belieben Sie nur die Tischglocke zu rühren, und eine Dienerin wird mir's dann melden!“ Capitän Starkey hatte sich ehrfurchtsvoll gebeugt, Antonia aber lächelte ihm dabei so freundlich zu, wie ich es bisher noch nicht zu bemerken Gelegenheit fand.

Winnen Kurzem bemerkten wir Alle, daß die Unterhaltung einen sehr widerwärtigen Ton angeschlagen, überhaupt eine unbehagliche Wendung genommen hatte. Wie es kam, oder was zuerst darauf führte, erinnere ich mich nicht mehr genau. Mir schien es jedoch, als habe sich Sennor Dupont einigermaßen von dem allzufreundlichen Ausdruck in Antonia's Zügen, als sie sich von Capitän Starkey verabschiedete, gekränkt gefühlt.

Starkey hatte im Laufe des Gesprächs an der Tafel sich bereit erklärt, mehrere Familien freier Neger nach Jamaika mit hinüber nehmen zu wollen, wo die Dienste der Männer auf Zuckerpflanzungen weit höher bezahlt würden als auf Cuba, wo diese Arbeiten meistens nur Sklaven besorgen. Die südamerikanischen Herren hatten sich darüber schon früher mißbilligend ausgesprochen und wurden in der That fast allzu freigebig mit Sticheleien und Spottreden auf Capitän Starkey's Neger-Grundsätze, wie sie es nannten. Vielleicht würde dies unbemerkt vorübergegangen sein, hätte der Capitän nicht unglücklich Weise erwähnt, daß er als Midshipman, an Bord eines Kriegsschiffes, eine ziemlich Zeit lang zur Unterdrückung des Sklavenhandels gedient. Diese Erklärung fachte bei Sennor Dupont den unter der Asche glimmenden Funken zur hellen Flamme an und aus halblauten Verwünschungen entnahm man, daß er durch solche Geschwader bereits viele materielle Verluste erlitten habe. Endlich brach ein Sturm zorniger Worte los und leidenschaftliche Reden des Unmuthes flogen hin und her. Von der einen Seite wurde der Sklavenhandel mit verächtlicher Bitterkeit heruntergesetzt, von der andern Seite aber warm und mit Hartnäckigkeit vertheidigt. Da ließ sich Dupont, von Wein und Leidenschaft auf's Höchste aufgeregt, begeben, das Sternenbanner (die Flagge der Vereinigten Staaten) zu beschimpfen, so wie der Königin von England ein ehrenrühriges Weivort zu geben, worauf ihm augenblicklich Capitän Starkey ein in Händen habendes Weinglas sammt Inhalt in's Gesicht warf. Im Nu waren alle Anwesenden aufgesprungen und durch den verhängnißvollen Ausgang des Wortwechsels so ziemlich nüchtern geworden.

Capitän Starkey faßte sich zuerst; sein zorn- und weingeröthetes Gesicht hatte sich in Blässe umgewandelt, indem er zu Dupont sagte: „Ich bitte Sie um Verzeihung. Es war allerdings Unrecht, ja sehr Unrecht von mir, Ihnen so zu begegnen, allein meine Handlungsweise wird in Ihren gethanen Aeußerungen einigermaßen Entschuldigung finden!“

„Verzeihung?“ — rief Dupont, der in einer Ekstase von Wuth herumsprang und sich mit dem Taschentuch sein Gesicht abwischte. — „Milles tonnerres! Ja, eine Kugel vor die Stirn soll Ihnen Verzeihung geben, sonst Nichts!“

Lieutenant Arguella's eilte auch sogleich dem Hause zu und kehrte mit einem Pistolenkästchen unter dem Arm wieder zurück, die er Dupont überreichte.

Da ich sah, daß jetzt bitterer Ernst aus der Sache werden sollte, trat ich zu Starkey, der nun wieder ruhig und mit verschränkten Armen am Tische stand, und sagte zu ihm: „Sir, ich bin in derlei Dingen nicht ganz unerfahren, und wenn ich Ihnen jetzt dienen kann, so . . .“

„Ich danke Ihnen, Capitän, werde aber Ihres Freundschaftsdienstes nicht bedürfen“, unterbrach mich Starkey, und sich zum Lieutenant Arguellas wendend sagte er: „Ich bin kein Raufbold, mein Herr, und werde mich nicht mit Mr. Dupont schlagen!“

„Was sagte er?“ rief der Lieutenant und sah sich völlig erstaunt im Kreise um, „er will sich nicht schlagen?“

Unser Aller Blut wallte auf. Ich war empört, daß einer meines Standes so das Hasenpanier ergreifen wollte und rief mit voller Entrüstung Starkey zu: „Wie? Sie wollen sich nicht schlagen, Capitän Starkey? Das erklären Sie, dessen Name in der Flotte läuft? Wahrlich, es ist nur Ihr Scherz!“

„Ich rede im vollkommenen Ernste, denn ich bin aus Grundsatz ein Gegner des Zweikampfes!“

„Aus Grundsatz eine Memme!“ rief Mr. Dupont mit giftigem Hohne und drohte Starkey mit der geballten Faust.

Das verächtliche Schimpfwort machte den Capitän erbeben, ein Witz wilder Leidenschaft schoß aus seinen dunkeln Augen und er machte einen Schritt gegen Dupont, bemeisterte sich aber gewaltsam und sagte mit mühsam erzwungener Ruhe: „Ich muß Ihre Grobheiten hinnehmen, obschon Ihre Unverschämtheit eine Rüge verdiente. Doch, ich wiederhole es, schlagen werde ich mich nicht!“

„Aber Sie müssen meinem Freunde Genugthuung geben!“ rief jetzt Lieutenant Arguellas, eben so ergrimmt wie Dupont. — „Geschieht dies nicht, so werde ich Sie nicht nur auf dieser Insel, sondern auch auf Jamaika öffentlich für den feigsten Schuft erklären!“

Statt auf diese Erklärung zu antworten, rührte Capitän Starkey kaltblütig die auf dem Tische stehende Klingel und hieß die eintretende Sklavin die Sennora Arguellas zu benachrichtigen, daß er sich verabschieden und die Dame vom Hause noch einmal sprechen wolle.

„Sieh nur Alfonso!“ rief Dupont mit höhnischem Triumphe, „der tapfere Capitän will sich unter den Schutz der Unterröcke Deiner Tante begeben!“

Sennora Arguellas trat in diesem Augenblicke ein, und schien nicht wenig betroffen über das seltsame Aussehen der Gesellschaft. Sie führte den Capitän auf dessen Bitte in's Haus und wir Uebrigen blieben wie angewurzelt stehen und starrten uns verwundert an. Zehn Minuten später erfuhren wir, daß Starkey das Haus verlassen, nachdem er der Sennora noch mit aller Bestimmtheit aufgegeben, zu melden, daß sein Schiff am nächsten Morgen um 9 Uhr unfehlbar unter Segel gehen werde.

Die Gesellschaft trennte sich jetzt sehr verstimmt.

II.

Am nächsten Morgen fanden sich Alle zur anberaumten Zeit am Bord ein. Capitän Starkey empfing seine Passagiere mit höflicher Gleichgiltigkeit und wurde nicht im Mindesten von dem absichtlichen, verächtlichen Hohn afficirt, welchen Dupont und der Lieutenant zur Schau trugen. Als aber auch Donna Antonia mit abgewandtem Blick und verächtlicher Miene an ihm vorüberging und ihre Mantille fester zusammenzog, als solle diese sich nicht durch Berührung mit einem Feigling beschmutzen, stieg ihm das Blut in's Gesicht und man sah ihn zusammenbeben. Allein auch dieser Ausdruck von Schmerz war nur ein sehr flüchtiger, denn schon nach wenigen Minuten waren des Capitäns Züge wieder so ernst und kalt als zuvor.

In Mr. Dupont kochte es. Er konnte sich nicht enthalten seine Gedanken laut werden zu lassen, indem er hörbar genug für einige nahe stehende Matrosen des Schiffes

das Wort „Lache!“ aussprach und dabei den Capitän fest ansah. Er wollte an Starkey vorübergehen, als dieser ihn mit eiserner Faust packte, leicht umdrehte und laut, aber ruhig und fest zu ihm sagte: „Ecoutez, Monsieur! persönlich ist es mir ganz gleichgiltig, was Sie von mir denken; allein ich bin auf diesem Schiffe Capitän und Regierender, und werde Niemanden erlauben, mich vor der Mannschaft zu höhnen und dadurch meine Autorität über dieselbe zu verringern. Erdreisten Sie sich noch einmal in Blick oder Wort mir so zu begegnen, so sperre ich Sie in einsame Haft und in Eisen bis wir in Jamaika ankommen!“

Damit schob er den betretenen Dupont von sich und ging nach dem Vordertheil des Schiffes, das eben vor einem leichten Winde der Morant-Spize zusegelte.

Man konnte unmöglich nur wenige Stunden am Bord des „Neptun“ zubringen, ohne sich vollkommen zu überzeugen, daß dessen Capitän ein ausnehmend tüchtiger Seemann sei, und daß die Bemannung des Schiffes zu den schmucksten Burschen gehörte, welche die See befuhren. Der Dienst an Bord ward so pünktlich, geräuschlos und im Takt besorgt, als wär's ein Kriegsschiff, und eine Empfindung von Zuversicht und Vertrauen auf des Capitäns Tüchtigkeit in seinem Fache ward bald von Allen an Bord befindlichen Passagieren stillschweigend oder offen eingestanden.

Das Wetter blieb durchaus schön; nur war der Wind schwach und veränderlich, so daß man mehrere Tage lang die blauen Berge von Jamaika vor sich sah, ohne daß sich das Schiff merklich dem Lande nähern wollte. Endlich kam eine anhaltende Brise aus Nordwest und man näherte sich allmählig der Morant-Spize, passirte sie und lief um 2 Uhr Morgens in die Bucht ein, wo die eigentliche Seereise als beendet angesehen werden konnte.

Für die Cajütpassagiere war dies ein großer Trost, denn der Zwang, dem sich Alle unterworfen fühlten, war äußerst widerwärtig, namentlich bei Tische, wo der Capitän mit frostiger Höflichkeit den Vorsitz führte und die Unterhaltung sich nur auf einsilbige Fragen und Antworten beschränkte.

Es war Abend geworden. Der Capitän befand sich in seiner Cajüte und ordnete seine Papiere. Das Schiff segelte ruhig und gleichmäßig durch die See dem nahen Hafen zu, als plötzlich eine hohe Flammensäule aus der durch zwei Matrosen theilweise geöffneten Hauptluke des Schiffes empor schoß und der wilde Schrei: „Feuer! Feuer!“ — der entsetzlichste Ruf, den man nur zur See hören kann — auf dem Deck ertönte. Ein schreckliches Durcheinanderschreien hatte sich erhoben und eine Verwirrung, ein Hin- und Herrennen der ärgsten verzweifeltsten Art fand bereits statt, als man die athletische Gestalt des Capitäns auf's Verdeck springen sah, seine, alles übertönende Stimme Stille gebot, und nun an seine folg'same Bemannung der Befehl erging, die Hauptluke zu verschließen, damit das Feuer nicht mehr heraufschlage.

Dieser Befehl ward unter der persönlichen Mitwirkung des Capitäns augenblicklich ausgeführt, dann aber verschwand er unter das Vorderdeck, blieb etwa zwei Minuten dort verschwunden und kam dann schwarz und verbrannt mit einem Gegenstand in den Armen, der einer Leiche glich, wiederum zum Vorschein, warf die Last auf's Verdeck, rief den dritten Steuermann zu sich und sagte zu ihm: „Geht hinunter Mr. Ned und weckt die Passagiere! Ihr aber, Mr. Hawkins — zum ersten Steuermann gewendet — holt mir meine Pistolen aus der Cajüte! Doch hurtig, Mann! Leben oder Tod hängen vom Verluste einer Minute ab!“

Darauf erst kehrte er sich zu seinen bestürzten, aber aufmerksamen Matrosen und sagte: „Ihr wißt, Männer, daß ich Euch bei keiner Gelegenheit je täuschte. Hört mich also aufmerksam an! Jenes besoffene Vieh dort, der Diener des Lieutenant's Arguella's, hat, als er Rhum im Raume stehlen wollte, mit seinem Lichte ein angezapf-

tes Faß in Brand gesteckt. Dieß ist zerplatzt, der ganze untere Raum steht in Feuer und ein Lösungsversuch wäre vergeblich!"

Da ließ sich die Bemannung nicht mehr länger halten, stieß einen einstimmigen Schrei des Schreckens und der Wuth aus, und alle sprangen instinktmäßig nach den Booten, um sich zu retten. Doch die gebietende Stimme des Capitäns hemmte sogleich ihre Schritte, indem er rief: „Wollt Ihr mich wohl zu Ende hören?!“ und als die Leute ehrerbietig schwiegen, sprach er weiter: „Uebereilung und Bestürzung kann uns nur verderben, doch mit Muth und Beharrlichkeit können wir Alle gerettet werden! Darum Gehorsam meinen Befehlen! Jetzt an die Arbeit Männer! Wer sich im geringsten widerspenstig zeigt, fällt durch meine Kugel!“

Merkwürdig war es, den Einfluß zu beobachten, welchen das Kühne, besonnene, muthige und befehlsgewohnte Betragen und die Sprache des Capitäns auf die Mannschaft ausübte. Der panische Schreck, der sie anfangs ergriffen, schien einer thatkräftigen Entschlossenheit gewichen zu sein, und in unglaublich kurzer Zeit befanden sich die Boote glücklich im Wasser.

„Recht so, meine wackern Jungen! — rief Starkey — Ich wiederhol's, wir haben noch Zeit genug übrig. Vier von Euch — und er benannte sie — bleiben bei mir. In jedes der großen Boote springen 5 Mann von Euch, in die beiden kleineren 3 Mann und in das Heckboot 2 Mann. Heftiges Andringen und unnütze Hast würde die Boote zum Sinken bringen, und wir werden im Stande sein, wenigstens ein Fallreep frei zu haben!“

Die Passagiere waren mittlerweile halb angekleidet auf's Verdeck gestürzt. Alle hatten im ersten, wilden Schreck den Kopf verloren, da sie wußten, daß viel Schießpulver sich an Bord befand. In dem Augenblicke, wo die Boote an der Steuerbordseite des Schiffes anlegten, drängten sich die Männer, sowohl Farbige als Weiße, mit wahnwitziger Hast den Weibern und Kindern voran, unbekümmert darum, wen sie auf diese Weise aufopferten. Allein Capitän Starkey trieb sie Alle mit Hilfe der vier athletischen Seeleute schonungslos zurück und rief: „Wer nicht gehorcht, den lasse ich über Bord werfen! Hier gilt die Reihe wie bei einem Leichenzuge; erst die Frauen, dann die Kinder, endlich die älteren Männer! Geleitet Sennora Arguellas und ihre Tochter dort hinunter! Hurtig Leute!“

Als Donna Antonia mehr todt als lebend in's Boot hinuntergelassen werden sollte, brach sich mit dem Geräusche einer Explosion plötzlich eine hohe Flammensäule durch die gesprengte Hauptlucke Bahn. Die erschreckten Passagiere stießen einen wilden Jammerschrei aus, stemmten und drängten, und traten sich mit einer entsetzlichen Heftigkeit beinahe zu Boden, um das Fallreep (Schiffstreppe) zu erreichen. Auch Mr. Dupont zwängte sich mit der Energie eines Wahnwitzigen durch das Spalier der Matrosen und drängte Antonia so plötzlich nach vorn, daß sie ohne die äußerste Aufbietung der herkulischen Kraft des Capitäns in's Meer hätte stürzen müssen.

„Zurück, unmännlicher Feigling! Zurück, Schuft!“ — brüllte Capitän Starkey in furchtbarer Aufregung ob der Gefahr der jungen Dame, ergriff — nachdem diese geborgen war — Dupont wild beim Kragen, deutete mit der Pistole in der andern Hand auf die Flossen einiger Haie, die im hellen Glanz der Flamme nur wenige Armlängen vom Schiffe sichtbar waren, und sagte dann: „Sehen Sie sich diese Dinger recht an, Sennor! Euch Männer aber befehle ich, daß Ihr Jeden, der sich noch vordrängt, denen da — auf die Haie weisend — servirt?“

„Sehr wohl, Sir!“ war die mechanische Antwort der Seeleute.

Diese fürchterliche Drohung stellte sogleich die Ordnung wieder her. Die farbigen Weiber und Kinder wurden zunächst eingeschifft und das Boot schien gefüllt.

„Stoßt ab! — erscholl das Kommandowort — das Boot geht gerade tief genug für Eure Sicherheit!“

Da ließ sich ein Ruf, schwach wie das Weinen eines Kindes aus dem Boote vernehmen und der Capitän hörte und verstand ihn augenblicklich.

„Haltet noch einen Augenblick! — rief er — und laßt noch Sennor Arguellas hinunter. So, nun tummelt Euch, daß Ihr fortkommt!“

Das nächste Boot war bald eben so rasch beladen. Die farbigen Männer, Jung und Alt und die weißen Herren füllten es.

„Sie sind ein edler Mann! — rief Lieutenant Arguellas und suchte des Capitäns Hand zu ergreifen. — Ich war ein Thor, als ich“

„Fort Sir! — rief Starkey. — Hier ist kein Ort und keine Zeit zu faden Komplimenten!“

Schon war der Befehl zum Abstoßen über des Capitäns Lippen, als sein Blick zufällig auf seinen treuen Schiffsjungen fiel, der dicht an seiner Seite an den Wandten des Schiffes stand.

„Halt, noch einen Augenblick! — rief er. — Hier ist noch ein Junge, dessen Gewicht Euch keinen Schaden bringen wird!“ Damit ergriff er den Jungen mit den Armen wie ein Kind und ließ ihn vorsichtig in's Boot gleiten, indem er ihm noch die Worte zuflüsterte: „Lebe wohl, Jac! grüße mir Deine Eltern herzlich, falls ich sie nicht mehr wiedersehen sollte!“

Alle Boote waren besetzt und abgefahren und nur noch das kleine war übrig, das höchstens acht Personen sicher fassen konnte. Noch befanden sich sieben Menschen mit dem Capitän an Bord des Schiffes und zwei Matrosen führten bereits das Boot. Als die übrigen sechs rasch eingeschifft waren und nur noch Capitän Starkey allein auf dem Deck seines brennenden Schiffes stand, frug er hinab: „Kann das Bord noch Einen tragen?“

„Wir müssen und wollen es probiren — kam zur Antwort — da Sie es sind, Capitän! Wir sind aber alsdann überfüllt, zumal da uns die verdamnten Haie wie zahme Lämmer umschwärmen!“

„So wartet noch einen Augenblick, ich kann das Schiff nicht verlassen, so lange ich noch Eine lebende Seele an Bord wüßte!“

Und er schritt hastig nach dem Vorderdeck, erschien alsdann wieder an dem Fallreep, den bewußtlosen Diener des Lieutenants Arguellas im Arm und ließ diesen vorsichtig in's Boot hinab.

Im Boote stieß man einen Schrei der Entrüstung aus, doch dieß half nichts, denn im nächsten Augenblicke war das Lau des Bootes in die See geworfen und der Capitän rief: „Nun rudert, Jungs, wenn Euch Euer Leben lieb ist!“

Vom Instinkt der Selbsterhaltung angetrieben, griffen die Ruder sogleich in's Wasser und das Boot entfernte sich rasch vom Schiffe.

Nachdem nun Alle außer Capitän Starkey das brennende Fahrzeug verlassen hatten, blickte er, die Augen mit der Hand beschattend, begierig in der Richtung nach der Küste hinaus. Sodann rief er noch dem letzten Boote nach: „Wir müssen schon lange von der Küste bemerkt worden sein und es werden Lootsenböte Euch begegnen. Sagt ihnen, daß sie sich beeilen mögen, dann dürfte ich noch einige Hoffnung auf Rettung hegen!“

Der ganze Auftritt, diese lange Agonie, zu deren Schilderung wir so viele Worte gebrauchten, dauerte nur etwa 8 Minuten. Wir schildern hier eine That sache, keinen Roman. — Es gibt auf der See so viele furchtbare und erschütternde Dramen, daß

man ohne jede Erfindung, nur mit einfachen wahren Worten, ganze Bibliotheken mit Bänden füllen könnte*).

Starkey hatte gethan, was schon Tausende braver Seemänner vor ihm eben so gemacht. Nur selten erblickt aber ein Auge die selbstverläugnende Aufopferung und Seelenstärke, welche sich im bewegten Seemannsleben so oft kund gibt und nur Wenige entinnen solchen Katastrophen, denn die See verlangt ihren regelmäßigen Tribut — ein alter Seemannsglaube — der einerseits auch sein Gutes hat.

Raum waren die Boote eine halbe Meile von dem brennenden Schiffe entfernt, als das Feuer, welches jetzt allenthalben durch das Verdeck schlug, auch das Takelwerk und die wenigen ausgelegten Segel ergriff und in feurigen Zügen die vollständigen Umrisse des schönen, großen Schiffes darbot. Es war ein traurig schönes, furchtbar erhabenes Schauspiel; und auf diesem brennenden Vulkan befand sich noch ein Mensch, ein heldenmüthiger Mann, durch dessen Festigkeit und Geistesgegenwart 80 Menschen dem sichern Tode entriffen wurden.

Um die ausgesprochene Hoffnung auf Rettung nicht ganz unmöglich zu machen, hatte Capitän Starkey zuvor Klüver- und Focksegel den Winden preisgegeben und war dann bis an's Ende des Bugspriets hinausgegangen, wo er eine kurze Weile vor den Flammen gesichert war.

Die Boote vergrößerten immer mehr ihre Entfernung von dem brennenden Schiffe; unter den Geretteten herrschte das Schweigen des Grabes, das nur die taktmäßigen Ruderschläge unterbrachen. Aber Aller Augen waren in tiefster Angst zur Küste gerichtet in der Hoffnung, den auslaufenden Bootsen zu entdecken. Und endlich ließ sich bei dem ersten Boote ein deutlicher Anruf vernehmen, den alle freudig beantworteten, und als der Steuermann wenige Worte mit dem Bootsen gewechselt, schoß dessen Boot rasch dem brennenden Schiffe zu, gefolgt von einem zweiten Bootsenkutter.

Als der zweite Kutter den Booten näher kam, rief ein Mann vom Bug: „Wie heißt das Schiff?“

„Vark Neptun, Capitän Starkey! Er befindet sich noch am Bord des brennenden Schiffes!“

Da rief aus dem zweiten Boote eine Stimme: „Hundert Pfund dem ersten Boot, das das Schiff erreicht, 200 Pfund demjenigen, der den Capitän rettet!“

„Das ist Sennor Arguellas Stimme — rief der Bootse, der den alten Herrn erkannte. — Hurrah denn, es gilt den Preis!“ und fort schoß das Boot dem brennenden Schiffe entgegen.

Einige Minuten später traf noch ein großes Küstenfahrzeug ein und nahm von

*) Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich eines interessanten Vorfalles auf der Fahrt von Liverpool nach Quebec im Jahre 1846.

Ich war bereits zehn Tage in See und hatte beinahe die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ich eines Sonntags Morgens — es hatte zwei Tage vorher ziemlich stark gestürmt — ein großes Schiff bemerkte, daß unter dicht gereiften Wacksegeln gerade auf mich zuellte. Auf etwa eine Meile Distanz änderte dasselbe plötzlich seinen Kurs und steuerte Süd und nach kaum einer Viertelstunde wiederum Ost und dann Nord-Ost. Da mir die Geschichte ziemlich wunderbar vorkam, ließ ich darauf los steuern und bemerkte endlich, daß es ein schönes, neues, großes englisches Vollschiff war, das Holz geladen hatte, dessen Gallerien und auch theilweise das Deck von der See gänzlich zertrümmert waren, aus dessen Speigaten und Lücken, so wie die Schwellungen der See das Schiff füllten, wie Wasserfälle das Wasser herabstürzte. Als ich das Schiff beim Vorbeisegeln anrief, im Falle noch eine lebende Seele an dessen Bord sei, sprang plötzlich ein hübscher brauner Wachtelhund aus der hochgelegenen Kajüte und auf's Steuerrad, wo der Hund uns freundlich zuwinkend verblieb, so daß es schien, als wenn dieser Hund allein das große schöne Schiff durch den atlantischen Ocean steuerte. Trotz der hohen See, ließ ich ein Boot auslegen, um die schöne Thier zu retten, allein unsere Mühe blieb wegen der schweren Brandung am Schiffe unmöglich und mit betrübtem Herzen rief ich dem kleinen vierbeinigen Steuermann mein „Farewell“ zu.

allen Booten, die sämmtlich sehr tief im Wasser gingen und überladen waren, einen Theil des lebendigen Cargo bei sich auf, so daß diese jetzt ganz außer Gefahr waren.

Jetzt blickten sich aber Alle nach ihrem todesmuthigen Retter um, denn die Explosion mußte jeden Augenblick erfolgen. Auf einmal schoß eine weiße, gewaltige Flammenpyramide aus dem Raum des Schiffes empor, der ein furchtbarer, anhaltender Donnerschlag folgte. Die Boote schaukelten wie von einem wilden Strudel erfaßt und dann kam ein Zischen und Plätschern von vielen schweren Körpern, die aus bedeutender Höhe in die See herunterfielen, worauf das tiefste Schweigen und eine dichte Dunkelheit folgten.

Diese Stille wurde endlich durch einen lauten fröhlichen Anruf aus dem Vootsenfutter unterbrochen. Man erkannte die Stimme des braven Capitäns Starkey, und ein einstimmiger, gleichzeitiger, gellender Jubelruf, welcher sich Aller Brust entrang, bezeugte dem wackeren Seemann das allgemeine Entzücken über seine glückliche Rettung.

Eine halbe Stunde später wurden alle sicher gelandet, und da Schiff und Ladung versichert waren, traf der bedeutende Verlust die Versicherungsgesellschaft. Doch durch Verabredung aller Passagiere wurde auf Subscription ein werthvolles Stück Silbergeräth angeschafft und dasselbe Capitän Starkey bei einem öffentlichen Gastmale, welches ihm zu Ehren in Kingston stattfand, feierlich überreicht.

In seiner Dankagsrede für die ihm erwiesene Ehre erläuterte Starkey die Motive seiner Weigerung, sich mit Mr. Dupont zu duelliren. Er sagte:

„Ich war ziemlich früh ein vater- und mutterloser Waise und nur eine bejahrte Tante nahm sich mit zärtlicher Liebe des armen Knaben an. Der Gatte meiner Tante, ein tapferer Offizier, war im zweiten Monat seiner Ehe im Duell gefallen. Seine Witwe führte ein sehr freudenloses Leben, weil sie ihren Mann unendlich geliebt, daher seinen Verlust beständig beweinte. Dieser stille, duldbende, herbe Gram eines ganzen Lebens machte einen tiefen Eindruck auf mich und als ich mein neunzehntes Jahr zurückgelegt und meine Tante von mir das feierliche Versprechen verlangte: „niemals und unter keinerlei Umständen einen Zweikampf auszufechten!“ gab ich an Eidesstelle mein Wort und habe — und werde es — bis an mein Lebensende halten. Was nun mein Betragen während des unglückseligen Brandes des Neptun anbelangt, worüber mir so unverdientes Lob gezollt wird, so kann ich nur sagen, daß ich bei diesem Anlasse nicht mehr, als meine einfache Schuldigkeit und Pflicht that. Ich gehöre zu jenem Stamm von Seeleuten, unter deren erste und heiligste Grundsätze es gehört, daß der Capitän stets der Letzte sein muß, wenn er sein Schiff gezwungen verlassen oder es aufgeben muß. Zudem mußte ich der allerbärmlichste Feigling auf Gottes Erdboden gewesen sein, wenn ich gewankt oder den Kopf verloren hätte in Gegenwart von das heißt, Angesichts von von Umständen, welche thatsächlich das heißt“

Hier hatte der Faden ein Ende. Capitän Starkey wurde gewaltig verlegen, endlich schamroth, und stockte in seiner Rede. Offenbar war er kein gewandter Redner, doch wollte man bemerkt haben, daß wie er zu stottern anfang, er seine Blicke auf die Gallerie gerichtet hatte, die von vielen eleganten Damen besetzt war, wo ihm Donna Antonia's feurig-schüchterne Augen und erglühende Wangen begegneten. War's nun dieß oder was anderes, das ihn aus dem Context brachte, — genug, er stotterte fort, und ob ihn gleich die ganze Tischgesellschaft mit lebhaftem Beifall überschüttete und zur Sammlung Zeit ließ, er konnte den abgerissenen Faden nicht wieder finden und endete unter einigen unverständlichen Redensarten.

Doch — — — ich habe nur noch wenige Worte nachzutragen.

Capitän Starkey hat sich in der Havannah niedergelassen und Donna Antonia ist



Da sich Maria nun sicher weiß, so beredet sie, von Eifersucht geplagt, den treuen Eckhart, mit ihr in den Venusberg zu gehen und nun ist der Teufel los. Maria requirirt mit Gewalt ihren Gatten, Frau Venus will aber auch noch nicht von ihrem „schönen Buhlen“ lassen!



Endlich legt sich der treue Eckhart ins Mittel; er macht der Frau Venus begreiflich, daß der Gescheidtere nachgibt, worauf sie ihre Bedingnisse stellt: Marie muß als Geißel im Venusberge zurückbleiben, der arme Lannenhäuser erhält Urlaub *), um nach

*) Aber nicht auf unbestimmte Zeit.

Venedig und zum Aetna zu reisen, von wo er eine Perle und ein Diadem holen muß; als Cheuf-d'œuvre aber soll er einen dürrn Haslinger dazu bringen, Rosen zu tragen! — Der treue Eckhart, der zwar auf die Tugend Marien's Felsen bauen würde, findet es doch als Mann von Erfahrung den Umständen angemessen, sie in dieser Gesellschaft in einen festen Schlaf zu versetzen, der bis zur Rückkehr ihres Gatten dauern soll.



Moral: Für eine eingeschlaferte Tugend ist nichts zu fürchten.

Tannenhäuser wirft sich in ein härenes Gewand und geht nach Rom, um Buße zu thun. Dort erfährt er, indem er sich in einer Osteria schlafend stellt und sich auf's Horchen verlegt, von zwei grausen Banditen, die im Krausche das Maul nicht halten können, daß auch der Urheber seines Unglücks, Lichtenried, sich in Rom befindet, aber nicht, um, wie er, Buße zu thun, sondern den Fasching zu genießen und das Maß seiner Sünden voll zu machen und daß ein Anschlag auf sein Leben gemacht ist. Eingedenk des Spruches, „daß man auch seinen Feinden Gutes thun muß,“ vereitelt er den Mordanschlag. Lichtenried erkennt seinen Retter, sie stürzen sich gerührt in die Arme!



Lichtenried begleitet nun seinen Freund auf seinem Ausflug nach Venedig, um die bewußte Perle zu holen, dort finden sie unter dem Ponte Rialto eine gefällige Lagunen-Nymphe, die ihnen die Perle präsentiert.



Tannenhäuser froh, daß er, ohne die Gefahr des Ertrinkens bestehen zu müssen, so leicht zur Perle kommt, belohnt die gefällige Nympha mit einem schönen Gleichnisse „von der Perle und der Thräne.“

Nun geht die Reise zum Aetna, hier findet sich aber keine feurige Schöne, die es Herrn Tannenhäuser so bequem machen würde, wie die bewußte vom Canale grande, er muß sich entschließen, selbst aus dem Höhlenpfuhle das Diadem zu holen.



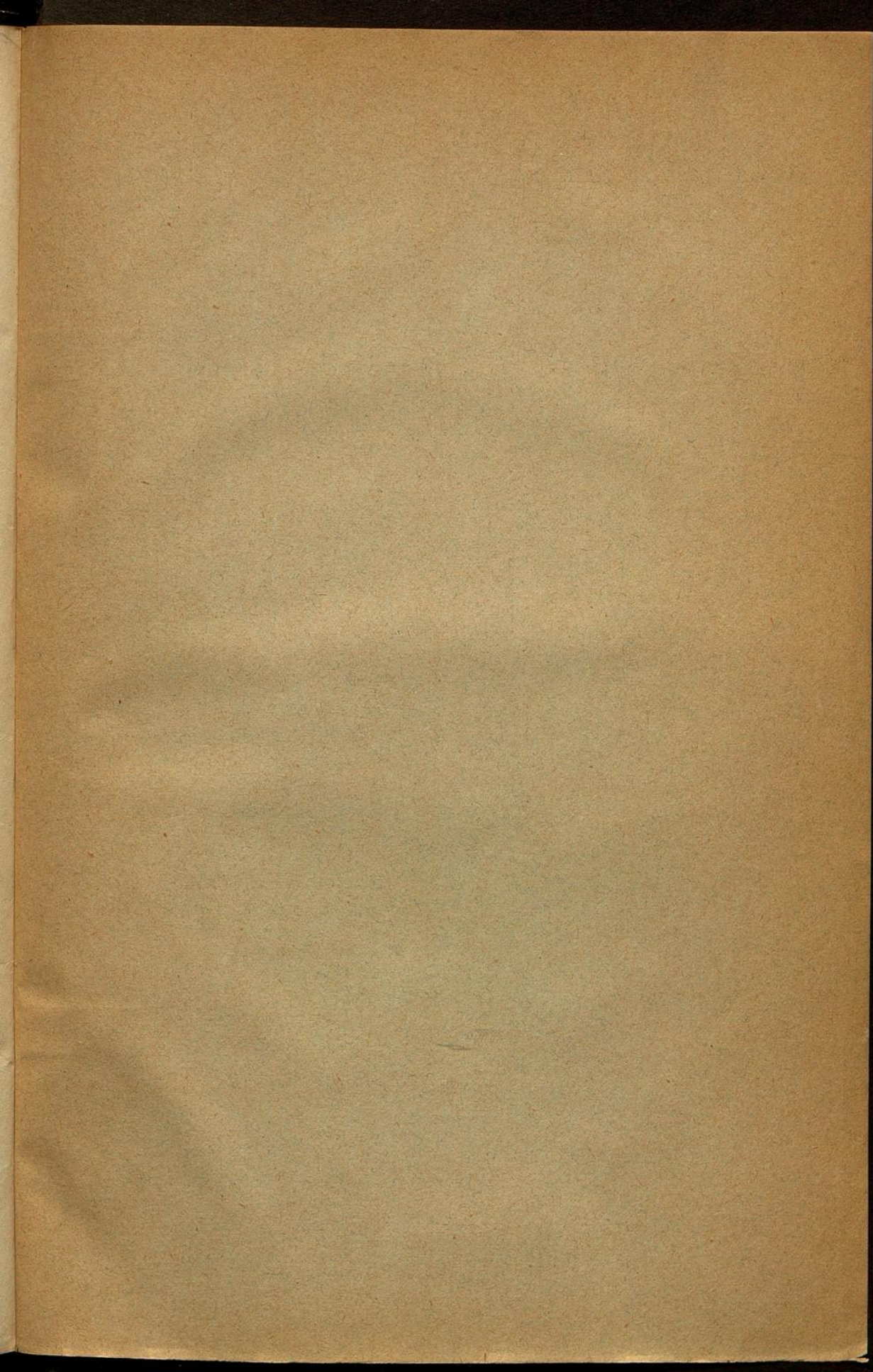
Aber „der treue Eckhart wacht“ über ihn, und er kommt ohne Brandwunden, nur mit versengten Stiefelsohlen und einem leichten Schnupfen (in Folge des Temperaturwechsels) davon.

Bisher wäre Alles gut gegangen, wenn der Haslinger nicht wäre, noch nie hat man aber gehört, daß ein Haslinger „Rosen bringt!“

Der Deus ex machina, der „allzeit getreue“ Eckhart bewirkt auch dieses noch nie gesehene, noch nie dagewesene Meisterstück der Mechanik! Ungeheurer Applaus, wodurch Maria aus ihrem Schlaf erwacht und angelaufen kommt.

Der treue Eckhart zieht einen silbernen Schlafrock an, und ist (wie es scheint) mit sich zufrieden.

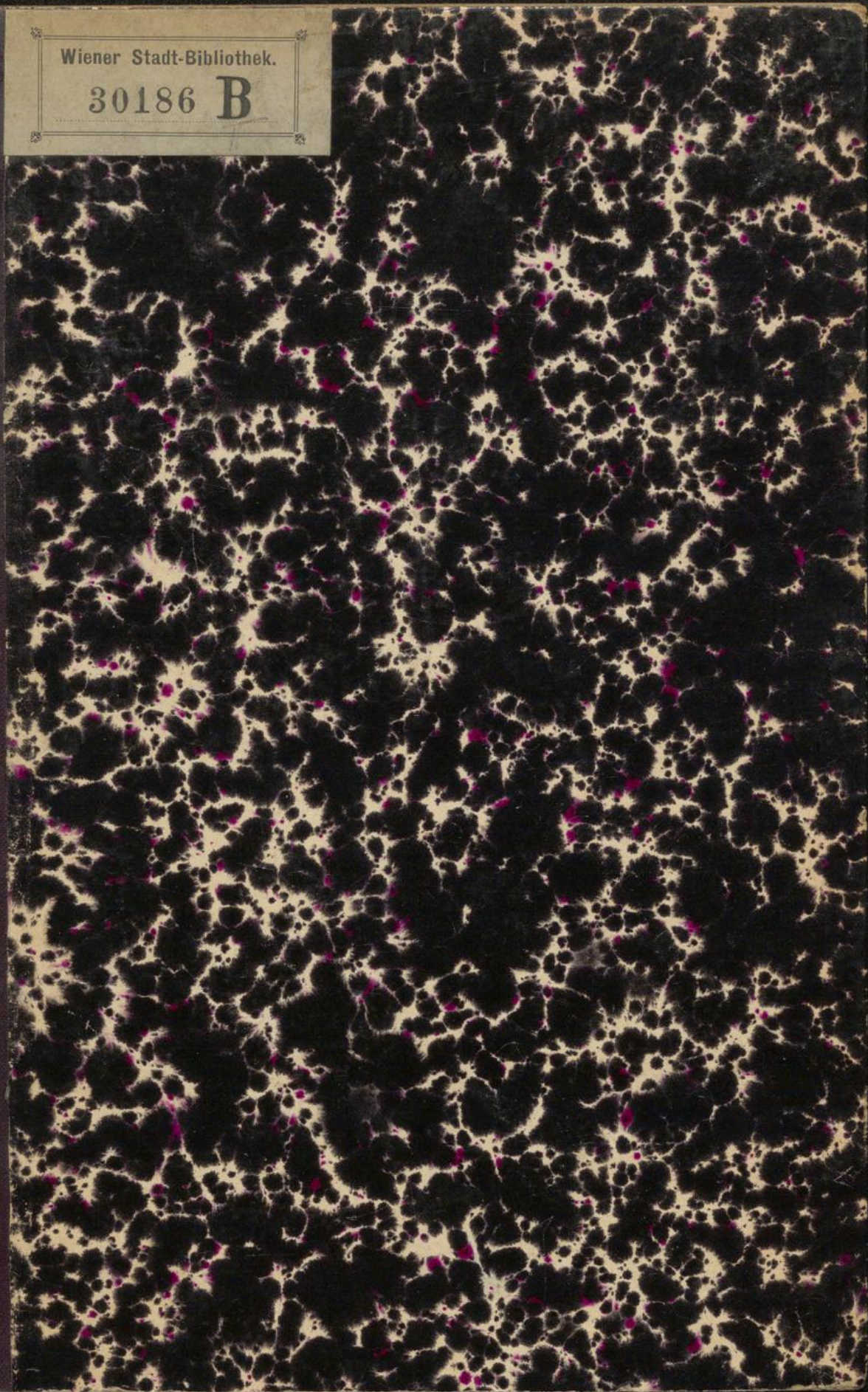


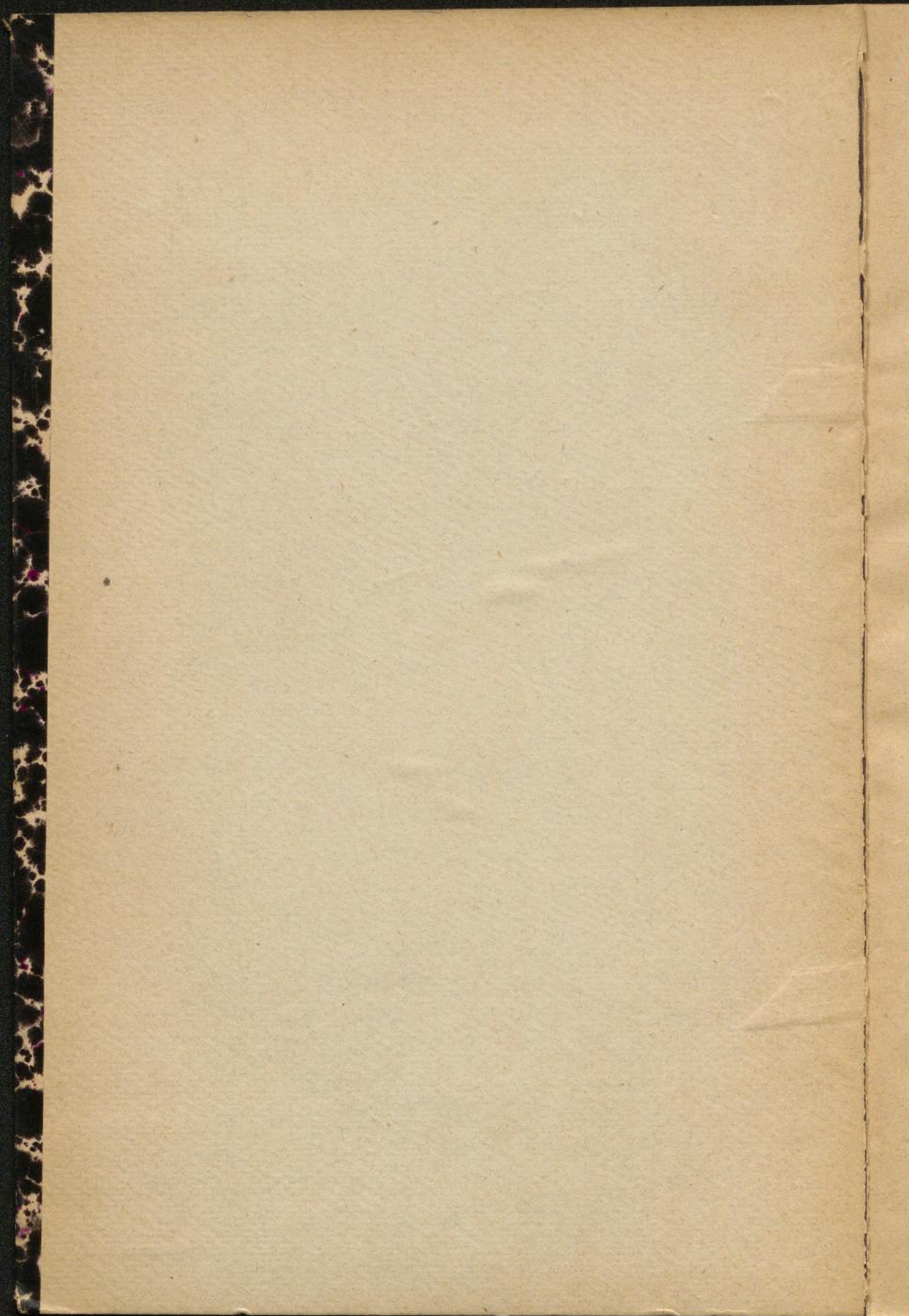




Wiener Stadt-Bibliothek.

30186 B





AUSTRIA.

Eine Spende

zur

Genesungsfeier Sr. Majestät des Kaisers.

Dem

Wiener Allgemeinen Wohlthätigkeits - Vereine

gewidmet

von Reyhongs.

Zweites Bändchen.

Mit 41 Illustrationen.

„Trage jeder in seinem Wirkungskreise aufeichtig und treu
zum allgemeinen Wohle des Vaterlandes bei, so wird
Friede, Segen und Glückseligkeit der Lohn sein.“

W i e n.

Gebruckt bei den Eblen v. Ghelen'schen Erben.

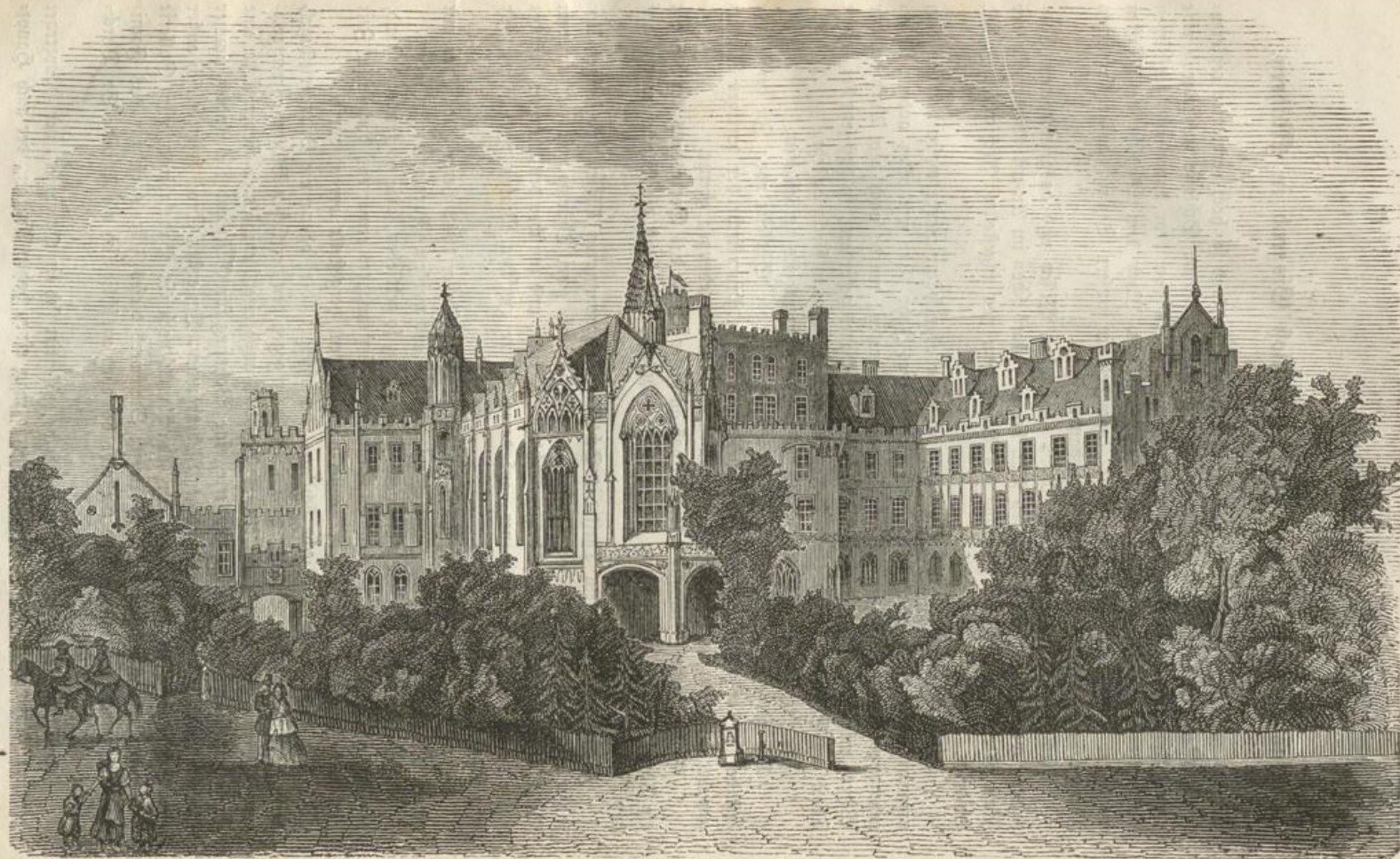
1853.

Alle Illustrationen sind aus der „**Oesterr. Illustr. Zeitung**
und Wiener Fliegende Blätter.“ Wir machen das geehrte Publikum
besonders auf dieß Journal mit dem Bemerken aufmerksam, daß die Aus-
stattung und der gediegene Text zu den splendidesten und anziehendsten gehö-
ren, welche hier jemals erschienen. Besonders ist für den Vaterlandsfreund
eine reiche Aehrenlese darin geboten, und alles Wichtige und Tüchtige was
die Zeit bewegt, findet darin gründliche Besprechung. Familien, welche dieß
Journal halten, haben binnen kurzer Zeit die Porträts aller hervorragenden
Persönlichkeiten und die Abbildungen der schönsten Gegenden des Vaterlandes.
Die beigegebenen **Fliegenden Blätter** aber nöthigen auch den Ernstesten
ein Lächeln ab. Der vierteljährliche Pränumerationspreis beträgt 2 fl.; der
jährliche 7 fl.



Inhalt.

	Seite
Das fürstlich Liechtenstein'sche Schloß Eisgrub in Mähren	1
Piratenjagd	8
Schloß Erben in Ungarn	14
Der lustige Seppel	16
Schloß Bürgliß	20
Josef der Laucher	23
Klingenberg	36
Sablonville	39
Hahneschnabel und Türkensabel	58
Bedeutender Unterschied	61
Strafe für einen schlechten Witz	61
Beste Entschluß	62
Leiden und Freuden eines Rekruten	63
Fromme Ergebung	64
Kleinlaut und entschlossen	64
Eine Partie auf den Rahlenberg mit den weltberühmten Grinzinger Krabern, lauter Vollblut	65
Ländliche Unschuld	67
Gefahr des Strohfeuers	68
Ländliche Kuren	68
So geht es, wenn man älter wird	69
Lektüre für Mädchen	70
Logischer Schluß	71
Wirksamkeit der Seebäder	72
Zimmerherr	75
Bestimmte Erklärung	76



Schloß Eibenburg.

Das fürstlich Fichtenstein'sche Schloß Eisgrub in Mähren.

Bereits im Jahre 1845 reifte bei dem für unser Vaterland so hoch verdienten regierenden Fürsten Alois von Fichtenstein der Entschluß, an seinem Schlosse zu Eisgrub eine große Umänderung vorzunehmen und es wurde hiezu von dem damaligen fürstlichen Architekten G. Wingelmüller der Entwurf gemacht. Nach dem Wunsche des Fürsten ward der altdeutsche Baustil gewählt, von dem in unsern Tagen, außer kirchlichen Monumenten, nur wenig Ueberreste vorhanden sind.

Architekt Wingelmüller, ein Mann von tiefem Wissen und ausgezeichnetem Charakter, welcher im Jahre 1846 den Bau begann, starb schon im August 1848, und der Fürst übertrug die weitere Führung des Baues dem neu angestellten Architekten J. M. Heidrich.

Schon beim Beginn des Baues, noch mehr aber später wurde wesentlich von dem ursprünglichen Plane abgewichen, und nachdem das Jahr 1848 wie allen andern Unternehmungen auch dieser hemmend in den Weg getreten, wurde nach dem Aufhören der Wirren mit aller Thätigkeit die Beendigung des Baues gefördert, so daß jetzt der größte Theil des Schlosses, sowohl von Außen als auch von Innen fertig dasteht.

Die Grundform des alten Schlosses wurde größtentheils beibehalten.

Die beigegebene Ansicht stellt das Schloß von der Südseite vor. In der Mitte befindet sich die Schloßkirche, welche auch zugleich die Pfarrkirche der dortigen Marktgemeinde ist, an die das Schloß mit seinen nächsten Umgebungen grenzt.

Früher konnte Niemand erkennen, daß an dieser Stelle das Gotteshaus sich befände; die Außenseite sah ganz einem Wohngebäude ähnlich, und selbst die Glocken waren auf dem Dachboden untergebracht.

Durch die an diesem Theil des Schlosses vorgenommenen äußerst schwierigen Anlagführungen wurde das Gotteshaus von außen durch zwei Thürme (die auf unserem Bilde sichtbar sind) von dem übrigen Schlosse getrennt, und zwischen den Thürmen befindet sich eine bekrönte Theilungsmauer, auf deren Mitte zwischen Nischen noch Raum für eine Sanktusglocke ist.

Im Innern der Kirche befindet sich der schon im Jahre 1842 hergestellte Chor mit einem Altarblatt von Schilcher und einem Christus aus weißem Marmor von Klieber.

Im Uebrigen ist in derselben noch Vieles ganz so geblieben, wie es früher bestand, es läßt sich aber bei dem frommen Sinne des Fürstenpaares erwarten, daß seiner Zeit auch das Innere der Kirche dem Aeußeren entsprechend hergestellt werden dürfte.

Der rechts von der Kirche sichtbare Schloßflügel, der sogenannte Drangerieflügel, dessen Stirnseite gegen Süden, die Ostseite aber gegen den herrlichen Blumengarten gelegen ist, der sich hier wie ein kleines Paradies ausbreitet, enthält zu ebener Erde eine Einfahrt, Eintrittshalle, eine Gallerie, eine Wohnung für Gäste und das Audienzzimmer Sr. Durchlaucht, sammt den nöthigen Nebenräumen. Im ersten Stock befinden sich außer dem Schlaf- und Audienzzimmer Sr. Durchlaucht noch ein Badekabinet, eine Gallerie und mehrere Gastwohnungen. Das zweite Stockwerk dieses Flügels ist für das Familien-Apartement eingerichtet und dasselbe bewohnt ausschließlich die Familie Sr. Durchlaucht.

Zwischen diesem Flügel und der Kirche präsentirt sich ein Quertract, der Haupttract genannt. Auf der Mitte der Fagade bemerkt man einen hohen Aufbau, der auch Haupt-

thurm genannt wird und fünf Stockwerke hoch ist. Zu ebener Erde und im ersten Stock enthält dieser Thurm Säle, im zweiten Stock Nebenräume, im dritten und vierten Stock



Orientalischer Thurm.

Gastwohnungen und endlich eine Terrasse, von der sich eine herrliche Fernsicht öffnet. Von dieser Höhe herab weht auch die Flagge des fürstlichen Hauses. In dem vorerwähnten Haupttract befindet sich auch eine Haupttreppe, die bis in das erste Stockwerk führt; der



Das Gebäude der Wasserkunst im Garten.

Stiegenraum ist fast ganz mit Eichenholz getäfelt, und die Wände schmücken Porträts der erlauchten Ahnen des Liechtenstein'schen Fürstenhauses.

Jener Flügel, der in unserem ersten Bild links (westlich) von der Kirche seine Stirnseite zeigt, ist ungleich stiefmütterlicher als die erst genannten Schloßtheile, sowohl im Innern als Außern behandelt. Er birgt in seinem Innern zu ebener Erde die fürstliche

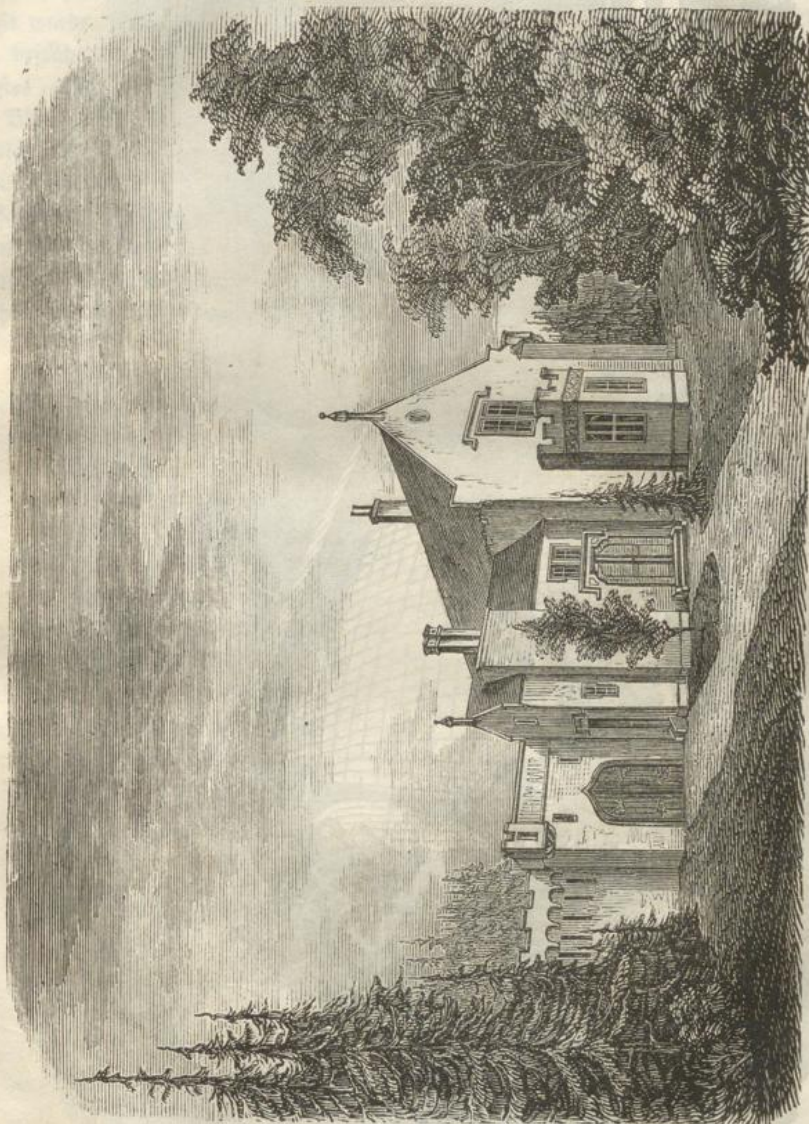
Die Ganteburg im fürstlichen Garten.



Hofküche und alle hiezu nöthigen Nebenräume. Im ersten Stock enthält dieser Schloßtheil Wohnräume für fürstliche Diener. Ebenso enthält ein diesem ähnlicher Theil, der sich en face in unserem Bilde darstellt, unten einen Speisesaal, darüber die Wohnung des Schloßwärters, welche in unmittelbarer Verbindung mit dem ganzen Schlosse steht. An die Kirche westlich anstoßend zeigt sich ein Gebäudeflügel, der sonst die Schloßnase

genannt wird. Derselbe ist zwei Stockwerke hoch und hat in seinem Innern eine geräumige Hauptstiege. Neben dieser ist eine Durchfahrt, durch welche man in den sogenannten Herrnhof gelangt.

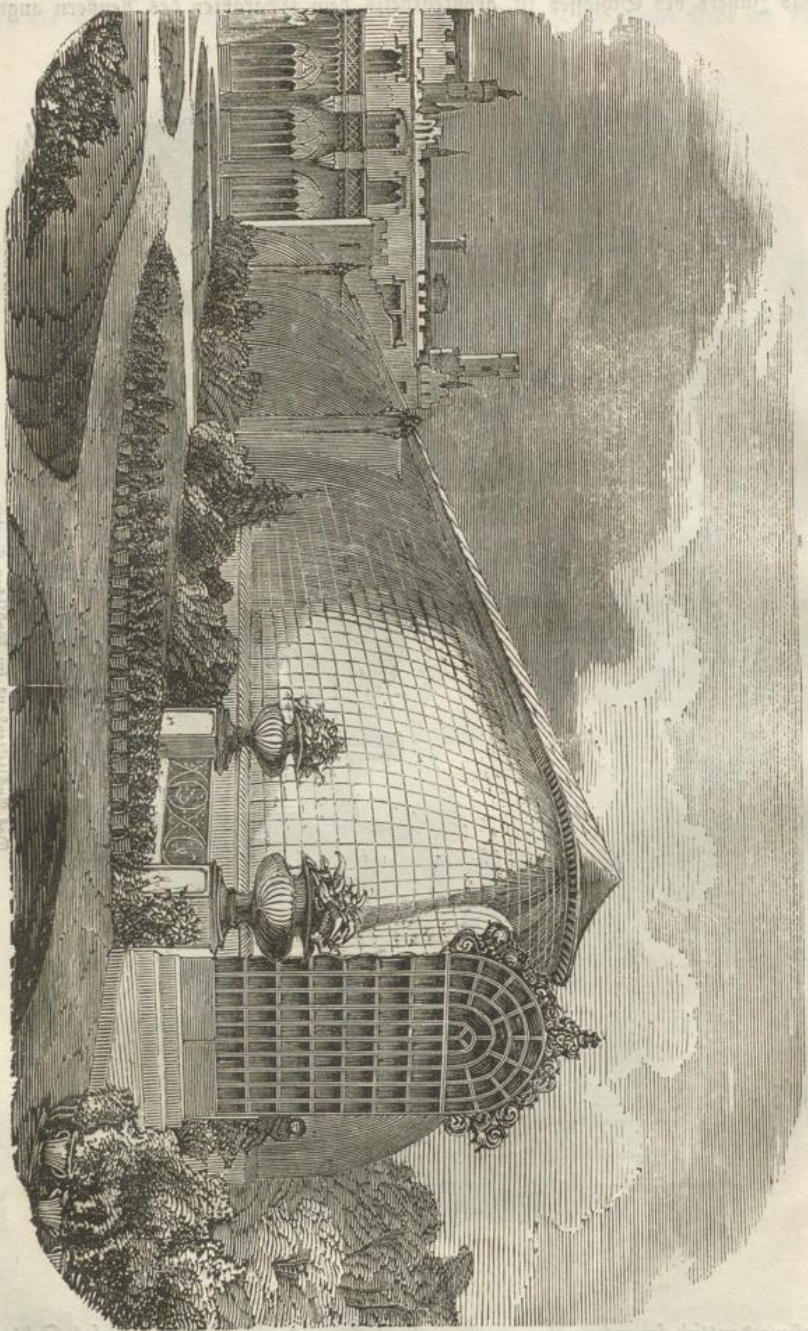
Das Innere des Schlosses ist größtentheils dem Charakter des Außern angepaßt worden.



Das Architekturhaus im fürstlichen Garten.

Außerordentlich sehenswerth, ja ein wahres Eldorado ist der Park dieses Schlosses. In selbem befinden sich außer den kostbarsten und seltensten Erzeugnissen des Gartenbaues auch viele architektonische Merkwürdigkeiten, worunter wir zuerst den sogenannten orientalischen Thurm, ein eben so kühnes als schönes Bauwerk nennen. An diesen schließt sich das Gebäude der Wasserkünste, die Hansenburg und das

Architektenhaus an, sämmtlich Baulichkeiten, welche der vaterländischen Architektur zur Ehre gereichen. Die größte architektonische Merkwürdigkeit jedoch ist ein ganz nahe



Eisgruber Glaspalast.

am fürstlichen Schlosse befindliches Gewächshaus von riesiger Dimension, und wir stehen nicht an, selbst die Benennung des Eisgruber Glaspalastes beizulegen. Leider!

nahm man sich früher nicht die Mühe es einer näheren Betrachtung zu würdigen, sonst würde die Bewunderung, welche dem „Industrie-Palaste“ in London zu Theil geworden, bedeutend herabgestimmt worden sein. Dieses Gewächshaus wurde von dem fürstlichen Architekten Herrn Wingelmüller bereits vor acht oder neun Jahren aus Glas und Eisen erbaut, und eine flüchtige Betrachtung zeigt die auffallende Aehnlichkeit mit dem „Londoner-Glaspalaste.“ Der Vorwurf einer Nachahmung kann unseren vaterländischen Baumeister nicht treffen, da sein Gebäude bereits stand, bevor die Idee zur Weltausstellung gefaßt wurde. Wohl aber wird nicht ohne Grund das Gegentheil behauptet werden können, besonders da aus sicherer Quelle bekannt ist, daß der Erbauer des Londoner Glaspalastes, Herr Parton, vor drei Jahren nach Oesterreich gekommen, eigens eine Reise von Wien nach Eisgrub unternahm, dort mit nicht geringem Erstaunen das herrliche vaterländische Bauwerk von Glas und Eisen gesehen und einige Studien in seinem Zeichenbuch gemacht. Wenn nun auch Parton's Bauwerk großartiger ausfiel, da ihm kolossalere Mittel zu Gebote standen, so wagen wir es dennoch die Behauptung aufzustellen, daß er Idee und Plan zu seinem so berühmt gewordenen Londoner Industrie-Palaste in Oesterreich geholt und unserm Vaterlande ein großer Theil jenes Ruhmes gebührt, welchen sich Fremde als ihr alleiniges Eigenthum anmaßen. —

Piratenjagd.

„Aber, Kapitän Drew, Sie sind uns noch die Geschichte von dem tripolitanischen Seeräuber schuldig!“

„Wahr, meine Freunde!“ bekräftigte der Angeredete. „Also legen wir Segel bei und nehmen Cours. Nebenbei gesagt, erfahren Sie auch zugleich, wie ich meine Frau gewann. — — — Es war in den ersten Jahren des jezigen Jahrhunderts, als unsere (Ver. Staaten) Regierung wegen der vielen Schandthaten und Plünderungen, welche die Mächte der Barberei an unserm Handel begingen, sich bewogen fand, ein Geschwader in das mittelländische Meer zu schicken, um diesen Uebelständen durch Unterhandlungen oder Waffengewalt abzuhelpen. Ich befand mich als Lieutenant auf der Fregatte, worauf der Kommodore seine Flagge aufgehiebt; wir waren, während die anderen Schiffe kreuzten, in einen neutralen Hafen eingelaufen, um frische Vorräthe einzunehmen und fanden dort ein geselliges und lustiges Leben, das zwischen unaufhörlichen Vergnügungen rasch verstrich. Von unserm Konsul zu einem Balle eingeladen, fand auch ich mich bei demselben ein. Der erste Gegenstand, der mir beim Eintritt in den Saal in die Augen fiel, war ein Mädchen von so blendender Schönheit, daß meine ganze Aufmerksamkeit augenblicklich gefesselt wurde. Ganz in Bewunderung dieser Schönheit verloren, hörte ich, daß sie eine Amerikanerin sei, und nun that ich sogleich Schritte, um ihr vorgestellt zu werden, was mir auch gelang.“

Ich hatte bis dahin schon oftmals Gelegenheit gehabt, viele schöne Frauen zu sehen, ohne daß mein Herz dabei geklopft hätte; aber um Beatrice Vernon schwebte etwas so Holdseliges, daß ich vom ersten Augenblicke unseres Zusammentreffens an wie durch einen Zauber an ihre Person gefesselt wurde und meine Gefühle für sie nur immer mehr sich von Stunde zu Stunde steigerten, denn in ihrem sonften und reinen Gemüth und in ihrer Unterhaltung lag etwas so Hinreißendes, daß es Jedermann, um wie vielmehr mich bezauberte. Ich kam nie in ihre Nähe, ohne daß mich eine ehrfurchtsvolle Scheu befiel; meine sonst gewöhnliche Keckheit verließ mich, sobald ich in ihre Augen blickte; ja sogar die Worte, welche ich zu ihr sprechen wollte, erstarben mir auf der Zunge, und ich zitterte sogar vor dem Wesen, das ich anbetete. Kurz, ich liebte Beatrice, liebte sie mit aller Glut eines warmen empfänglichen Herzens, liebte sie mit aller Frömmigkeit der ersten Leidenschaft. —

Von dem Tage an, an welchem ich Beatrice zum ersten Male sah, wurde ich ein anderer, ein besserer Mensch. In ihrer Nähe schien eine heiligere Luft zu wehen, und wenn ich fern von ihr war, begleitete mich ihr unschuldiges Lächeln gleich einem Schutzengel. Anfänglich war Beatrice im Umgange mit mir ungezwungen, aber nach einiger Zeit ließ sie eine Befangenheit durchblicken, die mich in Erstaunen setzte und verwirrte, so daß ich endlich befürchtete, daß sie meine Gefühle nicht erwidern könne. Aber ich konnte ihre Nähe, diesen Zauberkreis, nicht mehr meiden, und überließ mich willenlos meiner glühenden Leidenschaft. Da theilte mir eines Abends Herr Vernon seinen Entschluß mit, in wenigen Tagen mit seiner Tochter in einem Schiffe, das gerade im Hafen lag, nach Amerika zurückzukehren.

Diese Anzeige traf mich wie ein Dammerschlag und schreckte mich aus meinen Träumen; vielleicht sah ich Beatrice nie mehr wieder, oder nur als die Braut eines Andern. Dieser Gedanke machte mich fast wahnsinnig, und dennoch zitterte ich, meinen Gefühlen

Worte zu geben. Ich verfiel in die quälendsten Zweifel, denn Beatrice schien in der letzten Zeit meine Gesellschaft zu meiden; ihre Augen waren immer die letzten, die mich bemerkten, ihre Stimme die letzte, welche mich bewillkommnete. Ich vermochte ihre außerordentliche Zart Sinnigkeit nicht zu verstehen, und die Furcht, durch eine voreilige Erklärung Alles verderben zu können, ließ mich schweigen; während mich der Gedanke, daß eine Trennung noch verderblicher für meine Hoffnungen werden möchte, Tag und Nacht folterte. Gequält von Zweifeln aller Art, ungewiß was ich thun sollte, und mit einer Gemüthsstimmung, die an Zerrüttung grenzte, beschloß ich endlich Alles der Zeit zu überlassen, wie diese es fügen möchte.

Ich sah nun Beatrice abreisen, ohne daß ich es wagte, ihr meine Gefühle zu gestehen — und erst als sie ihr Schnupftuch zum Abschiede wehen ließ, schien ich aus einem Bann zu erwachen. Wäre es in diesem Augenblicke möglich gewesen, zu ihr zu sprechen, so würde ich mit einem raschen Geständniß meiner glühenden Liebe Alles auf's Spiel gesetzt haben, — aber sie war fort, um mir vielleicht nie mehr zu begegnen. Ueberwältigt von meinen Gefühlen, warf ich den Kopf in meine Hände und weinte wie ein Kind. —

Einige Tage später gingen wir wieder in See auf unsere Station. Ich gab mir Mühe um lustig zu sein, fand dies aber bei meinem gänzlich veränderten Wesen unmöglich und wurde dafür von meinem Kameraden gefoppt. Unser alter Kommodore aber, der unser Aller Vater und ein vertrauter Freund des Hrn. Vernon war, schien allein meine Gefühle zu errathen, wie ich einigemale aus leisen Andeutungen vermuthete.

Schon mehrere Tage befanden wir uns in See, als sich eines Morgens am östlichen Horizont zwischen der nebligten Helle, welche die aufgehende Sonne noch nicht zerstreut hatte, das schlanke Takelwerk eines Schiffes blicken ließ, das sich schwach auf dem rothen Hintergrund abzeichnete. Es erschien uns als ein amerikanisches oder englisches Schiff von sehr netter Bauart, frei und schnell vor dem Winde dahinsegelnd. Als wir ihm näher kamen, bot es einen prächtigen Anblick. Seine schlanken Masten und zierlichen Raen, die schönen schwellenden Linien seines Rumpfes, die Anmuth, mit der es sich hob und senkte, und dann vor Allem die tiefen, glühenden Tinten des Morgenhimmels, als die Sonne majestätisch vom Rande des Horizonts aufstieg, aus dem sie umhüllenden Wolken hervorbrach und ihr goldenes Licht flackernd an den Wogen hinschoß, — Alles bildete eine Szene, die, wenn auch noch so oft gesehen, ewig neu, schön und erhaben für jedes fühlende Herz bleibt.

Wir kamen mit dem Winde auf und ich bemerkte plötzlich, daß das fremde Schiff nicht unbegleitet war, denn ein langes, wie ein Feslücke aussehendes Fahrzeug befand sich dicht unter seinem Quarter, und zwar in einer Stellung, die es bisher gänzlich vor uns verbarg. Das niedrige, verdächtig erscheinende Aussehen des „Begleiters“, so wie die augenblickliche Aenderung des Courses jenes Schiffes, die sogleich auf unsere eigene veränderte Richtung folgte, nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch; eben wandte ich mich zum ersten Lieutenant um ihm darüber zu rapportiren, als die Wacht im Mast rief: „Ein Segel am Quarter des Fremden!“

„War es mit ihm?“ schrie der Lieutenant zurück; denn in demselben Augenblick hatte ein Manoeuvre des fremden Schiffes die Feslücke abermals verborgen.

Da meldete ich: „Es glich einem Beisfahrzeuge, Sir —“

„So haben Sie es gesehen, Mr. Drew?“ fragte er eifrig.

„Ja, Sir, und halte den Burschen für einen Korsaren.“

„Wirklich!“ entgegnete er, warf einen langen forschenden Blick nach den fremden Schiffen und commandirte dann energisch: „Hochbootsmann, pfeift alle Hände auf Deck, um Segel nach dem Fremden zu setzen!“

Schon nach einigen Minuten blähte sich jeder Fegen Canvaß im Winde und wir näherten uns dem verdächtigen Fremden mit einer Schnelligkeit, die uns hoffen ließ, ihn bald einzuholen. Jedoch in dieser Hoffnung sahen wir uns getäuscht, denn sobald das fremde Schiff unsere Absicht bemerkte, warf es seine Maske von sich, segelte in gerader Richtung vor uns hin und thürmte alles Segeltuch bis zu den Stengen auf, während die Felucke wendete und sich zwischen uns und das andere Schiff legte. Als wir jetzt unsere Flagge zeigten, histe die Felucke die Flagge der Verberei und feuerte trotzig und herausfordernd eine Kanone ab. Diese Beleidigung reizte jeden Mann an unserm Bord, außerdem aber entflammete uns alle die Ueberzeugung, daß das andere Schiff die Beute des Korsaren, und aller Wahrscheinlichkeit nach ein amerikanisches Fahrzeug sei, dessen ganze Mannschaft man in die erniedrigendste Sklaverei schleppen wolle. Die Mannschaft sammelte sich gruppenweise am Vorderkastell, prüfte schweigend den Feind und unterhielt sich mit den lebhaftesten Gesticulationen; manche zusammengepreßte Lippe, mancher hingemurmelte kräftige Fluch verkündete die Entrüstung, diese Schmach dem übermüthigen Algierer zu vergelten.

Unsere herrliche Fregatte schien diesen Enthusiasmus zu theilen und schoß so schnell und stolz wie ein Renner auf der Siegesbahn dahin. In weniger als einer halben Stunde hatten wir soviel Raum über die Felucke gewonnen, daß ein Schuß von unseren Bugkanonen ihr ungeheures Lateen-Segel aufs Deck brachte. Wir benutzten jetzt unser gutes Glück, rauchten Hals über Kopf heran und während wir um ihren Bug herum fuhren, gaben wir ein paar volle Seitenlagen und setzten ihre Decks mit Kartätschensturm, daß kaum ein Mann auf seiner oberen Station verblieb. Dennoch flatterte ihre Flagge immer noch, und erst nachdem wir ihr nochmals zwei volle Breitseiten gegeben, wurde die Flagge eingeholt.

Ich wurde als Enter-Offizier abgesandt, um das genommene Schiff zu besetzen, erstaunte aber nicht wenig, als mir beim Betreten des Decks zuerst der feingebildete Capitän jenes Schiffes, auf welchem Beatrice mit ihrem Vater sich eingeschifft, entgegentrat. Aber bald ergriff mich ein furchtbares Gefühl als ich von ihm erfuhr, daß sein Schiff von den Piraten genommen worden und er von ihnen nur entseßelt worden sei, um ihnen zum Dolmetsch zu dienen, daß sich aber Beatrice und ihre Familie auf dem anderen Schiff befänden.

Diese Nachricht machte mich erbeben. Meine Blicke suchten das andere Schiff und ich sah jetzt erst ein, daß wir in unserm Eifer die Felucke einzuholen, das erbeutete Schiff ganz außer Acht gelassen hatten, so daß dieses sich schnell entfernt und jetzt bereits windwärts am Saume des Horizonts, und zwar in fast hoffnungsloser Ferne auffuhr.

Jahre sind seitdem verfloßen, aber die Gefühle jenes Augenblickes leben noch frisch in meinem Gedächtnisse. Eine Verzweiflung, die an Wahnsinn grenzte, überwältigte mich und hauchte meinem Gemüthe eine Kraft und Energie ein, die es so noch nie gefühlt hatte.

Da ich einsah, daß hier Alles von der möglichsten Eile abhing, auch ferner mich überzeugte, daß sich die Felucke bereits im sinkenden Zustande befand, so ließ ich die Gefangenen schleunigst in die Boote bringen und dann wie toll auf die Fregatte zurückrudern. Hier stürzte ich auf den Kommodore zu und theilte ihm in fliegender Eile mit, was ich erfahren hatte, ihn um Gotteswillen bittend, unsere Landsleute zu retten. Aber bei dem grauhaarigen Veteran bedurfte es dieser Bitte nicht, denn so wie er mich verstanden, donnerte er den Befehl hinaus: „Alle Hände Segel setzen — Quartiermeister auf mit ihm!“

„Ay, ay, Sir!“ brüllte der alte Seehund, während die brave Fregatte windwärts tanzte.

Der Kommodore, welcher still alle Bewegungen mit den Augen verfolgt hatte, fragte nach einem Weilchen: „Wie geht sie?“

„Zwölf Knoten, Sir!“

„Einen Punkt mehr, Quartermeister!“

„Ay, Ay, Sir!“

„Ich denke, wir nähern uns ihm jetzt?“

„Schnell, Sir!“

„Dann haltet darauf! — und nun meine Herren,“ sagte er zu den Offizieren, „machen Sie sich auf eine heiße Arbeit bereit. Hier unten wo dieses Nebelgrau am Horizont hängt, liegt die Küste Afrikas. Ich weiß aber genug von diesen Schuften, um voraussagen zu können, daß sie, wenn wir sie nicht einholen, ehe sie die Küste erreichen, ihre Boote aussetzen und darin ihre Beute und Gefangenen fortschleppen, das Schiff aber in die Luft sprengen werden.“

Der alte Kommodore wandte sich nach diesen Worten ab und nahm seine abgesonderte Station auf dem Wetterquartier ein.

Die Gefühle jedes Mannes an Bord steigerten sich im Laufe der Jagd bis zum höchsten Grad der Aufregung, denn ehe noch die Verfolgung eine Stunde gedauert hatte, wetteiferten Offiziere, Mariniers und Matrosen miteinander an Eifer um das Schiff zu erreichen. Dennoch blieb es ungewiß, ob wir das verfolgte Schiff einholen würden, ehe es die Küste erreichte, obgleich unsere Schnelligkeit fast unglaublich war. Außerdem befand sich unser Gegner schon ziemlich nahe dem Lande, so daß wir dessen Enterung jedenfalls nur mit unsern Booten bewerkstelligen konnten.

Welche unsägliche Spannung und drückende Gefühle aber mich während dieser Zeit beherrschten, können Worte nicht beschreiben! Tausend schreckliche Vermuthungen, dann wieder Hoffnung und Furcht durchfuhren schnell abwechselnd meine Brust.

Wir näherten uns unterdessen dennoch bis auf Schußweite, und sogleich wurde ein lebhaftes und wohlgerichtetes Feuer gegen das fliehende Schiff eröffnet. Meine eigenen Gefühle schienen die ganze Mannschaft zu beseelen, und jeder Schuß wurde ihm mit der Genauigkeit einer Büchsenkugel zugeschießt, denn Jeder wußte, daß Alles davon abhing, dem Gegner die Fähigkeit zum Schnellsegeln zu nehmen. Schon nach einigen Schüssen wurde ihm eine Raa zersplittert und mehrere Segel durchlöchert. Demungeachtet war bis jetzt noch nichts von Bedeutung weggeschossen worden, bis endlich ein langer 18 Pfänder den Haupt-Topmast krachend über Bord stürzte und die Beisegel mit sich fort riß, die am Takelwerk befestigt neben dem Schiffe ein schleppendes und hemmendes Brack bildeten, so daß das Schiff sogleich scharf umwendete und seinen Stern im rechten Winkel mit unserer Breitseite brachte.

„Gebt's ihm, meine Jungs! — wir haben ihn jetzt — bestreicht ihn vor und hinten!“ brüllte der Kommodore und sprang auf eine Kanone, um den Gegner zu rekognoszieren.

Bei unserer braven Mannschaft bedurfte es nur dieses Befehles und vom Stern bis zum Bug und über das ganze Deck hin, brach der wüthende Hagel hervor und erschütterte den alten Rumpf der Fregatte bis zum Kiel hinab.

Endlich machten wir eine Pause und sobald der dichte Pulverdampf aufgewirbelt war, sahen wir daß der übel berathene Gegner nichts mehr als nur noch Trümmer des Fockmastes stehen hatte, sonst aber das Schiff als Brack auf dem Wasser rollte. Aber in demselben Augenblicke hielten die Piraten an einer Nothstenge an der Stelle ihrer weggeschossenen Flagge eine neue auf, woraus ersichtlich wurde, daß sie bis zum letzten Augenblicke uns trogen wollten.

Da befahl der Kommodore, in der Furcht, daß unsere Fregatte wegen Seichtheit des Fahrwassers fest rennen könne, daß beigelegt werde, und sagte zu uns: „Meine Herren, die Zeit für heiße Arbeit ist jetzt gekommen. Wie sehr ich auch wünsche, daß unsere Landsleute gerettet werden, so billigt jedoch eine die Rücksicht auf das meinem Kommando

anvertraute Kriegsschiff es nicht, mich noch mehr mit der Fregatte dem Gegner zu nähern. Wir werden und müssen die Piraten in Booten angreifen und Freiwillige mögen sich rasch arrangiren!“

Es nahm bloß einen Augenblick fort und die Boote waren mit fast unbegreiflicher Schnelligkeit bemannt. Mit einem lauten Hurrah stießen wir von der Fregatte ab und durchschnitten die See mit der Schnelligkeit des Albatros.

Das entmastete Schiff lag etwa $1\frac{1}{2}$ Meilen von der Küste entfernt und dieser beinahe seine volle Seite zugewendet, vor uns da. In der Entfernung einiger hundert Yards vom Lande lief ein Felsenriff parallel mit dem Kontinent und diente als Schutzmauer gegen die rollende Brandung. Das Land rückwärts war ungewöhnlich steil und erhob sich in hohe, wellenartige, klippige Bergkegel. Es schien gänzlich verödet und lieferte dem Blick alle die wilde Großartigkeit einer afrikanischen Küste. Blickte man auf die See, da zeigten sich, beleuchtet von der herrlichen Morgen Sonne, die schlanken Masten der Fregatte, die sich mit ihrem Tackelwerk in der See abspiegelte.

Rauschend schossen unsere Boote dahin, und nahten sich dem schwerfällig umherrollenden Wrak, worauf vom Stern immer noch die Flagge wehte, obgleich wir kein lebendes Wesen darauf zu erblicken vermochten. Diese gänzliche Abwesenheit alles Lebens kündigte uns nicht Gutes an, aber muthig drangen wir zum Schiffe vor und wollten eben entern, als sich von der Landseite des Schiffes ein durchbringender weiblicher Schrei hören ließ, der alle meine Nerven erbeben machte.

Die Piraten hatten eingesehen, daß unsere überwältigende Anzahl jedem möglichen Widerstand ein Ende machen mußte und nahmen deshalb in ihren Booten die Flucht zur nahen Küste. Diese bewerkstelligten sie auf der von uns abgewandten Breitseite des Wraks und gewannen dadurch natürlich einen Vorsprung über uns, ohne daß wir es gleich bemerkten, wobei sie zugleich ihre beste Beute in Sicherheit bringen konnten.

So wie ich den Schrei hörte, stand augenblicklich das Vorhaben der Piraten klar vor meinen Augen. Ich schrie dem ersten Lieutenant meine Wahrnehmung zu, wartete aber den voraussichtlichen Befehl nicht erst ab, sondern schoß mit meinem Boote um den Stern des Wraks herum, während er in demselben Augenblicke quer an dem Bug vorbeiflog.

Da rief uns eine weibliche Stimme — die gebundene, in Angst vergehende Mutter Beatricens — aus den Klüften des Wraks die Worte zu: „Um Gotteswillen, rettet mein Kind! mein armes geraubtes Kind!“ und wie ein Toller brüllte ich meine Leute an: „Schneller! schneller, Männer! eine Goldbörse gehört Euch, wenn Ihr die Flüchtigen einholt. Vorwärts!“

Und vorwärts ging es, als wollten wir die Hölle stürmen! Ich habe Leute um ihr Leben rudern sehen, während der Eisensturm einer Batterie gleich dem Hagel um sie her niederfiel, — aber nie sah ich Leute so rudern wie unsere Mannschaft, denn wie ein Hurrikan flogen wir dahin.

Den Anstrengungen der Flüchtigen zum Trost näherten wir ihnen schnell. Wir bemerkten jetzt, daß ihre einzige Hoffnung war, fast schnurgerade vor uns eine enge Einfahrt zu erreichen, die sich zwischen dem die Küste deckenden Felsen öffnete und ihnen Gelegenheit zu einer vertheidigenden Stellung bot. Hier hing also Alles von unserer Schnelligkeit ab, um diesen Plan zu vereiteln. Außerdem hatten die Barbaren, um uns am Feuern zu verhindern, die ohnmächtige Beatrice auf eine Weise am Steuer ihres Bootes so hingelegt, daß sie mit ihrem Körper die Mannschaft fast gänzlich deckte. Währenddem hatten sie sich immer mehr der Einfahrt genähert, und mußten diese bald gewinnen, wenn wir nicht im Stande waren, ihnen in irgend einer Weise ein Hemmnis entgegen zu werfen. Ich griff zu dem letzten verzweifeltsten Versuch, nahm eine

Muskete und richtete sie auf den Türken, der am Bugruder saß. Aber meine Absicht wurde bemerkt und ich konnte nicht feuern, ohne zugleich der Mörder Beatricens zu werden. Mit einem Fluche setzte ich das Gewehr wieder ab. Nochmal wollte ich den Versuch wagen, nochmal erhob ich meine Muskete — und ließ sie wiederum muthlos sinken, worüber spottendes Jubelgeschrei den Schurken entfuhr. Jetzt hatte ihr Boot bis auf wenige Faden die Einfahrt erreicht und schoß bereits wie ein Pfeil der Mündung zu, als der Mann am Steuerruder in seiner Freude die bisher beobachtete Vorsicht vergaß und sich auf einen Augenblick bloßstellte. Ich war in diesem Moment kaltblütig wie jetzt und meine Hand glich dem Eisen. Mein Schuß streckte den Steuermann nieder und der Ruck, mit dem er hinstürzte, gab dem Boote plötzlich eine andere Richtung. Nochmals feuerten ich und einige meiner Leute und mehrere der Schurken fielen von den Ruderbänken, so daß das Boot schwankte und vor der Einfahrt zwischen den Klippen festrannte.

Ich erinnere mich nur noch eines wilden Hurrahs, eines Krachens der Gewehre und Pistolen, eines Kreuzens der Säbel im Kampfe auf Leben und Tod, eines wüthenden Balgens über dem Körper Beatricens, eines Schauers fast wahnsinniger Freude, als der letzte Flüchtling in's Wasser sprang und ich das regungslose, schwach athmende Mädchen an meine Brust drückte. Aber nur Gott weiß es, wie dankbar ich fühlte, daß wir noch zeitig genug eingetroffen waren! Die Erinnerung an jenen Augenblick wird bis zum letzten Athemzuge in meinem Gedächtnisse fortleben.

Während meine Leute die fliehenden Piraten auf dem Felsenriffe entlang verfolgten, befand ich mich auf einen Augenblick allein mit Beatrice. Sie öffnete ihre Augen und als sie sah, wer es war, der sie gerettet, schaute sie mir furchtsam mit einem Blicke der Liebe und Dankbarkeit in's Gesicht. Ich konnte mich nicht länger beherrschen, drückte die Geliebte an mein lautklopfendes Herz und ein Strom wilder, unzusammenhängender Worte stürzte dabei über meine Lippen. Sie gab mir keine Antwort, aber ihr schöner Kopf ruhte schwer an meiner Brust und als ich ihr in's Auge blickte, weinte sie über die seligste Erfüllung ihres Herzenswunsches. Was soll ich noch weiter diese Scene ausmalen, genug, sie wurde nach vollendeter Kreuzfahrt mein braves Weib.

Das von uns genommene Wrak wurde genau untersucht und im Rumpfe wenig verletzt gefunden. Wir errichteten darauf Nothmasten und nahmen es mit bis zum nächsten Hafen, wo es wieder ausgerüstet wurde. Was aber die gefangenen Piraten anbetrifft, so können Sie errathen, wie es ihnen nach unseren Kriegsartikeln erging. Dergleichen Scenen sind immer die schlechtesten für jeden Seemann.

Bald hätte ich aber eine große Hauptsache vergessen. Beatrice gestand mir nämlich späterhin, daß sie mich schon längst geliebt; mein Betragen jedoch habe sie zu dem Glauben bewogen, daß ihre Gefühle nicht erwidert würden, weshalb sie denn soviel wie möglich meine Nähe zuletzt vermied. Sie sehen also, meine Herren, daß stille Verehrung den Frauen auf die Dauer nicht behagt, und daß ihnen ein tüchtiger stürmischer Angriff lieber ist als Mondschein-Seufzen und Augenverdrehen. Also frisch vorwärts und gerade aufs Ziel los, ist mein Rath!"



Schloß Cheben in Ungarn.

An dem Donauthor (der porta hungarica), welches zugleich die Gränze zwischen Oesterreich und Ungarn bildet, liegen auf einem steilen höchst malerischen Felsen die

Ruinen der alten Feste Theben oder Devin und jeder treue Ungar ruft dort aus, wenn er auf dem Dampfer die Donau hinabfährt:

„Szerettim' édes honnja indul hajóm feléd!“

zu deutsch: Süße Heimath meiner Geliebten, mein Fahrzeug wendet sich zu dir! — Und auch der Deutsche wird von dem Anblick dieser Ruinen ergriffen, denn indem er an ihnen vorüberfährt, erreicht er das Land voll Eigenthümlichkeiten, ein Land, das mitten in Europa liegend, seinen Boden noch nicht erschöpft hat und vielleicht binnen Kurzem tausend und aber tausend fleißigen Händen die einträglichste Beschäftigung und den reichlichsten Gewinn bieten kann.

Dorf und Schloß Theben (eigentlich vom slavischen Dawina) liegen schon auf magyarischem Boden nahe an dem Einflusse der March in die Donau. Das Schloß wurde in dem Franzosenkriege 1809 gänzlich demolirt und der Sagen über seine Entstehung sind mancherlei. Das Wort Dawina oder Dewojna (serbisch Dewojka) bedeutet eine Jungfrau, und eine Jungfrau, die Tochter eines slavischen Herzogs, soll die Gründerin von Theben gewesen sein. Nach andern Berichten verdankt es seinen Ursprung den Römern, die wie bekannt in diesen Gegenden, namentlich in Carnuntum (Petronell und Altenburg) hauseten. Ausgemacht ist übrigens, daß Theben schon im Jahre 865 zu den festesten Plätzen von Großmähren (Marahonia) gehörte. Als Kaiser Ludwig den Herzog Bratislaw besiegt hatte, flüchtete dieser mit seinen Schätzen nach Theben. Unter König Stephan I. kam die Feste unter die Botmäßigkeit Ungarns und wurde im Jahre 1233 von Herzog Friedrich von Oesterreich verbrannt. 1272 wurde es von Ottokar erobert. Später kam es an die Grafen von Szent Görge, darauf schenkte es Kaiser Ferdinand I. an den Palatin Stephan Bathory, 1621 wurde es von Bucquoi erobert, dann kam es durch Kaiser Ferdinand III. an die Grafen von Palffy, wurde von den Türken belagert und gerieth im Anfange des 18. Jahrhunderts nach und nach in Verfall, bis es wie schon erwähnt von den Franzosen gänzlich zerstört ward.

Die Feste Theben, welche den romantischsten Punkt auf der Fahrt von Wien nach Pesth darbietet, ist also eine Art Nachschlagebuch der Geschichte Ungarns. Gegenüber von diesen Ruinen liegt das verfallene Schloß Wolfsthal (ungarisch Leányvár, d. i. Mädchenburg), welches, wie eben auch der magyarische Name andeutet, wahrscheinlich gleichen Ursprung mit dem Schlosse Theben hatte, durch dessen Nennung man stets an das ägyptische Theben erinnert wird, obwohl sie durchaus nichts mit einander gemein haben als den Klang. Von dem Gipfel des Thebenerberges genießt man eine herrliche Aussicht gegen die Kahlenbergergebirgskette, gegen den Schneeberg und den Neusiedlersee oder Fertö, so wie über das weite Marchfeld. Darum rathen wir jedem Gefühlsreisenden (Touristen), an der ungarischen Gränze den Dampfer zu verlassen und diesen historischen und durch seine Rundsicht höchst lohnenden Berg zu besteigen.

Der lustige Seppel.

Völkemärchen aus der Bukowina.

Von Ludwig Adolph Staufe.

Vor alten, alten Zeiten stand in einem Dorfe eine kleine Schenke, darin Tag und Nacht die Bauersleut der ganzen Gegend zu finden waren.

Wenn man irgend ein lustiges und munteres Leben finden konnte, so durfte man es in der Schenke nicht vergebens suchen, denn Alt und Jung gesellte sich gern dem sprafthasten Wirth bei, der bei einem vollen Humpen sich gütlich daran that, die Bauersleut durch allerlei Schwänke und Narrenspiele lachen zu machen.

In der Schenke war es aber auf einmal ganz stille, denn der Wirth aß und trank viel, ließ seine befreundeten Nachbarn mitunter auch leben, und half manchem Hilfsbedürftigen wieder auf die Beine. Dies Alles erforderte mehr, als der Seppel durch seine gute Schenkewirthschaft zu erschwingen vermochte. Er schaute eines Tages in den Keller und fand die Fässer ohne Getränke, er guckte in den Stall und fand kein einziges Schwein mehr darin, er griff um einen Silberling in die Tasche und zog keinen Pfennig wieder heraus. Als dies die Bauersleut merkten, dachten sie, daß sie nicht in die Schenke kämen, um wie die Ochsen Wasser zu saufen, oder wie Würmer Holz zu fressen, anstatt fettes Schweinefleisch; sie gingen also in die zweite Zechstube des Dorfes und ließen sich's dort besser behagen. Sie spielten, tanzten und lachten, sangen und lärmten dort, als gings um die Wette, indeß der gute Seppel daheim fleißig Trübsal blies, und anstatt einem lustigen Geigenklang oder einem munteren Reigen nur Rattentänzen in der öden Schenkstube bewohnen mußte.

„Ei,“ dachte der Wirth, „das ist schlimm, ich mag mir die Augen noch so wund gucken, so finde ich doch nichts, das Einem wieder auf die Beine helfen könnt. Die Sache muß anders werden,“ schloß er und sann auf lustige Pläne.

Kurz darauf brachte er Fische und Vänke um ein geringes Geld bei einem Schreinermeister an, der diese wieder mit Gewinn an andere Kauflustige veräußerte. Auf den Gewinnst verzichtete unser Wirth und begnügte sich indeß mit seinem kargen Erlöse. Mit diesem kaufte er sich ein Ferkel an, verließ seine Schenke, und wanderte in die Stadt. Hier traf er einen sehr weisen Mann an, der ihm entgegen lief und fragte: Welchen Preis er für das niedliche Thierchen verlange? „Dreißig Groschen.“ antwortete dieser. „Ei, was dreißig Groschen; was redet Ihr doch, das ist zu viel. Diese gebe ich Euch nicht, wohl aber mein altes Schwein, welches Euch des Jahres zehn Junge abwirft, und Euch überdieß bei zweihundert Groschen einbringt.“ Der schlaue Seppel stellte sich, als ob er mit diesem Tausche nicht sonderlich zufrieden wäre, nahm aber nach einigem Zögern den Antrag an, erhielt das Schwein und machte sich auf den Weg.

Als er weiter kam, begegnete ihm ein Fleischhauer. Der warf gar gierige Blicke auf das Schwein hin und sprach: „Sagt, was wollt Ihr für Euer fettes Ding da? Ein solches könnten wir in unserer Hackbank wohl recht gut gebrauchen.“

„Ich habe es um dreihundert Groschen angekauft,“ antwortete der listige Seppel, „und kostet mich überdieß durch drei Jahre zehn Ferkeln.“

„Schon gut,“ versetzte der Fleischhauer, „da habt Ihr für Euer Schwein vier-

hundert Groschen, und für Euere dreißig Ferkeln dreihundert Groschen; im Ganzen also siebenhundert Groschen. — Seid Ihr's zufrieden?"

„Wenn Ihr nicht mehr geben wollt, so soll es dabei bleiben,“ sprach der Seppel, nahm siebenhundert Groschen und ging lachend davon.

Als er weiter gewandert war, begegnete ihm ein altes Weib. Dieses trieb einen Esel vor sich her und trug in der Rechten eine überspannte Geige. „Ei,“ dachte der Wirth, „das kann ja lustig werden, wenn ich mit dem Esel und der Geige durch alle weiten Lande ziehe und den gestrengen Herren mit Sang und Klang Kurzweil verschaffe. Es kann was Ehrliches eintragen. Nun liebe Alte,“ redete er das Weib an, „habt Ihr keine Lust, mir Eueren Esel und Euere Geige zu verkaufen? Ihr sollt ein redliches Handgeld kriegen.“

„Je nun,“ sprach die Alte, „wenn Ihr mir dreißig Groschen für den Esel und fünfzig für die Geige gebt, so sollt Ihr Beides haben. Ich muß Euch mein Lieber sagen, daß mein Esel ein gar wunderlicher Esel ist; er tanzt und singt, daß es eine Lust ist, wenn Ihr ihm täglich nur recht gut die Ohren dreht. Und von der Geige muß ich Euch sagen, daß diese auch ein gar seltsames Ding sei. Wie Ihr da selbst seht, hat sie nicht mehr und nicht weniger als drei Saiten, doch diese Saiten wollen schon etwas heißen. Hört mich also an! Die Erste könnt Ihr gebrauchen, wenn Ihr Alle, die um Euch versammelt sind, tanzen und springen sehen wollt. Seid Ihr mit Wenigem nicht zufrieden, so könnt Ihr die zweite Saite brauchen; die zaubert Euch das Geld der Reichen in Euern Säckel hinein. Die dritte könnt ihr streichen, wenn Ihr Menschen und Thiere, die Euch nicht lieb sind, mehrere Meilen von Euch entfernt wissen wollt. — Nehmt die Geige also hin, und zahlt mir für diese fünfzig Groschen, den Esel könnt Ihr schon um dreißig haben. Seid Ihr's zufrieden?“ —

„Nicht ganz,“ meinte der schlaue Seppel; „ich zahle Euch die Hälfte von dem, was Ihr verlangt; das ist schon genug.“

„So nehmt sie hin,“ sagte die Alte, ließ sich die Hälfte des Geldes auf die Hand legen und ging ihrer Wege.

„Ei, ei!“ jubelte der Wirth. „Es scheint, als ob Alles dazu wäre, mich ganz verrückt zu machen. Nun denn — ich will mein Glück probiren. Die Sache kann recht gut werden. Dem Esel will ich schon die Ohren drei Klafter lang drehen, und dazu meine Geige geschickt handhaben. Das Geld der Reichen muß in meine Taschen springen, und meine Feinde sollen immer drei Meilen von mir entfernt sein. Suche!“ rief der Seppel wie närrisch aus, und sprang und tanzte wie ein Beseffener. —

Er zog mit seinem Esel und seiner Geige davon, und durchwanderte viele Länder in der Runde. Groß und Klein ergökte sich höchlich an dem lustigen Spielmann, dessen Esel gar wunderliche Weisen vortrug, und überdieß die artigsten Bocksprünge in der Welt schauen ließ. Der schlaue Seppel mußte sein Geschäft recht gut zu handhaben, und er zählte in Kurzem wohl mehr als eine Million Groschen in seiner Barschaft. Mit diesem zog er nach Jahr und Tag wieder in seine Heimath zurück, da er sich wegen der vielen Wanderungen schwach und gealtert fühlte. „Ich muß doch schon einmal in meine alte Schenke gucken,“ sprach er zu sich selbst. „Es könnt nichts schaden, wenn ich die ungetreuen Bauersleut wieder dahin lade und ihnen Bier und Schweinefleisch vorsehe, wie in den guten alten Tagen. Ich bin überdieß an lustigen Schnurren um Vieles reicher geworden; meine weiten Wanderschaften können mir artige Stoffe leihen, die ich nach Bauernart mit spaßhaften Sprüchen würzen will.“ —

Er suchte seine Heimath auf, und fand auch recht bald seine alte Schenke. Darin hausten gar saubere Gäste. Ratten und Mäuse schlüpften hin und her, und wo sein Fuß den Boden berührte, trat er auf Kröten und sonstiges Ungeziefer. „Da möchte eher der

Teufel haufen, als ein ehrlicher Schenk-wirth,“ dachte er, griff nach seiner Geige und spielte mit seiner Fiedel auf der dritten Saiten so wunderliche Weisen, daß alles ekle Ungeziefer darob entsetzt, sich eilig aus dem Staube machte. Nachdem er auf solche Art seine Schenkstube von derlei schmutzigen Gästen gereinigt hatte, kaufte er Tische und Bänke an, füllte die alten Fässer und war wieder der lustige Wirth in der lustigen Schenkstube.

Als einige neidische Bauersleute merkten, daß sich der lustige Seppel wieder zu seiner vorigen Wohlhabenheit empor schwang und überdieß noch manches Andere verborgen haben mußte, das recht stark nach Reichthum riechen mochte, wackelten sie bedächtig die Köpfe und sprachen sich schier aus, daß der Wirth mit dem Teufel im Bunde stehen müsse. Sie berathschlagten sich, wie sie dem reichen Seppel den Garaus machen sollten.



„Ei,“ sprach der Eine; „ich klag ihn wegen Zauberei bei unserem Schultheiß an.“

„Ich bei unserm gestrengen Dorfherrn,“ fiel der Zweite ein.

„Und ich,“ sagte der Dritte, „geh spießgerade zum Verwalter.“

Gedacht, gethan.

Die Verschworenen eilten, der eine rechts, der andere links, der dritte gradaus, zu den bezeichneten Herren. Jeder brachte auf seine Weise seine Klage vor, und kaum waren einige Stunden verstrichen, so war auch schon alles Volk des Dorfes, Schultheiß, Dorfherr und Verwalter an der Spitze, vor der kleinen Schenke versammelt, um den Wirth mit Stiefel und Sporen aufzupacken, und ihn seiner Hererei wegen in den Thurm zu stecken.

„Poß Wetter,“ schnalzte der Wirth, „jetzt will's auf die Haut gehen; doch sollt Ihr nicht umsonst gekommen sein. Der lustige Seppel wird Euch schon zeigen was er kann.“ Und schaut's mal, als dies der Wirth sprach, und mit seiner Fiedel die erste Saite der verheerten Geige strich, da sprangen und tanzten Alle, die nur zur Schenke gekommen waren, daß es eine Lust gab, die Geschichte mit anzusehen. Der Verwalter machte unversehens die possirlichsten Sprünge und riß den gestrengen Dorfherrn wie einen närrischen Pudel herum. An den Dorfherrn klammerte sich der lange, dünne Schultheiß, und an diesen wieder das ganze Volk des Dorfes, und Alles sprang und tanzte umher wie ein paar ausgelassene Herrenweiber, die den Regen vertreiben sollten. Auf einmal ließ ich auch eine andere Saite vernehmen, darauf alles Geld aus allen Taschen der Versammelten in die Schenkstube spazirte, und als auch dieses vorbei war, und der schlaue Seppel merkte, daß ihm schon alles Metall zugeflogen sei, strich er die dritte Saite der wunderlichen Geige und sah zu seinem Ergötzen, wie die gestrengen Herren an der Spitze der ungetreuen Bauersleute von den Lüften weggetragen wurden, und in der Höhe schrieten und schrieten, wackelten und zuppelten, als gings um die Wette. „Nun,“ meinte der Seppel, „wår's genug. Ich hab' ihnen gezeigt, was der Seppel thun kann; die weg sind, kommen nie mehr wieder zurück.“ Er hing seine Geige an den Nagel, lachte über den tollen Streich, daß er sich davon fast das Herz abstieß, und machte sich noch am selben Tage zum Herrn des Dorfes.

Die Geschichte ist auf Ehre wahr, denn die, welche in die Lüfte flogen, die zappeln und wackeln bis auf den heutigen Tag noch. —

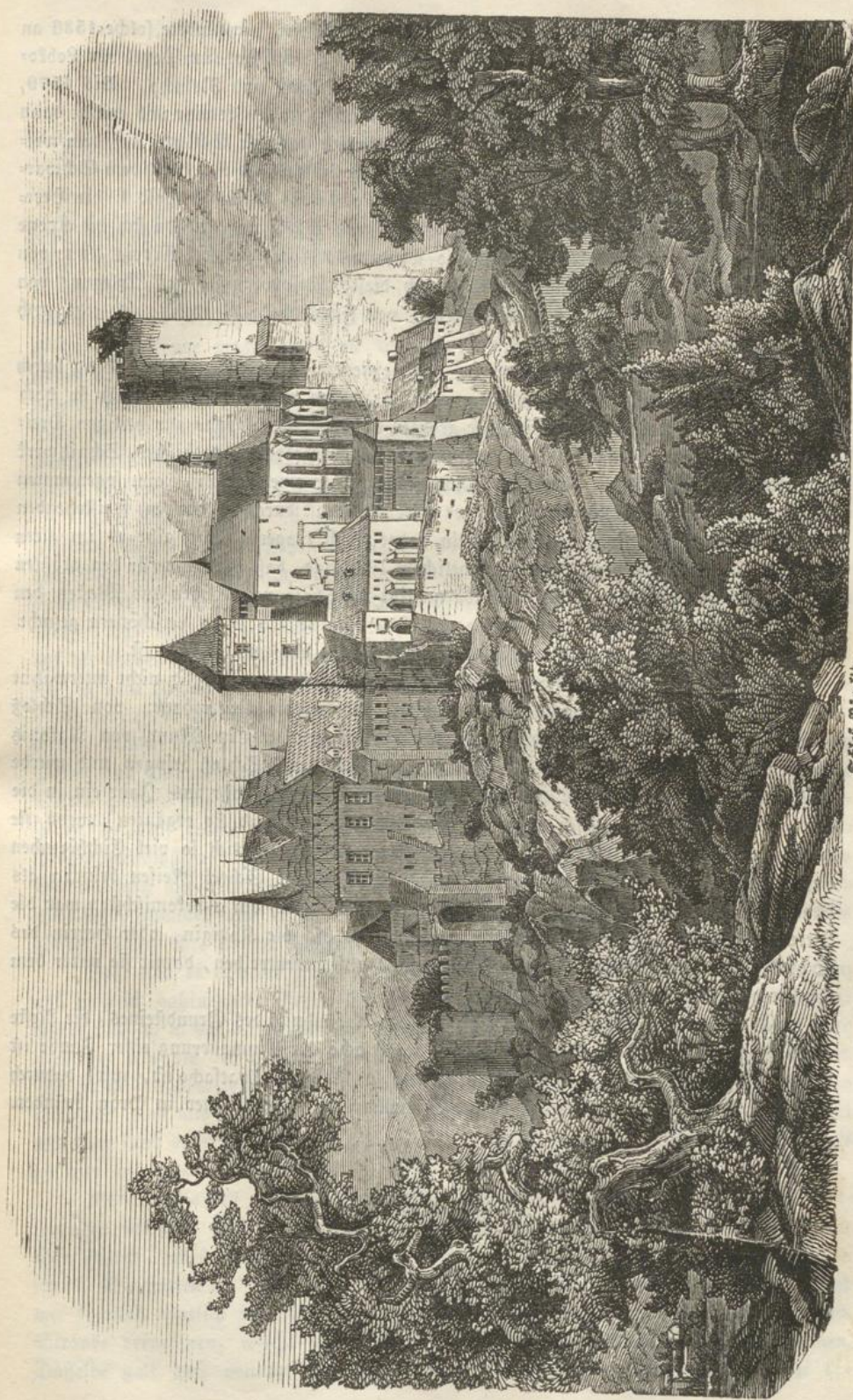
Schloß Bürglitz.

Das Vaterland und seine Geschichte kennen, sollte zu den ersten Erfordernissen eines jeden Staatsbürgers gehören, denn die Vergangenheit bietet bis zu dem grauen Alterthume hinauf, so vielen lehrreichen Stoff nach jeder Richtung hin, daß, außer der genaueren Kenntniß des eigenen Geburtslandes und dessen Geschichte, auch tausende von anderen wichtigen Beispielen auf das Gemüth und den Verstand des Einzelnen, wie der Menge wirken müssen. Selten ist ein Land reicher an alten Denkmälern der Vorzeit als unser liebes Oesterreich; noch heute sieht man in allen Gauen des großen Kaiserreiches namentlich auf Anhöhen, alte Festen, Burgen und Schlösser, wenn auch oft nur noch als Ruinen dastehen, deren graue Mauern uns von ihrer Vergangenheit, damit aber gerade die Geschichte unseres Vaterlandes auf's Treueste erzählen, wenn wir uns nur die Mühe nehmen, dieselben näher zu beleuchten.

Unter allen alten Schlössern Böhmens zeichnet sich Bürglitz ganz besonders aus. Es liegt im Rakonitzer Kreise in der Nähe des Rakonitzer Baches, der sich in die Mies ergießt, und ist umringt von hohen Bergen und dichten Wäldern. Nur Ein Eingang, gegen Süden gelegen, führte in die Burg, deren Hauptgrundriß ein längliches Viereck bildet, dessen Spitze ein gegen Osten stehender Hauptthurm endet. Die anderen beiden Ecken sind ebenfalls mit Thürmen versehen, wovon der südwestliche der Hungerthurm (Lidomonra) genannt wird, weil sich hierin ein furchtbar tiefes Burgverließ für Gefangene befand, von denen früherhin eine große Menge hier bewahrt worden sein müssen; denn noch jetzt findet man beim Nachgraben in den Kellern und unterirdischen Gewölben der alten Burg und auch an anderen Stellen menschliche Skelette, denen meistens die Köpfe fehlen. —

Die Burg wurde, wie der Geschichtschreiber Kosmas berichtet, schon im Jahre 1110 restaurirt, was also auf ihr sehr hohes Alter schließen läßt, später kam dieselbe in die Hände der mächtigen Tempelherren, und im Anfange des 14^{ten} Jahrhunderts in den Besitz des berühmten Wilhelm Haase von Hasenburg, auch Waldeck genannt. Als Hasenburg zum Heere Kaiser Ludwig's zog, der mit Friedrich von Oesterreich damals Krieg führte, und in einem Gefechte schwer verwundet wurde, worauf er am achten Tage starb, ergriff König Johann von Böhmen sogleich diese Gelegenheit sich wieder in den Besitz von Bürglitz zu setzen. Von nun an wurde die königliche Feste namentlich als Staatsgefängniß benutzt, denn der eigene Sohn Johanns und sein Erbe, Prinz Karl, so wie der Herzog Heinrich von Oesterreich und andere, mußten eine Zeit lang als Gefangene die Burg Bürglitz bewohnen. Als sich späterhin Prinz Karl mit der Prinzessin Blanca aus Luxemburg vermählte, und für seine Gemahlin in der Landeshauptstadt keinen anständigen Aufenthalt zu finden mußte, wählte er für diese Bürglitz als Residenz, wo sie von einer Tochter, Margaretha, entbunden wurde, welche später Ludwig von Ungarn heim führte.

Im Jahre 1422 brachte Hanuß von Kollowrat durch Ueberraschung die Burg in seine Gewalt; 1448 übernahm dieselbe Alsz von Sternberg, nach dessen Tode, 1455, scheint jedoch dieselbe wieder zurückgefallen zu sein, weil König Wladislaw II. sie mehrermale als Zufluchtsort benützte. 1529 verließ Kaiser Ferdinand I. an Wokuslaw von Bertin und Johann Otto von Los die Erlaubniß, auf dem zu Bürglitz gehörigen Berge Zinnober zu gewinnen; verpachtete aber 1532 die ganze Herrschaft an Peter Holz von



Schloß Burgst.

Chraft gegen jährlichen Zins von 600 böhmischen Groschen, verpfändete solche 1536 an Ladislaw Popel von Lobkowiz und verlieh endlich 1540 dem Johann Popel von Lobkowiz die Ablösung der zu Bürglitz gehörigen Dörfer Leschau und Mesuchy. Bis 1579, also 43 Jahre lang, blieb die Herrschaft in den Händen der Lobkowize und wurde dann eingelöst; Bürglitz diente nun Ferdinand II., namentlich nach der Schlacht auf dem weißen Berge, als Aufbewahrungsort vieler seiner Gegner und wurde von 1680 dem Schwarzenberg'schen Hause pfandweise überlassen. 1691 verkaufte Kaiser Leopold I. die Herrschaften Bürglitz und Kruschowitz an Ernst Grafen von Waldstein, und da sich die Krone das Wiederkaufsrecht vorbehalten hatte, so wendete 1734 die Fürstin Maria Anna von Fürstenberg, geb. Gräfin von Waldstein, auch dieses Beschwerniß gegen Erlegung von 200,000 fl. von sich ab, so daß die Fürsten von Fürstenberg Bürglitz bis jezt noch erblich besizen.

Von ihrer frühesten Entstehung bis in die neuere Zeit, hat die alte Burg durch vielfache Brände u. manche Veränderung erlitten; dessen ungeachtet umschließt sie doch noch viele Merkwürdigkeiten. Eine der größten ist die Schloßkapelle zur heiligen Dreifaltigkeit, deren Hochaltar ein sehr wohl erhaltenes, vergoldetes, gothisches Schnitzwerk von seltener Kunstfertigkeit bewahrt. Man sieht ferner einen Altar, beim sogenannten „Nichtplatz.“ Dieser ist für den Liebhaber alter Baukunst durch die dünnen, freistehenden gothischen Säulen merkwürdig, welche ein hohes Dach tragen. Auch gibt es im alten Schlosse einen Kamin von so außerordentlichem Umfange, daß man ihn für den größten von ganz Böhmen hält. Der Ort Buda umgibt im Thale von Süden und Westen den Schloßberg, und man hat durch fleißigen Anbau die Gegend so zu verschönern gesucht, daß die Aussicht, trotz ihrer Beschränkung, eine romantische und reizende ist.

Einige Curiositäten dürfen wir bei der Beschreibung von Bürglitz nicht unerwähnt lassen. Unter den verschiedenen Lehnspflichten, welche die Unterthanen von Schloß Bürglitz einst zu erfüllen hatten, gehörten auch folgende: Ein Mann von Rakonitz mußte jeden Samstag 4 Schock Eier auf seinem Rücken in's Schloß bringen, und wurde dafür mit 4 Eiern abgelohnt; ein Jäger aus Ibeczno mußte Jahr aus, Jahr ein in die Schloßküche 2 Schneidmesser und eine Fleischhacke liefern und sie ergänzen, wenn sie unbrauchbar wurden. Eine Menge einzelner Leute mußten jährlich so viel Eichhörnchen liefern, als Tage im Fasching waren; andere eben so viel Schock Meisen bringen als Sonntage zwischen St. Peter und St. Wenzel sind. Doch am allerkomischsten war die Verpflichtung eines Johann Rudlics: er mußte, so oft die Königin, oder Herrin des Schlosses, im Wochenbette lag, alle Nachtigallen zusammentreiben, damit sie unter dem Fenster der Wöchnerin singen möchten. —

Eben so merkwürdig ist, daß man bei der Auffindung des Grundsteines, die Reste eines eingemauerten Täubchens vorfand. Die Ursache der Einmauerung einer Taube ist für den Geschichtsforscher ein Geheimniß; daß sie übrigens Thatsache ist, wird dadurch verbürgt, daß sich jenes Täubchen in der Sammlung der Alterthümer in Prag befindet.

Jose, der Caucher.

I.

Nur Zeit als Westindien noch unter spanischer Oberhoheit stand, war der Hafen von San Blas — an der Mündung des kalifornischen Meerbusens auf der Seite von Kalisco — die Waarenniederlage der Philippinischen Inseln. Reich beladene Schiffe mit Seide aus China und herrlichem Gewürze aus dem Orient, drängten sich auf die Rhede. Eine geschäftige Menge wogte durch die Straßen, denn die wohlversehnen Arsenale, die immerwährende Thätigkeit auf den Bauplätzen, alles machte, daß San Blas einer der bedeutendsten Plätze auf der Südseite war. Jetzt ist aller dieser Glanz verschwunden. San Blas enthält nur noch die Spuren seiner Bauplätze, Ueberreste von den Arsenalen und wenige Ueberbleibsel der Bevölkerung, mit einem Worte nur noch die Erinnerung an seinen früheren Handel und seine eigenthümliche Lage.

Die Stadt zerfällt in zwei Theile: die obere oder die untere Stadt oder der Strand. Von einem vorstehenden Felsen, wo die Kommandantur erbaut ist, bietet sich dem Auge eine der melancholischsten und zugleich schönsten Aussichten dar; denn auf der einen Seite erblickt man die obere Stadt, welche still, öde, traurig und finster wie alles Große, das mit der vorrückenden Zeit nach und nach in Trümmern zerfällt, daliegt; auf der andern Seite erblickt man einen dichten, grünen Wald, dessen junge Baumgipfel sich zu dem Fundamente der Kommandantur wie eine grüne Welle bis zum Strande hinab hinziehen. Ein Schlangenpfad, sich da verlierend und dort wieder zu Tage kommend, windet sich inmitten der Bäume bis zum Meeresstrande. Hier aber zwischen Palm- und Pisangsträuchern und im Schatten der Cocosnußbäume erheben sich von allen Seiten Hütten von Bambusrohr bis fast unmerklich die hohe Meeresfluth den Fuß derselben bespült, indem sich die Wellen im Widerscheine des Himmels wie ein Azurspiegel heranwälzen. Hier und dort erblickt man einzelne lachende Inseln im goldenen Sonnenschein wie Sträuße von bunten Seeblumen, große Felsen erheben sich gleich den Bernsteinpyramiden und einzelne Fischerboote, welche in der Ferne durch die Wellen gleiten, lassen ihre weißen Flaggen in dem dunklen Glanze der Sonne leuchten.

Jetzt sind es mehrere Jahre her, seitdem ich in San Blas war; von Vera Cruz aus ging ich dahin unter Segel. Die Sonne war im Untergehen als San Blas sichtbar wurde und ich in den Kanal zwischen Cerralbo und Espiritu Santo einfuhr. Nichts kann trauriger sein als der Anblick dieser beiden Inseln, an deren dunklen Felsen die Wogen schäumend branden. Für gewöhnlich sind jetzt die Inseln ziemlich verlassen, aber in den Monaten Juni und Juli, wo hier Perlenfischerei stattfindet, sind sie sehr stark bevölkert und man kann dann sehr gute Geschäfte auf dem Plage machen. Es war Ende Juni als ich hier anlangte.

Bereits konnten wir einzelne Hütten und kleine Fahrzeuge, die an Felsenvorsprüngen befestigt waren, unterscheiden, als sich plötzlich zwei schmale Boote auf der See zeigten, jedes von einem Manne gerudert, wovon das Eine das Andere zu verfolgen schien. Sie hatten ihren Cours von der Insel Cerralbo nach der benachbarten Insel, und wir konnten deutlich ein Geschrei von einer großen Menge versammelter Leute am Strande vernehmen, welche an diesem Schauspieler den lebhaftesten Antheil nahmen. Dasselbe galt auch von der Schiffsequipe, denn die Matrosen erstiegen sogar die

Marsraa, um besser sehen zu können und die übrigen Offiziere verfolgten, bewaffnet mit ihren Ferngläsern, eifrig den Verfolg der Sache.

Da rief mit seiner kräftigen Stimme unser erster Steuermann: „Er ist verloren!“

„Wer?“ fragte ich.

„Nun! der, welcher flieht.“

„Warum glauben Sie das?“

„Weil ihn José verfolgt!“

Ich wollte näheren Aufschluß über das mir Mitgetheilte und völlig Unerklärliche haben, doch den Steuermann interessirte das Resultat des Wettlaufs viel zu sehr, um erst meine weiteren Fragen abzuwarten, indem er sich auf die Wandten des Fockmastes lauswärts postirt hatte. Unser Schiff kam während dem immer näher den beiden Wettkämpfern und ich sah nun deutlich wie der Vordere oder Fliehende, dahin strebte, eine kleine, zwischen Felsen gelegene Bucht zu erreichen. Mit unübertrefflicher Schnelle eilten die beiden kleinen Boote über den Spiegel des Meeres dahin, und da ersterer, wenn er sein Vorhaben ausführen wollte, im rechten Winkel sich gegen die Bucht wenden mußte, so vollführte er dies Manöver mit der größten Gewandtheit und Klugheit. Doch José, die Falle erkennend, die ihm sein gewandter Gegner stellte, folgte ihm nicht in dieser Richtung, vergrößerte die Distanz zwischen sich und ihm und wandte sich in den Kanal. Der Verfolgte bemerkte diese Bewegung mit nicht geringer Aengstlichkeit und verdoppelte nun seine Anstrengungen. Allein er hatte gegen eine reißende Strömung zu kämpfen und sein Boot trieb merklich ab. José jedoch richtete den Lauf seines Fahrzeugs, nachdem er einen Halbkreis beschrieben hatte, in der Diagonale gegen jene Bucht und suchte nun dieselbe eher als der Flüchtende zu erreichen. Nachdem die Angelegenheit auf diesem Punkte stand, war es nur noch ein Kampf der Schnelligkeit, ein Kampf, in dem José den offenbaren Vortheil durch die Strömung zwischen beiden Inseln hatte.

Da sagte der Votsmann: „Jetzt bleibt dem Narren nichts mehr übrig, als sich zu ergeben, anstatt unnöthiger Weise sich noch anzustrengen.“

Sei es Entmuthigung oder Erschlaffung von Seiten des armen Burschen, von dem gesprochen wurde, er ruderte jetzt mit etwas mehr Bequemlichkeit und wandte sich nur zeitweise um, um die Fortschritte seines Gegners sich immer vergrößern zu sehen. In dem Augenblicke, wo mit jedem Ruderschlage sich das Boot seines Gegners mehr und mehr näherte, und auf dem Punkte stand, ihn zu erreichen, schien er plötzlich einen verzweifelten Entschluß gefaßt zu haben, denn er stellte sich am Vorderrtheil seines Schiffchens und sah aufmerksam in die Wellen.

„Ist er närrisch!“ — rief unser Steuermann — „daß er glaubt, dem besten Taucher, den man weit und breit kennt, entfliehen zu können, wenn er sich in's Meer stürzt?“

Und doch schien dies das einzige Rettungsmittel für ihn zu sein, besonders da die Nacht jetzt vorrückte, und die Wellen einen dunkleren Glanz bekamen. War also wirklich der Grund seiner Flucht der Art, daß er sich lieber der Gefahr aussetzte, den Haifischen, die in allen Meeren der heißen Zone sich in reichlicher Menge aufhalten, zu begegnen, so war jetzt der günstige Zeitpunkt da. Aber er hatte keine Minute mehr zu verlieren, denn José ruderte rasch heran und mußte mit wenigen Ruderschlägen Bord an Bord mit dem Flüchtling zusammenstoßen. Demnach maß er noch einmal die kleine Distanz, die ihn von seinem Verfolger trennte und sprang mit Blitzesschnelle in die See, deren Fluthen sich eben so rasch theilten und über ihm zusammenschlossen. José ließ sogleich sein Ruder ruhen, trat rasch zum Vorderrtheil seines Bootes, ergriff mit der einen Hand ein Netz, das den Tauchern dazu dient, die Muscheln zu sammeln,

die an den Felsenbänken hängen, und mit der andern einen langen Strick, und ohne sich im geringsten länger aufzuhalten, stürzte er sich damit in die Fluthen.

Auf den Felsen der Insel Cerralbo standen eine Menge Neugieriger, welche ängstlich diesem Schauspiel zusahen, während an Bord unseres Fahrzeuges unter allen eine große Spannung über den Ausgang der Sache vorherrschte. Kaum war eine Minute so verflossen, als sich an der Oberfläche des Wassers ein Kopf zeigte. Es war der des Flüchtigen. Mit der letzten Kraft der Verzweiflung schwamm er gegen Espiritu Santo. Plötzlich war es, als ob ihn ein Wirbel erfaßte und ihn hinabrieß und — er verschwand. Schaum und krause Wellen, welche dort in die Höhe stiegen, wo er versank, ließen vermuthen, daß ein Kampf unter dem Wasser stattfinde. Ob dieser aber zwischen José und ihm, oder einem jener Ungeheuer des Meeres, — bei deren Anblick, wenn man sich auch sicher am Bord befindet, schon das Blut gerinnt, — stattfand, war noch unentschieden. Da aber die Schaumwellen fort dauerten und noch immer kein Blut sie färbte, so wurden die Zuschauer ruhiger. Endlich theilte sich der Wasserspiegel abermals, ein Kopf kam zum Vorschein und dann ein zweiter; der Erste war José, der Andere der Flüchtling, und man bemerkte jetzt, daß sich der Letztere nur allein mit Hilfe seiner Beine über dem Wasser erhielt, da der Strick José's dreimal um seine Arme und seinen Leib geschlungen war. Diese ausgezeichnete geschickte That, welche unter den Wogen vollführt worden, erregte sowohl am Bord unseres Schiffes, wie auch am Ufer ein lebhaftes Beifallsgeschrei, unter das sich der Ruf „viva José! que Viva!“ mischte.

„Habe ich es nicht gesagt — sprach der Steuermann — wen José verfolgt, der ist verloren!“

Da nun die Nacht rasch einbrach, konnte ich die Fortsetzung dieser Scene nicht weiter verfolgen; ich hörte nur noch nach wenigen Augenblicken ein klägliches Geschrei, untermischt mit spöttischem Lachen, das von der Seite des Ufers herkam, unterschied hierauf das dumpfe Gemurmel eines Kampfes von einem mit mehreren und endlich wurde alles still.

Als unser Schiff auf Halb-Kanonenschußweite vom Ufer der Insel Cerralbo ankam, rasselte der Anker in die Tiefe. Auch für die Bevölkerung der Insel war die Ruhestunde gekommen, um sich zu erholen von dem mannigfachen Gefahren und Mühseligkeiten des Tages, denn die meisten derselben sind Taucher. Der fahle Schein des Mondes warf bald seine Strahlen auf den bewegten Spiegel des Meeres, dessen längliche Wellen sich mit eintönigem Geräusche an dem mit Muscheln besäeten Strande brachen, so daß man glauben konnte, er sei vollkommen verlassen, so öde und ruhig sah er aus.

II.

Die Insel Cerralbo und Espiritu Santo sind schon seit langen Jahren in ganz Californien wegen ihrer Riffe mit Perlenauftern und wegen der Caretschildkröten bekannt, welche letztere man hier in großer Menge findet und deren Schalen vielfach benutzt und verworthen. Ein spanischer Soldat, der nach langen Abentheuern hierher kam, entdeckte die Perlenbank (placer) und erwarb sich dadurch einen Reichthum von mehr denn 300,000 Doll. Seit dieser Zeit werden diese placer immer im Juni und Juli entleert.

Perlen sind der größte und Hauptartikel im Handel der Merikaner, und gerade jetzt fand die Perlenfischerei hier statt. Zwei Dinge reizten besonders meine Theilnahme, einmal die Art der Perलगewinnung, und dann die Aufklärung jener sonder-

baren Scene, welche mich so sehr überrascht, noch ehe ich Cerralbo erreichte, weil ich voraussetzte, daß dieser José jedenfalls auch ein Perlentaucher sei.

Was nun die Perलगewinnung anbetrifft, so verhält es sich damit folgend: Wenn durch einen Zufall oder eine Nachsuchung eine Gold- oder Silbermine entdeckt wird, so muß man dem Gouverneur davon Anzeige machen und dieser ertheilt dann dem Entdecker das Privilegium zur Ausbeutung während der Dauer eines Jahres und eines Tages, wenn derselbe weder ein Fremder, ein Soldat oder ein Priester ist. Nach Verlauf dieser Zeit fällt das Privilegium an den Staat zurück. Diese Formlichkeiten werden auch bei den Perlenbänken mit nur wenig Ausnahmen beobachtet; sind sie nun beseitigt, so denkt man zurück an die Vorkehrungen zur Fischerei.

Die Eigenthümer eines solchen placer, der ausgefischt werden soll, werben unter den indischen Volksstämmen des Festlandes, Californien und Sonora — das ersterem gegenüberliegt — die nöthige Zahl bazos (Taucher). Wie bei den Mineurs besteht auch der Lohn dieser Taucher in einem Theile der Güter, welche sie aus der Meeres-tiefe zu Tage fördern. Sobald daher die Fischerei beginnt, werden sie genau bewacht, denn es ist sehr leicht eine Perle von hohem Werthe zu entwenden. Der „Capataz“, oder der Chef einer Brigade führt dabei die Aufsicht, und gewöhnlich wählt man dazu einen solchen Menschen, dessen Körper- und Geisteskraft ihm Achtung oder Furcht bei seinen Kameraden erwirbt, weil diese Stellung ihm das Recht zu einer despotischen Oberherrschaft gibt. Alle Taucher führen ihre Familien mit sich und in deren Gefolge befinden sich auch die Zauberinnen aller jener verschiedenen Volksstämme, aus denen die Taucher geworben wurden. Die Zauberinnen müssen die Haifische besprechen, um dadurch deren Wildheit und Gefräßigkeit einzuschläfern; dieses auf den Aberglauben der Indianer gestützte Amt ist sicherlich das bequemste und gefahrloseste bei der Perlen-fischerei. Die „rescatadores“ (Mäkler) begeben sich gewöhnlich an die „buceo“ (Fischerei), um gegen Bezahlung Perlen einzuhandeln. Andere Spekulant en eröffnen nun ihre „tendajos“ (Schenken) oder „casas departida“ (Spielhäuser). Gleichzeitig mit der Perlensaison ist auch jene der Schildkrötenschalen eröffnet, welche eine Menge von Fahrzeugen nach Cerralbo und Espiritu Santo zieht, und so findet man während dieser beiden Monate eine große Menge von Menschen hier versammelt, während sonst die Inseln jezt ziemlich verlassen daliegen. Sobald also in jedem Jahre die Taucher hier ankommen und ihre Hütten ausbessern oder sich neue erbauen, beginnt auch das rege und geschäftige Treiben hierselbst.

Die für die Fischerei bestimmten Boote enthalten die Ruderer und die Taucher, welche letztere sich einzeln in das Meer werfen und untertauchen, währenddem der Andere ausruht. Dies geschieht immer abwechselnd. Zum schnelleren Untertauchen dient eine Schnur, an deren unterem Ende ein Stein befestigt ist, indem sie den Fuß auf den Stein setzen und die Schnur zwischen den großen und nächsten Zehen klemmen, fahren sie damit rasch in die Tiefe, während das obere Ende am Boote befestigt wird, und dazu dient, ihnen das in die Höbekommen zu erleichtern, da sie durch die auf dem Meeresgrunde in einer Tiefe von 10–12 Klaftern gesammelten Perlenmuscheln um vieles schwerer sind. Diese Muscheln verwahren sie in einem Netz, das sie wie einen Schurz tragen. Es ist aber nichts Seltenes, daß diese Menschen 3–4 Minuten in der Tiefe verweilen, und dann ganz erschöpft heraufkommen, was sie jedoch nicht abhält, 40–50 Mal an einem Morgen unterzutauchen.

Die besten Taucher sind die Hiaquis-Indianer, welche am Flusse gleichen Namens, nahe bei Guaymas wohnen, denn allgemein gibt man ihnen den Vorzug wegen ihrer Gewandtheit und Unererschrockenheit. So sehr sich auch die Haifische in großer Zahl

bei diesen Fischereien einfinden — wie überhaupt in allen besuchten Orten dieser Gegend — so tauchen doch diese Hiaquis mit einer Kühnheit hinab, die in dem Zuschauer ein Grauen und Zittern erregt, noch mehr aber, wenn man die einzige Waffe kennt, die sie als Abwehr dieser Meerungethüme mit sich führen. Dies ist weiter nichts als ein Stück Holz, dessen beide Enden zugespitzt und im Feuer gehärtet sind, und das sie an dem Gürtel ihrer Lederhosen befestigt haben. Diese Waffe heißt „estaca.“ Wenn der Haifisch seine Beute erfassen will, so muß er sich vermöge seine Konstruktion auf den Rücken legen, diesen Augenblick erwählt nun der Taucher, um den Pfahl in den Rücken seines Feindes zu stoßen, wodurch dieser verhindert wird, denselben wieder zu schließen. Wenn schon der gewöhnliche Haifisch, den die Taucher nur sehr wenig fürchten, Angst und Grauen bei jedem Menschen erregt, so erregt doch eine Art derselben „tintorera“ genannt, ein desto größeres Entsetzen, sobald er erblickt wird.

Wenn der Abend naht, werden die erbeuteten Muscheln am Ufer ausgebreitet bis sie sich unter der Obhut der Chefs der Corporationen von selbst öffnen, welches durch die Fäulniß geschieht. Sodann schreitet man, ähnlich wie bei Goldsand, zum Waschen; die Masse kommt in hölzerne Tröge, wird tüchtig geschüttelt, worauf man alsdann die Perlen ausucht. Jene Perlen, welche man auf der ganzen Küste von Californien, bei Paz, Loreto &c. fischt, zeichnen sich nicht wie die indischen durch die Reinheit ihrer Farbe und Klarheit ihres Wassers aus; ihre Farbe ist gewöhnlich bläulich, die größeren aber schimmern schwärzlich-violett und haben beinahe eine Birnenform. Dennoch sind sie werthvoll und besonders zur Trauer anwendbar. So z. B. ist es in der Republik Mexiko durchgängig eingeführt, daß jede nur einigermaßen reiche Frau ihren Perlen Schmuck hat, und alle diese Perlen kommen von Californien, weshalb man sich leicht denken kann, mit welchem Eifer diese gesucht werden, und welche Menge Spekulantens sich diesem Handel hingeben.

Sobald diese zweimonatliche Fischerei beendet ist, kehren die Meisten dieser Leute in ihren Fahrzeugen zurück. Die Indianer gehen in die Städte, um ihre Arme zu verdingen, die Zauberinnen erzählen ihren Volksstämmen von der ausgeübten Macht ihres Einflusses, die Rescatadores wandern von Ort zu Ort, um ihre Einkäufe zu verwerthen, die Schenkwirthe schlagen ihre Wirthschaft wo anders auf, die Spielhalter ihre Spielbanken und endlich die Schildkrötenfischer bringen ihre Ernte nach Hause, und vereinsamt sind beide Inseln bis zur nächsten Saison, währenddem der geheimnißvolle Akt der Perlenbildung wieder vor sich geht und eine Menge von Perlenmutter auf dem Ufer herumliegt. — Anfänglich setzten sogar die Schiffer einen Preis aus, um das Ufer von diesem Ballast zu befreien, vor etwa 10 Jahren zahlte man schon 2 Pfd. Sterl. für das Faß und jetzt macht die Regierung Spekulation damit.

III.

Bei meiner Ankunft auf Cerralbo und Espiritu Santo war die Fischerei im eifrigsten Betriebe, denn als ich am nächsten Morgen auf das Verdeck kam, erblickte mein Auge ein Schauspiel der lebendigsten Thätigkeit: eine große Anzahl von Booten mit Flaggen von verschiedenen Farben bedeckten den Spiegel des Meeres, die einen unbeweglich stillhaltend, die andern herumfahrend. Auf einigen waren jene, welche hinabtauchten, auf anderen Fischer, welche in die See gingen, um Schildkröten schlafend auf den Meereswogen zu ertappen, während andere wieder an entlegenen Stellen der Inseln Netze aufstellten, um Schildkröten zu fangen, wenn sie kämen um Seegras auf dem Meeresgrunde abzuweiden. Bei den Tauchern sah man von Minute zu Minute die Köpfe unter dem Wasser verschwinden, dann wieder mit ermatteten Augen und Zügen und erschlaften Glied-

bern emporkommen; ferner wie sie in die Böte stiegen, ihre gesammelten Muscheln niederlegten, und sich einen Augenblick ermattet niederkauerten bis die Kameraden, die mit ihnen gewechselt hatten, wieder zurückkamen, worauf sie von Neuem ihr gefährliches Geschäft begannen. Hierbei bemerkte ich öfter, wie sie sich einzelne Blutstropfen abwischten, welche durch das zu lange Verhalten des Athems aus Ohren und Nase herausgedrungen waren. Zeitweise zeigten sich auf den Felsengipfeln der Vorgebirge mehrere alte Weiber, häßlich wie die Nacht und kaum bekleidet, die indischen Zauberinnen. Sie breiteten ihre dünnen Arme über die Fluthen aus und murmelten oder sangen geheimnißvolle Worte zur Bezähmung der Haifische. Das Ganze bot ein eigenthümliches, höchst interessantes Bild, nur manchmal unterbrochen von Signalkrufen, sobald sich eine Haifischflotte blicken ließ, die vom dornigen Rückgrate des Hai über Wasser in die Höhe steht.

Ich fuhr zu Lande und der erste Anblick der Insel war nicht sehr angenehm, indem ich in ein Städtchen trat, das aus Hütten, theils von den Bretern, Bootüberresten, Bambusrohr, oder Palmstämmen erbaut, in einiger Entfernung vom Meere stand. Auf dem Strande erblickte ich ein geschäftiges Treiben, eine große Menge von Muschelüberresten des vergangenen Jahres und etwas entfernt kochten die Bewohner lebende Schildkröten. — Auch besserte man Boote und Netze aus, härtete die „Astaca's,“ spize Harpunen, und die Thätigkeit am Lande kam jener zur See gleich.

Von selbst kam ich zu Betrachtungen über die Mühseligkeiten, welche der Erwerb einiger Luxusgegenstände erfordert. Wenn man bedenkt, wie diese Perlen und Perlmutter auf den Klippen des Meeres mittelst eines geheimnißvollen Aktes der Natur entstehen, wie sie aus den tiefsten Abgründen geholt werden, trotz den wie ihre Schätze sie bewachenden Haifischen, wie man sie endlich nach ihrer Verfaulung aus einer Masse, deren Ausdünnung oft tödtlich wirkt, hervorzieht, so muß man zittern, wie der Mensch allen diesen Gefahren zu trogen wagt und zugleich staunen über die Fähigkeiten, die ihm die Natur verlieh.

Da ich gern in der Nähe des Strandes bleiben wollte, so war es nöthig, in irgend einer Hütte die Gastfreundschaft der Bewohner anzusprechen; es war aber nicht leicht, unter diesem Ansehen von Armuth und Elend die beste herauszufinden. Ein Lärm, welcher vom Meere herkam, setzte meiner Unentslossenheit Grenzen; denn obgleich die Stunde schon vorüber war, wo die Fischerei endete, so verweilten doch noch immer die Taucher auf ihren Böten. Ich sah wie sie sich mit gespannter Erwartung alle vorbeugten, den Blick auf einen Punkt gerichtet, nicht fern von dem Perlenriff, das man eben ausbeutete. Auf den Berggipfeln erhoben sich die Zauberinnen und schrien mit lauter Stimme in einer fremden Sprache ihre Beschwörungen auf's Meer hinaus. Plötzlich erhoben auch die Fischer ein lautes Geschrei, denn ein Haifisch von schrecklicher Größe, dessen Finne über dem See Spiegel sich zeigte, nahte mit großer Schnelle.

„Das ist ein „Tintorera“ — sagte ein neben mir stehender Mexikaner — und wenn ein anderer Taucher als gerade der, den Sie dort in der See sehen, sich jetzt in dessen verzweifelter Lage befände, so wäre es um ihn geschehen. Doch dieser fürchtet sich nicht, und er wird ihn abfertigen wie der Botete.“ (Ein giftiger Fisch, der in der Luft aufschwillt und dann zerplatzt.)

„Wer ist der Unglückliche, der sich in diesem Augenblicke unter'm Wasser befindet.“

„Es ist José der Taucher!“

Es war das zweite Mal, daß mir dieser Name auf solche Art genannt wurde, und jetzt, wo die Umstände so gefährlich für ihn waren, erweckte er in mir ein nicht geringes Interesse. In demselben Augenblicke fuhr der Taucher wie ein Pfeil an dem Seile hinauf in das Boot, an dem dasselbe befestigt war; aber fast zu gleicher Zeit durchbiß auch der Hai das Seil mit seinen Zähnen. Eine Secunde später und José war zerrissen! Freuden-

geschrei, Vivats- und Beifallsrufe tönten zum Taucher hinüber, der alles als verdienten Tribut aufnahm, aber doch geschmeichelt dadurch ward, wie man aus dem Aufblasen seiner Nasenlöcher und dem Ausdrucke einer stolzen Verachtung, mit der sein Auge dem Feinde folgte, entnehmen konnte.

Es war nicht Furcht, die José vor seinem Feinde fliehen hieß, sondern ein gewisses Etwas am Ufer, eine junge Frau, welche unbeweglich und fast dem Hinsinken nahe, dort stand, und einen Blick José's, denn er ihr zusandte, sagte deutlich, warum sein Stolz dieses Opfer brachte.

Da sagte der neben mir stehende Mexikaner seufzend: „Es ist jetzt ein Jahr, wo wir hier vom Strande aus einen Kampf zwischen José und einem Haifisch zusahen; dann hatte er zu derselben Zeit einen Zintorera getödtet um einen Freund zu retten. Doch damals war er noch nicht verheirathet! Soll ich Ihnen, Signor, die Geschichte erzählen? Sie ist sehr komisch!“

„Ich danke sehr, und will sie lieber von ihm selbst hören, indem ich ihn um Gastfreundschaft für diese Nacht anspreche.“

IV.

José war gelandet und ich trat zu ihm mit der Bitte, mich für eine Nacht in seiner Hütte zu beherbergen, die er freundlich gewährte. Seine Hütte lag ziemlich weit von den übrigen entfernt, fast am Ende von Cerralbo in einer Felsenkluft, in welcher Kaktus und Aloe üppig empor wuchsen und oben auf den Felshöhen die Seevögel nisteten. Vom Dache seiner Hütte genoß man die weite Aussicht über den Hafenplatz und das Meer, man erblickte noch mehr entfernt die steilen Ufer von Espiritu santo und hörte das dumpfe Getöse der brechenden Wellen.

In diese Wildniß führte mich mein neuer Wirth, ohne daß man in seinem Benehmen nur das Geringste bemerkt hätte, was auf die Gefahr hinwies, der er erst eben entronnen.

José war ein Mischling, sein Vater ein Indier, seine Mutter eine Weiße. Von seinem Vater hatte er die kupfrige Hautfarbe ererbt; sonst war er von mittlerer Größe, seine Hände fast zu zierlich gestaltet; allein seine Schultern waren breit, seine Lenden schmal und die nervige Magerkeit zeugte in Vereinigung mit diesen Eigenschaften von der physischen Kraft dieses Menschen, die sich wahrscheinlich auf eine moralische gründete.

Als wir in die Hütte traten, fanden wir jene junge Frau, welche auf dem Felsen gestanden, beschäftigt, unser Abendessen zu bereiten, nämlich die Kost eines indischen Fischers: eine Schildkröte, welcher man den Brustschild abgerissen hatte, und die jetzt mit einigem Geräusch in Ihrem Rückenschilde bratete. Es ist dies ein sehr schmackhaftes Gericht, da es mit Pfeffer, Citronen und Gewürznägelein zubereitet wird und wir thaten ihm die möglichste Ehre an. Eine Flasche Meskal von Torquila, welche ich mitgebracht hatte, fand auch José nach seinem Geschmacke, ja sie bewirkte sogar eine angenehme Vertraulichkeit unter uns. Bald war es finstere Nacht und eine Lampe, gefüllt mit Schildkrötenöl, nährte nur ein mäßig flackerndes Licht. Die junge Frau, welche in der naiven Stellung der indischen Frauen dasaß, hörte auf unsere Unterhaltung. Durch die offene Thür sahen wir das Meer, wie es seine vom Strahlenglanze erleuchteten Wellen gegen den Hafenplatz rollte, wodurch der Ort und die Stunde selbst nur noch geeigneter zur Erzählung von ergreifenden Jagd- und Seeabenteuern wurde. Da sagte ich zu meinem Wirth: „Kein Mensch hat noch je meine Neugier so erregt als Ihr, José.“

Dieser sah mich anfänglich erstaunt an und sagte dann mit einer Art Verachtung: „Sie sprechen wahrscheinlich von der Zintorera, welcher ich entgangen bin? Dabei ist nichts Merkwürdiges, das kommt häufig vor.“

„Zugegeben. Doch was that Euch jener Unglückliche, den Ihr bei meiner Ankunft verfolgt und . . .“

„Mir selbst nichts — unterbrach er mich lachend. — Allein er hatte eine Perle von großem Werthe entwendet und wollte sie als sein Eigenthum nach Espiritu Santo mitnehmen, die ich ihm als „Capataz“ entreißen mußte.“

„Das war aber keine leichte Sache, wie ich sah.“

„Pah! Sie werden auch bemerkt haben, wie ich ihm unter der See die Arme gebunden hatte und trotz seinem Geschrei, brachte später eine gute Dosis Schildkrötenfett seine Herstellung rasch zu Stande. — Das ist ein Fall, der ebenfalls sehr häufig vorkommt.“

„Doch zu den allersehrsten Fällen dürfte es gehören mit einem Tintorera, um eines andern Leben willen, in der See zu kämpfen!“ warf ich hin.

Bei diesen Worten erzitterte die junge Indianerin und aus ihrer unverkennbaren Gemüthsbewegung ging hervor, daß meine unbesonnene Erwähnung irgend eine traurige Erinnerung wieder aufgeweckt hatte. Auch José saß unbeweglich da, den bittenden Blick seines jungen Weibes mit Härte erwidern, endlich ihr Zeichen gebend, sich zu entfernen. Mit der Folgsamkeit einer Indianerin gehorchte sie und begab sich in ein anderes Gemach.

Raum hatte sie sich entfernt, so verklärte ein Ausdruck wilder Freude das Gesicht Josés und er sagte: „Wie es kommt, weiß ich nicht; doch gerade heute fühle ich mich ganz besonders aufgelegt zu einem Geständniß!“ Bei diesen Worten trank er ein Glas Masikal aus und sprach dann weiter: „Nicht wahr, Sie werden in acht Tagen abreisen?“

„Vielleicht schon früher.“

„Gut, Sie sollen meine Geschichte wissen; folgen Sie mir!“

Als wir vor die Hütte getreten waren, blickte er zum Himmel und sagte: „Der Coromuel weht, nehmen Sie Platz auf diesem Baumstamm. So, hören Sie meine Geschichte. Es war im vorigen Jahre zur Fischzeit, als ich fast immer mit einem Manne zusammen kam, der, wie ich, ein Taucher war und vorgab, zu keiner Familie zu gehören; er nannte sich Rafael. Auf dem Waschplatze oder unter dem Wasser, kurz überall trafen wir uns, und diese häufigen Begegnungen erweckten bald in mir eine innige Freundschaft für ihn, besonders da ich ihn noch wegen seiner großen Gewandtheit achten mußte. Auch sein Muth stand dieser Gewandtheit nicht nach; denn die Haifische kümmerten ihn nicht, weil er — wie er mir sagte — einen eigenen Blick sie zu firiren oder einzuschüchtern hatte; kurz es war ein tüchtiger Taucher, ein gewandter Arbeiter und ein recht unterhaltender Kamerad.“

Eine Zeitlang ging alles gut, bis sich ein junges Mädchen mit ihrer Mutter in Espiritu Santo niederließ, welche ich bei einem Geschäft mit den Rescatadores zufällig zu sehen bekam. Ich verliebte mich sogleich leidenschaftlich in sie, und da mir ein nicht unbedeutender Ruf vorausging, so schien sie, wie ihre Mutter, mich nicht mit ungünstigen Augen anzusehen. Von nun an schwamm ich jedesmal sobald unsere Tagesarbeiten fertig waren, zur Insel hinüber und verließ jedesmal Nachts um ein Uhr wieder Espiritu Santo, ohne daß jemand dießseits nur meine Abwesenheit geahnt hätte.

So war einige Zeit mit meinen nächtlichen Ausflügen vorübergegangen, als eines Morgens, da ich mich gerade zur Fischerei begeben wollte, eines jener alten Zauberweiber mir begegnete, die Sie bei unseren Arbeiten am Ufer bemerkt haben werden. Auch diese alte Thörin glaubte, sie habe die Macht die Haifische zu besprechen; sie hatte sich in der Nähe meiner Hütte niedergelassen und schien mich zu erwarten. Als ich nahe kam, sagte sie zu mir:

„Sei mir gegrüßt, mein Sohn José. Ich habe Dir was Wichtiges zu sagen und zwar in Deinem eigenen Interesse.“

Erstaunt fragte ich: „In meinem Interesse?“

„Gewiß, oder willst Du leugnen, daß Dein Herz in Espiritu Santo weilt? Leugnen, daß Du jede Nacht den Paß durchschwimmst, um die zu sehen, die Du liebst?“

„Wer sagt das?“

„Ich weiß es. Da aber dieses Unternehmen doppelt gefährvoll für Dich ist, weil die Haie, welche wir mittelst unseres Gesanges am Tage einschläfern, bei Nacht ungefesselt auf Beute herumschwärmen, auch am jenseitigen Strande noch weit gefährlichere Feinde auf Dich lauern, so wollte ich Dir gegen diese Gefahren meine Hilfe anbieten.“

Meine einzige Antwort war ein verächtliches Lächeln, worüber die alte Indianerin wüthend wurde und mit zornglühenden Augen schrie: „Da Du ein Ungläubiger bist und wähnst, daß ich ohne Macht sei, so gibt es Andere, die sie besser anerkennen!“

Bei diesen Worten hatte sie ein kleines Leinwandsäckchen aus der Tasche gezogen und zeigte mir unter mehreren kleinen Perlen eine ziemlich große von der Form eines Kürbises und herrlicher Farbe. Es war ein Geschenk, das ich Jesuſita, meiner Geliebten, gemacht, und die Alte fragte höhnisch: „Kennst Du sie?“

„Wer hat sie Dir gegeben?“ schrie ich sie an

Einen Blick des Hasses auf mich werfend, sagte die Alte: „Du fragst, wer mir die Perle gegeben? Nun, ein junges Mädchen, das schönste an diesen Küsten; ein junges Mädchen, welches den Glanz und das Glück eines Menschen ausmacht, und das meine Hilfe ansprach, meine Hilfe, die Du verachtetest, die sie aber nachsuchte, um einen Mann zu erringen, den sie leidenschaftlich liebt!“

„Sein Name?“ schrie ich mit gewaltigem Herzklopfen.

„Paß, was geht das Dich an!“ — lachte höhnisch die alte Zauberin — „da Du doch nicht der bist, den sie liebt.“

Ich weiß freilich nicht, was mich damals zurückhielt, die Alte unter meinen Füßen zu zertreten. Doch nach kurzer Ueberlegung überwand ich meine Aufwallung, kehrte ihr den Rücken und sagte kalt: „Geh' nur, alte Narrin und Lügnerin!“ und ging dann selbst zur Fischerei.

Nach einem mir ewiglang dünkenden Tage, ging ich wieder wie gewöhnlich zu Jesuſita und ihr Anblick und ganzes Benehmen ließen mir alle diese Anklagen wieder vergessen. Ich glaubte, die Alte hatte sich an mir für meine Verachtung ihrer Zauberkräfte rächen wollen und schickte mich an in meine Wohnung zurückzukehren. Dunkel und umwölkt war der Himmel, doch nicht so dunkel das Meer, daß ich nicht einen schwarzen Punkt erkannt hätte, der dem Schwimmen nach nur ein Mann sein konnte. Dieser Schwimmende kam von meinem Ufer her und plötzlich fuhren mir jene Worte der Alten durch den Kopf, welche sie zu mir gesprochen und eine schreckliche Bangigkeit befiel mich. Vor einem Feinde kannte ich keine Furcht, aber der Gedanke an einen Nebenbuhler war mir schrecklich. Ich mußte den Schwimmer kennen lernen, ließ mich — um nicht gesehen zu werden — still in die Wellen gleiten und beschloß, während er oben schwamm, ihn unter den Wogen des Meeres zu begleiten, um genau sein Thun zu beobachten. Das Blut stieg mir dabei so zu Kopfe, daß es mir unmöglich war, inmitten dieser Finsterniß etwas weiter als ein phosphorartiges Leuchten, Vorbote eines nahenden Gewitters, zu erkennen. Dennoch sekte ich meinen Weg gegen das Ufer von Espiritu Santo fort bis ich nach einigen Minuten wiederum den Kopf des Schwimmenden entdeckte, der mit einer Schnelligkeit durch die Wogen glitt, daß ich kaum zu folgen vermochte. Unter allen denen, die ich kannte, war nur einer, der mir

an Schnelligkeit gleich kam; ich verdoppelte meine Anstrengung und war auch bald ihm so nahe, daß ich etwas anhalten mußte. Endlich sah ich ihn den Felsen erreichen, sah, wie er hinaufstieg, und beim Scheine eines Bligstrahles, der das weite Meer und den Uferplatz erleuchtete, erkannte ich Rafael.

„Es könnte sein — dachte ich — daß wir auch in der Liebe zu Jesuſita, so wie sonst überall ebenfalls zusammenträfen.“ Dennoch fühlte ich, wie sich der bitterste Haß in meine Brust senkte und wie ich in Gedanken die Worte murmelte: „Rafael, möchten wir kein zweites Mal auf diese Weise zusammentreffen!“ und dennoch trafen wir in der Folge nochmals zusammen.

„Für diesmal ließ ich ihn weiter gehen, und folgte ihm genau mit meinen Blicken. Er ging den Weg, den ich gewöhnlich alle Tage machte, — klopfte leise an die Thür derselben Hütte, welche ich nur zu gut kannte, und trat endlich ein und verschwand. Da schien es mir einen Augenblick lang, als ob der Wind über den Meerespiegel zu mir das höhnische Lachen der alten Here mit den Worten trage: „Was geht's Dich an, da Du ja nicht der bist, den sie liebt?“ Ich wählte ihre dürrn Arme am jenseitigen Ufer zu sehen, wie sie nach der Hütte Jesuſita's wiesen, und jetzt folgte ich mit dem Messer in der krampfhaften Faust der Spur meines Nebenbuhlers. Mit wenigen Sprüngen hatte ich die Thür erreicht, vernahm aber weiter nichts als leise Worte, ohne sie zu verstehen. Da ich den Entschluß faßte, meinen lästigen Nebenbuhler auf die Seite zu schaffen, wurde ich ruhiger und überlegte nun wie ich dies, ohne das Gesetz dabei zu übertreten, bewerkstelligen könne, und dazu fand ich nur einen Weg.

Der Gerichtshof hat einen Befehl erlassen, der allen Tauchern und Fischern anbefiehlt, die Spitzen ihrer Messer abzuschleifen und jeden mit der Todesstrafe bedroht, welcher in einem Streite seinem Feinde eine Stichwunde beibringt. Einige Zeit nach diesem Befehle wußte einer der Unsrigen, der mit einem Freunde Unannehmlichkeiten hatte, nichts Besseres zu thun, als diesem mit seinem Messer den Bauch aufzuschlitzen. Diese Geschichte machte viel Aufsehen, und obschon der eine so arm wie der andere war und beide nicht einmal das Stempelpapier bezahlen konnten, mußte dennoch der Alkade einschreiten. Er ließ den Mörder vor sich kommen, wies ihm als einzigen Beweis — da der Ermordete bereits begraben war — das Messer vor, und nachdem der Bando des Gerichtshofes verlesen worden, sagte der Alkade zu dem Angeklagten: „eine Formalität wäre nur noch zu beobachten, nämlich die, ihn zum Tode zu verurtheilen,“ da entgegnete dieser aber scharfsinnig: „daß jene Wunde, welche er dem Getödteten beigebracht, eine Schnitt- und keine Stichwunde sei, er also das Gesetz durchaus nicht verletzt habe.“ Von der Wahrheit dieser Worte betroffen, verwies ihm der Alkade seine Lebhaftigkeit und ließ ihn zu seinen gewöhnlichen Arbeiten zurückkehren; „denn — sagte er — ich kenne kein weiteres Gesetz als den Bando, der den mit dem Tode bestraft, welcher eine Wunde mit einem spitzigen Messer beibringt, nicht aber darüber etwas sagt, wenn solche mit einem Messer ohne Spitze beigebracht wird.“

Ich erinnerte mich recht gut dieser Geschichte, als ich mein Messer, das ich an der Stelle der Astaca am Gürtel trug, zog, und obgleich dasselbe sehr spitzig war, ging ich dennoch darauf aus, das Recht auf meiner Seite zu haben. Da entschloß ich mich, die Spitze abzubbrechen, stellte mich aber dabei so ungeschickt, daß ich die Klinge fast am Hefte abbrach und mir nichts als ein unbrauchbarer Stumpf blieb. Eine andere Waffe zur Vollführung meiner Rache hatte ich nicht, deshalb rannte ich zum Hafenplatz zurück, bestieg ein Boot, das gerade dalag, durchschiffte, da die Wuth mir Riesenkräfte verlieh, rasch den Kanal, holte von meinem Hause ein anderes Messer, und ohne daran zu denken, die Spitze abzubbrechen, steuerte ich rasch nach Espiritu santo zurück. Jetzt begann

sich ein heftiger Wind zu erheben und in der Dunkelheit erschienen die brechenden Wellen wie Feuerfarben. Traurig wehte die Gariota über die Felsen hin, Seewölfe heulten in der Finsterniß, von Zeit zu Zeit vermischt mit den melancholischen und jammernenden Lauten Mauati, in die das Heulen des Windes wie leises Klagegeschrei mit einstimmt. Plötzlich aber erreichte ein anderer Laut, der mir aus dem Meere zu kommen schien, mein Ohr. So aufmerksam ich auch hinhörte, trieb ein Windstoß rasch alle diese Töne des Meeres hinweg, und schon glaubte ich mich geirrt zu haben, als sich derselbe zum zweitenmale, und gerade in der Richtung gegen mich, deutlich hören ließ. Dießmal war der Ton nicht zu verkennen, denn es war ein Schrei der höchsten Angst, der durchschneidende Ruf eines menschlichen Wesens in der höchsten Noth, und da die Stimme von Espiritu Santo kam, so vermuthete ich natürlich, es müsse Rafael sein, der um Hilfe rief. Um mich von meiner Vermuthung zu überzeugen, stellte ich mich aufrecht in meinem Boote, schaute jedoch vergeblich in die Dunkelheit der Nacht, weil ich auf dem dunklen Wellenspiegel nichts zu erkennen vermochte. Plötzlich hörte ich von Neuem rufen und vernahm diesmal deutlich: „Oh! ein Boot. Um Gotteswillen! he!“ Es war die Stimme Rafael's!

Plötzlich unterbrach sich José selbst und frug mich, unruhig umherblickend: „Hören Sie keinen Seufzer?“

Ich verneinte, denn außer dem Wellenschlage der Brandung, dem Rufe des Austerfängers, dem Flügelschlage eines Vogels, der von dem Fessengipfel nächst der Hütte aufflog, war nichts zu hören.

„Ich habe geglaubt einen Seufzer aus dem Innern meiner Hütte zu hören — nahm der Taucher wieder das Wort. — Ha, Signor! Sie werden die Blässe wohl bemerkt haben, die das Antlitz Jesuista's bedeckte — denn von ihr ist hier die Rede — als Sie früher erwähnten, was ich Ihnen eben mittheile. Trotz aller Versicherungen Jesuista's habe ich meinen Verdacht wegen Rafael nie zu beseitigen vermocht.“

José seufzte schwer auf und fuhr dann fort: „Man kann einem Feinde bald den Tod schwören und gegen ihn leicht eine gerechte Ursache tödtlichen Hasses haben. Wenn aber in einer finstern Nacht wie diese dessen Stimme aus der Tiefe des Meeres, wo eine Bevölkerung von Ungeheuern haust, herauftönt, und wenn diese Stimme die eines beherzten Mannes ist, welche in Todesängsten zittert, so liegt in einer solchen bange Klage eine geheime Gewalt, wobei sich das Herz im Leibe umkehrt. Ich erbebe!“

José senkte nach diesen Worten wie ein Verbrecher, der seine Schuld bekennt und darüber erröthet, die Augen; dann aber nahmen seine Gesichtszüge den Ausdruck gräßlicher Wildheit an, den sie bis zum Schluß der Erzählung behielten. Er fuhr fort: „Ich hörte die Wogen mit aller Gewalt schlagen und ruderte rasch nach dieser Stelle. Bald bemerkte ich weißen Schaum, der in die Höhe spritzte und inmitten dieses Regens Rafael, welcher von den Wellen umhergeworfen wurde. Doch anstatt mit aller Kraft eines Schwimmers rasch meinem Boote zuzuschwimmen, blieb er zu meinem Staunen unbeweglich am Platze, woran, wie ich sogleich bemerkte, ein phosphorartiges Licht Schuld war, das nicht weit von ihm entfernt, langsam unter Wasser auf ihn zukam.“

„Was war's?“

„Eine Tintorera, und zwar eine von den größten!“

„Ihr warft Euch sogleich in's Wasser, um Euren Nebenbuhler zu retten?“

„O nein, noch nicht — erwiederte der Taucher mit einem Lächeln — das wäre zu früh gewesen. Ein Ruderschlag brachte mich ihm näher, und er stieß einen Schrei aus, als er mich erkannte, denn sprechen konnte er nicht, so sehr hatten Angst und Ermüdung ihn ergriffen. Mit der letzten Anstrengung warf er seine Hände auf den Rand meines Bootes und seine Arme vermochten kaum noch das Gewicht seines Körpers zu erhalten.“

Seine durch den Schreck verglasten Augen blickten mich dann mit einem eigenen Ausdrücke an, worauf ich seine Hände ergriff, und diese fest an die Seite meines Bootes drückte. Während dessen war die Tintorera immer näher und näher gekommen und ein Augenblick, ein einziger Augenblick entschied! — Rafael's Beine blieben unbeweglich, ein schrecklicher Schrei durchschnitt die dunkle Nacht, seine Augen schlossen sich, seine Hände erschlafften und der obere Theil des Körpers fiel in's Meer; der Haifisch hatte ihn zerbitzen!

„Ohne daß Ihr ihn retten konntet?“

„Zum Teufel! Es ist vielleicht möglich, daß ich ihm in diesem Falle nicht die Hilfe angedeihen ließ, welche er von einem andern, als mir hätte erwarten können; doch das begreift sich.“

„Die Hand auf's Herz!“

„Vielleicht, daß ich ihm in meiner Aufregung die Hände zu sehr zusammengepreßt hatte.“

„Ohne böse Absicht?“

„Je nun — erwiderte der Taucher mit schneidender Stimme, wobei er knirschend die Zähne zusammenbiß — ich glaube, daß ich ihn abhielt, das Boot zu besteigen.“

„Und habt ihr Euch das nie vorgeworfen?“

José, welcher während einiger Minuten eine Cigarre rollte, schien sehr erstaunt über diese Frage, sein Gesicht zuckte wie von Blitzen und er entgegnete: „Caramba! Der Alkade hatte kein Recht mich zu strafen, denn der Bando sagt nichts von einer Tintorera, also doch, hören Sie weiter! In demselben Augenblicke, wo Rafael unter dem Wasser verschwand, stürzte ich mich selbst hinein.“

Verwundert über diese Sonderbarkeit, starrte ich fragend José an.

Dieser fuhr fort: „Ich hatte tausend Gründe so zu handeln. Obschon diese Tintorera mich eines Nebenbuhlers entledigt hatte, der mir sehr verhaßt geworden war, so ärgerte es mich dennoch, mit welcher Impertinenz sie den armen Rafael zerbiß; mein Ehrgefühl als Taucher wurde dadurch verletzt, denn Sie dürfen nicht vergessen, daß ich einer der Capataz bin. Dann war noch zu bedenken, daß der Hai, welcher einmal Menschenfleisch gekostet hat, ein sehr gefährlicher Feind wird; außerdem bedachte ich auch, daß wenn ich diese Tintorera erlegte, weder das Gericht, noch der Alkade Rechenschaft über meinen Freund verlangen könnten. Kennen Sie die Sitten dieser Haie?“

Ich verneinte bescheiden diese Frage.

„Nun nichts versteht die Tintorera — nicht die gewöhnlichen Haifische — in größere Wuth, als eine Gewitternacht, ähnlich jener, wo ich meinen Nebenbuhler sterben sah. Eine klebrige Masse, welche aus mehreren Öffnungen aus der Schnauze des Haifisches herausströmt, verbreitet sich auf der ganzen Haut und macht ihn dann erglühen wie eine Feuerfliege, besonders aber, wenn der Donner rollt; je dunkler die Nacht ist, desto feuriger glüht die Tintorera. Zum guten Glück sehen dann diese Ungeheuer sehr schlecht und ein ruhiger Schwimmer hat das vor ihnen voraus, daß er sie sieht ohne gesehen zu werden; dazu kommt noch, daß sie sich auf den Rücken legen müssen, wenn sie Jemanden fassen wollen und Sie werden daher leicht begreifen, daß ein beherzter und gewandter Schwimmer viele Vortheile über sie hat.“

Ich tauchte nicht sehr tief unter; einmal um mich nicht zu sehr zu ermüden und um überhaupt einen freien Blick sowohl über, unter, als neben und um mich besser werfen zu können. Ober mir schlugen die Meereswogen brausend aneinander und wie des Donners Rollen tönte der Lärmen; Feuerstrahlen umzuckten mich wie Blitze in jeder Richtung, als befände ich mich in einer schauerigen Gewitternacht am Lande, während doch in meiner Nähe alles ruhig war und nur die laue See mit meinem Körper spielte.

Zufällig berührten meine Kniee einen schwarzen Körper unter mir und — ich erkannte die Ueberreste Rafaels! Man hätte bald glauben sollen, wir müßten uns ewig begegnen.

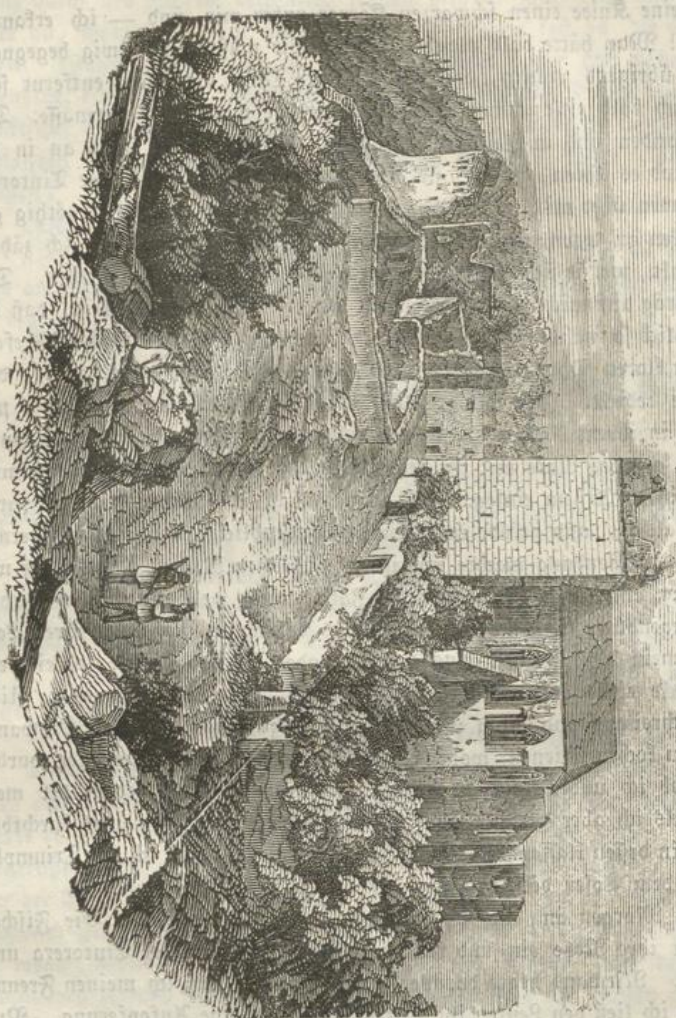
Ich vermuthete übrigens richtig, daß das gesuchte Thier nicht sehr entfernt sein könne und bemerkte auch bald eine immer größer und größer werdende Feuermasse. Die Tintorera und ich befanden uns in gleicher Wassertiefe, sie fing jedoch schon an in die Höhe zu schwimmen und es schien, als ob sie mich witterte. Ich wollte der Tintorera nicht den Vortheil gönnen über mich zu kommen, denn alsdann hätte sie nicht nöthig gehabt sich auf den Rücken zu legen, um mir das Loos Rafaels zu bereiten. — Ich zählte jedoch auf den Zeitpunkt, wo sie sich anschicken würde, dieses Manöver zu machen. Die Tintorera schwamm schräg auf mich zu und zwar mit einer solchen Schnelligkeit, daß ich mich in einem Augenblick so nahe bei ihr befand, daß ich an ihre bräunlichen Kiefern anstreifte und bei dem klaren Phosphorschein ihres Leibes das Häutchen erkannte, das ihre Augen zur Hälfte bedeckte. Ich sah graulich-blaue Fleischmassen, welche sie mit wohlthätigem Behagen in ihrem Rachen zermalmt und diesen öfter auf und zu klappte, als mein Kopf sich in gerader Linie mit ihr befand und ihr trüber gläserner Blick mich traf, so daß ich sogar ihren Athem einsog. Ich schwamm in der Richtung etwas parallel, aber etwas höher als sie, und gerade in demselben Augenblicke als ich ihren silbernen Leib erglänzen sah, sie die Wendung machte und ihren gräßlichen Rachen öffnete, der wie eine Scheere aufgesperrt, eine lange Reihe scharfer Zähne wies, welche in dichten Reihen starren, in diesem Augenblicke stieß ich das für Rafael bestimmte Messer in ihren Leib und zwar so tief als mein Arm reichte. Aus der klaffenden Wunde spritzte sogleich ein Blutstrom von der Dicke eines Armes, und die Tintorera, zum Tode verwundet, stieß einen schauerhaften Schrei aus und schlug zweimal in Todeszuckungen mit dem Schwanze die Wogen, daß diese zu kochen schienen, wobei ich glücklicher Weise nicht getroffen wurde. Eine Minute lang blieb ich unbeweglich und blind von dem blutigen Regen, der meinen Körper bedeckte, als ich aber gleich darauf die schwimmende Leiche meines furchtbaren Feindes erblickte, in dessen klaffender Wunde die See spielte, stieß ich ein Triumphgeschrei aus, das trotz dem Losen des Sturmes auf beiden Inseln gehört wurde.

Schon brach der Morgen an, als ich erschöpft das Ufer erreichte. Die Fischer zogen zu derselben Zeit ihre Netze ein und fanden darin den Körper der Tintorera und die Ueberreste Rafael's. Niemand hegte darüber einen Zweifel, daß ich meinen Freund hätte retten wollen und ich ließ den Leuten ihr Entzücken über meine Aufopferung. Nur ein einziges Weib bezweifelte die Wahrheit und Sie haben sie erbleichen sehen bei der Erinnerung an jene Nacht. War das vielleicht der Schmerz über Rafaels Tod? oder der Gedanke an die Gefahr, die ich bestand? Und dies ist es, was ich mir nicht erklären kann und was mir keine Ruhe läßt. Hiermit kennen Sie allein, Signor, die Einzelheiten meiner Geschichte und werden darüber schweigen."

Ich bejahte dies. Bei Tagesanbruch nahm ich Abschied von meinem Wirth und begab mich an Bord.

"Nun Sir" — sagte der Steuermann — werden Sie jetzt erstaunen, wenn man wieder einmal von José spricht? Was denken Sie von ihm?"

"Daß er ein sehr treuer Freund ist!" — warf ich hin.



Klingenberg

drei Stunden nördlich von der Kreisstadt Pisek entfernt, ist eine der ältesten und interessantesten Burgen Böhmens und deren Grundmauern mindestens sieben Jahrhunderte alt. Der Name „Klingenberg“ oder böhmisch „Zvíkov“ kommt schon in den ältesten Urkunden vor. Ob die Burg im dreizehnten Jahrhundert von den nur etwa 80 Jahre in Böhmen hausenden Tempelherren in Besitz genommen war, was ältere Chroniken behaupten, scheint zweifelhaft.

Die Lage der Burg ist eine so romantische, wie sie wohl nur selten gefunden wird. Sie liegt auf einer 30 Klafter hohen, umfangreichen Felsklippe, die sich lang und keilförmig von Süden nach Norden erstreckt, deren Fuß westlich von dem Flusse Wattawat und östlich von der Moldau bespült wird, welche sich hier vereinen. Beide Flüsse kommen wild und rasch zwischen den mit Nadelwald bewachsenen Felsufern dahergerauscht und deren Brausen verhallt auf der Burghöhe in ein sanftes Rauschen, in welches das Geklapper einer Mahl- und Bretmühle, welche man dort anlegte, mit einstimmt.

Eine alte Sage erzählt die Entstehung der Burg Klingenberg auf folgende Weise:

Die Tochter eines heidnischen Herzogs von Böhmen knüpfte mit einem angesehenen Wladysen ihres Vaters ein geheimes Liebesverhältniß an, und da Beide voraussahen, daß der Herzog dieses Bündniß nie billigen würde, entflohen sie, erreichten nach tagelangem Herumirren einen großen Wald, erbauten sich dort in der Nähe eines Wildbaches eine Hütte und verlebten in gegenseitiger Liebe ihre Tage. Der alte Herzog, durch den Verlust seiner einzigen Tochter sehr niedergebeugt, sucht Erholung und Trost auf großen Jagden, kommt so, nach Verlauf einiger Jahre, indem er einen Hirsch verfolgt, in jene Gegend, wo unser Pärchen haust und erblickt plötzlich in dieser Wildniß zwei zarte Kinder welche Waldfrüchte suchen. Darüber erstaunt, redet er diese furchtsamen Kleinen liebevoll an, läßt sich von ihnen zu ihrer Eltern Hütte leiten und erkennt in deren Mutter seine schmerzlich vermiste Tochter. Er verzeiht dem Eidam und der Tochter, verlangt jedoch, daß diese ihm nach dem W y s s e h r a d folgen sollen. Die Liebenden können sich aber hierzu nicht entschließen, denn diese einsame Stelle, der Zeuge ihres häuslichen Glückes, hat für sie einen höheren Werth als die glänzende und prunkende Welt und sie bitten den Vater so lange, bis er endlich den Wunsch ihres Hierbleibens gewährt, jedoch, um seine Tochter anständig versorgt zu wissen, auf der nächsten Felskuppe eine Burg, nämlich „Klingenberg“ erbaut. — Dies die Sage. —

Die Lage der Burg war für ihre Zeit eine ungemein feste, denn nur an der Südseite hängt die Spitze des keilförmigen Felsenrückens, der hier in furchtbaren Granitblöcken einen rauhen Felskamm bildet, mit der sich weiter hinziehenden Hochebene zusammen. Eine tiefe und breite Schlucht, absichtlich in die Steinmasse gesprengt, trennt die Burg von der näheren Umgebung, nur auf einer steinernen, aus sechs Bögen bestehenden Laufbrücke, früher Zugbrücke, vermag man den Eingang — ein thurmartiges, jetzt immer offenes Thor, woran sich die äußerste Ringmauer anschließt — zu erreichen. Durch einen engen Zwinger, an dessen rechter Seite ein 18 Klafter hoher Wartthurm liegt, kommt man zu einem zweiten Thor, und betritt nun den geräumigen Burghof, in welchem sich die eigentlichen Schloßgebäude sammt allen ihren Bestandtheilen ausbreiten. Rechts zieht sich eine begraste Lehne aufwärts, auf deren äußerster Spitze der Wartthurm prangt, dessen originelle Form dem Beschauer gleich auffällt; denn während er nach Norden in seinem Innern ganz rund erscheint, läuft gegen Mittag seine Form in eine äußerst scharfe Kante aus; höchst wahrscheinlich war diese Bauart darauf berechnet, die Kraft der gegen diese Mauern gerichteten Geschosse zu brechen und schadlos an der flachen Wand abgleiten zu lassen. In dem ehemaligen Thurmverließ fand man außer mehreren menschlichen Totengebeinen auch das Skelet eines wahren Ungethüms, wahrscheinlich das eines ungeheuer großen Bären, der muthmaßlich dazu bestimmt war, jene Unglücklichen, welche diese unterirdischen Räume betreten mußten, zu zermalmen.

Sehr zu bedauern bleibt es, daß der vaterländischen Kunstgeschichte durch die beinahe gänzliche Zerstörung mehrerer Wandgemälde, auf nassem Kalk gemalt, wovon noch einzelne Trümmer im schönsten Farbenglanze schimmern, entzogen wurde. Dergleichen Gemälde finden sich auf verschiedene Stellen der Burg vor, ja man findet einige, wo noch frühere Malereien mit Kalk- und Gypsmassen überworfene, und dann wiederum darauf neue Bilder angefertigt worden sind. Ueber einem kleinen, eng vergitterten Fenster liest man folgende alte Inschrift:

„Letha 1597. Ja Jan Antonin Blach Saused w Mieste Miliwsku, Prowinil sem se zde na Zamku Zwikowe ob Brozeneho Pava Pana Jana Girziho z Swamberka na Konsperce a na Miliwsku, W y s t i C y s a r s k e — —“ das Weitere ist durch eine ungeschickte Hand ganz verwischt.

Auf dem Thurm in der ehemaligen Wächterwohnung, neu hergestellt im fünfzehnten

Jahrhundert durch Heinrich von Schwarberg, erblickt man am schwarzen Gebälk die Jahreszahl 1497 und knapp unterm Dache an der Außenmauer eine rothe fünfblättrige Rose und einen Schwan, das Stammwappen der zu jener Zeit eng verwandten Häuser von Rosenberg und Schwarberg. Auch trifft man hier und da die Uebersetzte lateinischer und böhmischer Inschriften, die aber nicht mehr vollständig zu entziffern sind. Nur in einem Saale, im ersten Stockwerke, trifft man noch ziemlich gut erhaltene Wandbilder in merkwürdig bunter Darstellung. Man erblickt vier weltliche Churfürsten mit ihren Wappen zu Füßen, und zwar im vollen Krönungsornate mit Spruchbändern über dem Haupte. Ferner fünf tanzende Paare in mehr als halber Lebensgröße, einen Musiker mit Querpfeife und einen andern mit einem Tambourin, nach deren Musik sich die Tanzenden zu bewegen scheinen, deren Reigen ein Narr, erkennbar an seiner Eselsmütze eröffnet. Bei dem Pfeifer ist ein Fuß grün und der andere gelb und grün, der Länge nach getheilt, bei dem Tambourinspieler ein Fuß schwarz und der andere weiß. Die übrigen Wände sind mit kühnen und frei geschlungenen Arabesken grün und schwarz bemalt und in den Fensternischen noch einige männliche und weibliche Figuren angebracht. Auch befindet sich auf dem Thurm ein Zimmer, von dessen Decke eine 13gliedrige, etwa 5 Schuh lange Eisenkette mit einem Ring herabhängt, woran im Jahre 1248 die böhmische Krone befestigt gewesen sein soll, als die Fehde zwischen König Wenzel I. und seinem Sohne Přemysl Ottokar wüthete. Am meisten wird man jedoch von der 18 Schritt langen, 11 Schritt breiten, mit alten gothischen Gemälden versehenen St. Wenzels-Kapelle gefesselt; zwar kommen diese Darstellungen den Karlsteiner Bildern an Kunstwerth nicht gleich, allein sie gewähren doch dem wahren Kenner einen hohen Genuß. Dies gilt auch von einigen Spuren der herrlichsten purpurrothen Glasmalerei, welche man in den gothischen Fensterverzierungen noch antrifft.

Klingenberg war von jeher eine landesfürstliche Burg, welche schon in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts ihre eigenen Burggrafen hatte, und wurde späterhin eine von jenen Burgen, die bestimmt waren, den Moldauzoll von jedem Flosse Holz zu erheben, das herabgeschwemmt wurde.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier die ganze Genealogie aller jener edlen Geschlechter, welche Klingenberg inne hatten, genau wieder geben. Im Jahre 1802 ging durch Erbschaft die Herrschaft Worlik, wozu Klingenberg gehört, an den Generalissimus Fürsten Karl zu Schwarzenberg über, und der humane Fürst ertheilte sogleich den Befehl, die altherwürdigen Reste der Burg vor jeder weiteren Zerstörung zu schützen, damit auch fernere Geschlechter sich noch an deren Beschauung erfreuen könnten.

—

—

—

—

—

—

—

—

Stufe stehender Großen. Sie sagte zu einer ihrer Hofdamen: „Mein Gemahl, der König, ist heute so düster und niedergeschlagen. Wenn uns nur kein Unglück droht. Sie glauben mir nicht, meine Damen, wie bange mir ist, wenn ich an die schrecklichen Stunden zurückdenke, welche ich schon durch die Sorge für das Leben meines Gemahls, des besten der Väter verbrachte. — Ist es wohl möglich, daß es solche Herzen und Menschen geben kann — frage ich mich oft — welche schonungslos ein Mordgewebe um einen, unter tausend Mühseligkeiten und Drangsalen für's Vaterland ergrauten Mann spinnen und dann gierig und mit Henkerlust den parriciden Dolch in die Brust ihres Königs tauchen können? Wieviel tausend der ausgedachtesten Vorsichtsmaßregeln waren seit einer Reihe von Jahren erforderlich, das Leben des Königs zu schützen. Wohin sich mein Gemahl begibt, folgt ihm die Wachsamkeit der Polizei, und seine Minister bangen für ihn. O, ein solches Leben ist wahrlich nicht beneidenswerth! Lassen Sie uns, meine Damen, sein Leben Dem empfehlen, der es allein zu schützen vermag! Wie lebte ich in diesem Schlosse einst so harmlos, als mich noch meine Kinder scherzend umgaukelten, als mich noch nicht die Intrigue des Hofes, die rebellische Furie des Parteigeistes und Partehasses umgaben. O du Arkadien meines ehelichen Glückes! — Aber ich ahnte es, als man meinem Gemahl die Krone Frankreichs antrug, welches Glitterglück uns erwarte!“

Die Silberpappeln säuselten traurige Weisen wie Nelpomenens Klage, und des Vaches Genurmel verlor sich in den Moll-Accorden der singenden Philomèle.

Es war ein eigener Tag, dieser 13. Juli. Nicht in Paris allein, sondern auch in der Umgegend und auf dem Lande bemerkte man eine gewisse Dusterheit, Ruhe und Niedergeschlagenheit der Leute.

Wem diese unheimliche Stimmung am meisten auffallen wollte, der durfte nur in den Krämerladen des Hrn. Le Busie in Sablonville treten und sich dort für einige Sous Tabak, oder was ihm sonst beliebte, kaufen. — Hr. Le Busie, sonst ein gefälliger, höchst zuvorkommender Mann gegen Alt und Jung, war heute wie ein umgekehrter Handschuh. Mochte die Ruhe der Käufer schon viel dazu beitragen, oder ihn ein Familienunfall in diese Verstimmung gesetzt haben, er wußte es selbst nicht, was es sei und wie ihm zu Muthe war.

Jeder Mensch hat ja seine Launen und Hr. Marchand Le Busie war auch nicht ganz frei davon, brachte sonst aber solche nie in seinen Laden mit, wo ihn Käufer erwarteten. Heute jedoch konnte er sich nicht verstellen, weil das unerklärliche ihn ängstigende Gefühl über seine Kräfte ging. Seine Brille, welche ihm stets auf die Nasenspitze vorrutschte, war ihm noch nie so unbequem wie heute; sonst setzte er sie jedesmal unwillkürlich wieder zurecht, heute aber taugte sie gar Nichts. Sein Taschentuch aber hing jeden Augenblick ellentlang aus dem alten Hausrocke, welcher das Alter des Etablissements hatte.

Kam er zurück in das Comptoir, welches zugleich das Wohnzimmer seiner Familie in sich vereinigte, so setzte er sich rücklings auf den Hockstuhl, der vor seinem Bureau stand, was sehr selten geschah. Man glaube aber ja nicht, daß er arbeitete. Er legte den Kopf auf die Hand, des auf seinen Schreibtisch gestützten Armes und sah bewegungslos die Zahlen seines Debet und Credit vor sich umherschwimmen.

Le Busie hatte sich durch sein reelles Betragen in seinem Handel das Zutrauen vieler Gönner in Sablonville, und durch die Aufrichtigkeit und Loyalität seines Charakters die Liebe seiner Bekannten erworben. Seitdem er von Paris hierhergekommen, führte er ein ruhiges, zufriedenes und patriarchalisches Leben. Er war ein glücklicher Familienvater und sah seine väterliche Sorgfalt, die vielen Mühen, die manchmal seine Kräfte übersteigenden Opfer für die Erziehung seiner Kinder auf's Herrlichste belohnt. Ein wohlgerathener, stattlicher Sohn, jetzt im Alter von 30 Jahren, war zum kenntnißvollen und

welterfahrenen Manne herangereift, dessen Zurückkunft von einer langen Reise, welche er im Auftrage eines der größten Handlungshäuser von Elbendorf nach Ostindien gemacht hatte, er stündlich erwartete.

Seine 17jährige Tochter Virginie, — allgemein in Sablonville als das schöne Krämermädchen bekannt und ebenso geschätzt und beliebt durch ihre Natürlichkeit, als ihre äußere Schmuck- und Prunklosigkeit — hatte die Reize und den Geist seiner vor mehreren Jahren verstorbenen Frau erhalten und war für den alten, vom Unglück hart heimgesuchten Mann ein wahrer Trost für so manchen unerseßlichen Verlust.

III.

Hören wir jetzt, was der Postillion des Herzogs von Orleans der ihn umringenden Menge unter Schluchzen berichtete:

„Als mir heute früh der Stallmeister befahl, die beiden arabischen Braunen zu schirren, ward mir auf einmal ganz bange, denn mir hatte die vergangene Nacht geträumt, daß ich mit denselben gefahren und sie unaufhaltsam mit mir und dem Prinzen bergauf und bergab, über Hecken und Felder gerannt, bis endlich ein großer, breiter, beinahe unübersehbarer See vor uns lag und die wilden Renner — mir stoß noch jetzt das Herzblut — in blinder Wuth darauf losrasten und mit sammt dem Wagen hineinsprangen. — Die Angst trieb mir Todeschweiß aus. Ich sank bis an den Hals in's Wasser und hatte nur noch zu thun, mich über den Wellen zu halten. Da drehte ich, die letzte Kraft zusammenraffend, den Kopf zurück nach meinem Prinzen, und — er war nicht mehr zu sehen, — sondern unter dem Wasser verschwunden! — — die Angst trieb mich in's Leben zurück.“

Mit Erstaunen, ja mit Grauen hörte die den Erzähler umstehende Volksmenge demselben zu.

„Ich befürchte — sagte Le Buste, die Brille auf seine Stirne schiebend und sich eine Thräne aus den Augen wischend — daß dieser Traum ein schauerliches Vorzeichen für uns und für den Kronprinzen war. Auch mir war heute den ganzen Tag über so unheimlich, so bange zu Muth, als drücke mich der Alp. Ja, es war mir, als bliese man mir immerwährend das Wort „Unheil!“ ins Ohr! — Wir sehen es jetzt, daß es eine untrügliche Ahnung war! Wollte nur Gottes Beistand das theure Leben des Kronprinzen uns erhalten!“

„Auch uns erging es heute so!“ antwortete die neugierig mit betrübten Gesichtern umherstehende Menge.

Der Postillion erzählte weiter: „Um halb eils Uhr wurde ich mit dem arabischen Zuge vor die Tuilleries beordert. Der Kronprinz kam schnell die Treppe herab und ging im raschen Schritte durch den Anticorridor auf den Wagen zu, gefolgt vom Kammerdiener. Schon hielt ich die Pferde zusammen und erwartete das Einsteigen, aber der Prinz lief an der Equipage ohne Hutbedeckung vorüber und entfernte sich, dem Louvre zugehend. Als der Prinz in die freie Luft getreten, mußte er erst bemerken, daß er seinen Hut vergessen, und lächelnd ergriff er den Hut des Kammerdieners und setzte ihn auf. „Monseigneur — sagte der alte Diener — gestatten Sie, daß ich gehe. . . .“ — „Ich brauche Nichts,“ antwortete freundlich der Herzog. „Aber dieser Hut . . .“ entgegnete der alte, im Dienste des Hauses Orleans ergraute Diener. — „Nun, was thut's? — sagte darauf der Kronprinz — glaubst Du, daß ich nicht das Recht habe, den Hut eines ehrlichen Mannes zu tragen?“ — und war gleich darauf meinen Augen entschwunden. Eine starke halbe Stunde mochte es gedauert haben — da kam der Kronprinz

wieder zurück, und ich glaube nicht, daß es ihm irgend ein Soldat in der Geschwindigkeit des Anziehens verthun wird. Kaum glaubte ich, daß er in seinem Saale oben angekommen sein könne, da kam er schon wieder in Uniform umgekleidet zurück und sprang in den Wagen.

„Es war eils Uhr, als ich mit ihm durch die große Pforte der Tuilleries fuhr. So, wie ihr die Equipage hier seht, fährt er am liebsten: ein vierrädriges Kabriolet, in Form einer Kalesche, mit zwei Pferden bespannt. Der Prinz war allein, keiner seiner Offiziere durfte ihn begleiten. Anfangs bemerkte ich, daß er lange in eine Karte sah, es schien mir eine Landkarte zu sein. Hierauf sprach er mit mir auf das Herablassendste und Freundlichste, erkundigte sich nach meinen Eltern und nach den Zuständen meines Dorfes und meiner Heimath. Die Pferde liefen ruhig und gehorchend fort. — Auf der Höhe der Pforte Maillot, zwischen dem Boulogner Wäldchen und der Ebene von Monceaux, wurde das Sattelpferd unruhig. Es hatte sich etwas vom Wagen losgemacht und streifte das Pferd. Bald darauf setzten sich die Pferde in Galopp und sprengten dem Chemin de la Revolte zu. Der Prinz setzte, als er sah, daß ich außer Stande war, die Pferde zu bemeistern, den Fuß auf den sehr niedern Tritt und sprang aus dem Wagen. Seine Füße berührten den Boden, aber die Gewalt des Schwunges brachte ihn zum Wanken, und er fiel mit dem Kopf auf die Steine. Der Sturz war fürchterlich, Angst und Verzweiflung durchschüttelte meinen Körper, weil ich ungewiß blieb, ob der Prinz todt sei oder nicht, denn er lag still da. Meine Pferde rannten unbezwingbar und rastlos fort, bis sie mich jener Stelle, wo der Prinz lag, gänzlich entzogen. Wie der Herzog hieher gekommen, weiß ich nicht, doch Ihr werdet es mir sagen können. Ach, mein armer, mein guter Prinz!“

„Das kann Euch jener Mann, der ein deutscher Arbeiter ist, genau berichten. Er befand sich dicht in der Nähe jener Stelle, wo der Prinz niederstürzte, und hob ihn auf.“

„Aber ich verstehe kein Deutsch,“ antwortete der Postillion.

„Daran dachte ich augenblicklich nicht — entgegnete Le Buste. — Ich war in meiner Jugend in größeren Handlungshäusern Leipzig's und Frankfurt's am Main und erlernte die Sprache. Der Fremde erzählte mir den Verlauf der unglückseligen Begebenheit folgendermaßen: Als jener Deutsche dort den Prinzen stürzen sah, ließ er gleich seine Arbeit liegen und eilte zu Hilfe. Er hob den Prinzen auf und versuchte, ob er ihn nicht wieder zum Bewußtsein bringen könne, aber vergebens. Der Fremde war allein, ganz allein bei unserm Prinzen. Da er also augenblicklich Niemanden um sich sah, so trug er ihn auf einen Platz, der mit Moos bewachsen ist, öffnete ihm das Collet und besprengte seine Stirn und seine Schläfe mit frischem Wasser. Bald darauf kamen einige beurlaubte, alte Soldaten des Wegs von Paris hergegangen, stürzten, sogleich den geliebten Prinzen erkennend, vor Schmerzen neben dem Körper desselben nieder, beweinten dessen hartes Geschick und daß sie nicht helfen konnten. Der Eine öffnete seinen Tornister und holte daraus Leinwand hervor, um die Wunde des Herzogs vom Blute zu reinigen und einigermassen zu verbinden. Der Andere lief in das nahe gelegene Wäldchen und bereitete eine Tragbahre aus einigen Stangen, man bedeckte diese mit Reisern und weichem Moos, legte den Prinzen darauf und trug ihn hierher. Ich vernahm das schreckliche Unglück, rannte hinaus auf die Straße, wo man den Prinzen vorbeitrugen wollte und ließ ihn hier in mein Haus bringen.“

Der Postillion, welcher mit Bangen durch das eine Fenster nach dem Lager seines Herrn schaute, ob dieser sich nicht bewegen oder erheben würde, sagte darauf: „Ja, die Deutschen müssen doch recht gute Leute sein.“

IV.

Jetzt erschien der Dorfarzt. Wohl noch niemals hatte er die Ehre gehabt, einen so hohen Patienten in Behandlung zu bekommen, und er erschrak mehr über den hohen Namen desselben, als über den Unfall. — In aller Eile hatte er sein Aderlaßzeug, — welches er überdem stets bei sich führte und bei allen seinen Kuren anzuwenden pflegte — zusammengepackt und traf beinahe athemlos ein.

Der Herr Doctor Venarius hatte durch diese Art Praxis in der Umgegend einen Ruf im Aderlassen erhalten. Als Virginie bei ihm erschien und ihm das Unglück meldete, hatte der himmellange, Klapperbürrer Doctor, der sonst gegen diese die Höflichkeit selbst war und sie gewöhnlich mit einem Streicheln über die Wangen empfing, dieß ganz außer Acht gelassen und war unaufhaltsam dem Hause Herrn Le Busse's zugerannt; respectvoll machte die Menge Platz, als sie den Dorfhypokrates nähern sah.

Beim Eintreten bot er Herrn Le Busse, gegen welchen er immer besonders zuvorkommend freundlich war, die Hand. Diese Freundlichkeit stützte sich aber auf einen speculativen Grund, weil er das hübsche Töchterlein desselben im Auge und Sinne hatte, um diese einst als Frau Doctorin heimzuführen, obgleich Le Busse hiervon durchaus nichts ahnte.

Virginie nannte ihn nur den Doktor Klapperstang und konnte ihn nicht leiden. Kam er des Abends ihren Vater besuchen, so entwickelte er einen Kram menschenheilkünstlicher Vermen, woraus am allerwenigsten Virginie klug werden und sich daran erfreuen konnte. Wenn er an einem Tage die lateinischen Namen der Blutgefäße citirte, so folgten am andern Tage in gleicher Weise die Knochen des menschlichen Körpers und so weiter. Diese fremden Brocken machten ihn in den Augen des Laien zum gelehrten und geschickten Arzte und wenn er in seine Reden die fremden Worte mengte, sagten die guten Leute, er spreche die Doctorsprache, — worauf er sich aber nicht wenig einbildete.

Gravitätisch und mit gelehrter Miene trat Doctor Venarius in das Zimmer, wo der königliche Patient lag und begann seine ärztlichen Manipulationen. Zuerst streckte er seine langen Spinnenfinger aus und betastete den Umfang der Wunde, wusch sie dann reinlich aus und sondirte die Tiefe derselben mit bedenklichem Gesichte, wobei der Prinz immer noch bewusstlos blieb. — Da packte er sein Aderlaßzeug auseinander und ließ ihm zur Ader. Mit welcher Schonung und Angst er jedoch den Prinzen berührte, ging in's Lächerliche. Als aber auch dieses Mittel ohne Erfolg blieb, setzte er Blutegel, ohne jedoch die erwünschte Wirkung hervorzurufen. Welche verschiedene Gemüthsbewegungen in den Herzen der Anwesenden sich herumwälzten, ist unmöglich zu berichten. Dem Doctor Venarius fuhrn z. B. schon die Ordensbänder, Glücksgüter und Equipagen im Kopfe herum, wenn er mit seiner Kur den Prinzen herstellte; er sah sich schon als Leibmedicus und in Paris auf dem Place Vendome wohnend, von wo aus er vor das Haus Le Busse's fuhr und als Medizinalrath um Virginiens Hand bat. —

Unter solchen hoffnungsvollen Plänen wurde er aber nicht gewahr, daß ein Blutegel nach dem andern abfiel, bis ihn sein „Schwiegervater in spe“ darauf aufmerksam machte.

Virginie hatte sich mit verweinten Augen in ein neben der Wohnstube gelegenes Zimmerchen begeben und sagte zu sich im tiefsten Schmerze: „Ach, er stirbt! und sein Name war mir so theuer wie der Name eines Bruders! Nichts wünschte ich, als daß Robert käme und seinem Jugendfreunde und hohen Wohlthäter noch den letzten Liebesdienst erweisen könnte.“

Endlich wurde dem jungen Mädchen zu enge und unheimlich in ihrem kleinen Gemache und sie trat hinaus vor die Thür. In diesem Augenblicke kam ein hübscher Lencier

offizier mit Sturmeselle die Landstraße heraufgesprengt und parirte sein Roß vor der traurigen Virginie, welche ihr Gesicht mit einem Taschentuche verhüllt hatte.

„Warum so betrübt mein Kind?“ rief der Offizier. „Kannst Du mir etwa sagen, in welches Haus man den verunglückten Herzog von Orleans brachte und was er macht?“

„Der Prinz befindet sich hier in meinem elterlichen Hause,“ erwiderte Virginie, „ich hege jedoch wenig Hoffnung für seine Rettung. Wollte der Himmel, ich täuschte mich!“

Der junge Offizier war erstaunt, als er die schönen, lieblichen Züge des jungen Mädchens erblickte, deren herrliche Formen überdem seine Augen fesselten, dankte freundlich, sprang vom Pferde, übergab es einem der anwesenden Soldaten, und bat Virginie, ihn in das Zimmer, wo der Herzog liege, hinzuführen.

Auf diesem kurzen Wege sagte der Offizier mit einnehmender Stimme: „Wie heißt Du, liebes Mädchen?“

Schamroth entgegnete sie: „Virginie!“

„Meine Pflicht mahnt mich zur größten Eile, engelliebes Mädchen!“ fuhr der Offizier fort, „und ich wollte Dich bloß bitten, mich nicht zu vergessen.“

Virginie erröthete über und über, schlug die Augen nieder und kispelte kaum hörbar: „Ich glaube selbst, ich werde Sie nicht vergessen.“ —

Kennt Ihr das ängstliche Zittern eines Herzens, welches noch nie geliebt? Kennt Ihr den geheimen Zauber, welcher die Seele der Jungfrau durchzuckt, welche schon längst etwas Geliebtes vor sich in ihren Träumen sah, aber nie im Leben erblicken konnte, und deren erste Liebe im Leben nun beginnt? —

Schöne, wunderbare Zeit, von der die Dichter sagen, du seist die erste Liebe! hier warst du erwacht. Du schöne Zeit, die uns, wenn der Winter des Lebens herannah, wenn das Leben monoton und traurig erscheint, wenn es abgenutzt und verdorben, vom Alter zerbrochen, vom Schicksal verhärtet, mit rosigem Schimmer und mit blauen Weilsch-
augen noch aus der Erinnerung auftaucht, uns mit einem unschuldigen Kinderlächeln anblickt und uns noch Maienlüfte, Vergifmeinichtränze und ein Stück klaren Himmels in den kalten frostigen Winter des erstarrten Herzens zaubert! Schöne, göttliche Zeit der ersten Liebe!

Aber was heißt denn eigentlich erste Liebe?

Sie ist die Bezeichnung einer bestimmten Form von Liebe, die nur unter gewissen Bedingungen erscheint; sie unterscheidet sich von jener andern Liebe dadurch, daß sie nur Idee ist und nicht durch Situationen ihren besonderen Charakter erhält. Sie lebt nur von Idealen und kennt kein äußeres Leben. Der schwäbische Dichter G. Schwab malt sie mit den zartesten Farben:

„O Hoffnung, nicht Verlangen!“

„O Sehnsucht, nicht Begier!“

Ein Wehen und ein Bangen,

Scheu vor der Himmelsthür.“

In der seligen Episode der ersten Liebe liebt man eigentlich nur die Liebe und die geliebte Person ist uns die verkörperte Liebe.

V.

Der französische Offizier trat in das Wohnzimmer Le Buste's und näherte sich mit leisen Schritten dem Lager des Herzogs von Orleans. Auf einem Stuhle, neben dem Lager, lag die mit Blut überzogene Uniform des Kronprinzen und erinnerte an die unerforschten Rathschlüsse Gottes. —

Der Offizier sprach still in sich hinein: „Er, der als Held dem mörderischen Gefechte vor der Citadelle Antwerpens 1832 beiwohnte und den ärgsten Kugelregen nicht scheute, sollte durch einen Zufall in der Mitte des ruhigsten Bürgerlebens und in seiner schönsten Blüthe sein Leben enden müssen? Er, den der Panzer der Vorsehung inmitten von tausenden Geschossen schützte, sollte auf diese Weise sterben? — Wer kennt nicht in der französischen Armee des Prinzen hohe Bravour vor Antwerpen? War der Platz nicht ein Vulkan? Waren nicht die Nächte besonders schrecklich, und nichts vermag eine Vorstellung von jener Stille zu geben, welche mitten unter dem furchtbarsten Donnergetöse herrschte. Durch die Reihen hindurch, in welchen ich mit demselben kämpfte, liefen die Tragbahnen und führten die verstümmelten, wunden Körper und Leichname mit sich, und oft reichten die Krankenwärter nicht aus, alle Verwundeten wegzuschaffen. Dabei kein Schrei, keine Klage, kein Zeichen der Muthlosigkeit. Unerhörte Anstrengungen zeichneten diese merkwürdige Belagerung aus, welche von den ältesten Offizieren zu den außerordentlichsten der neueren Zeit gerechnet wird. Ueberall war der Herzog von Orleans gegenwärtig, besetzte die Artilleristen und stieg oftmals auf die Brustwehren, um die Zielung zu bemessen, und er war es, der durch sein eigenes Beispiel eines muthigen Kriegers den Muth der Armee elektrisirte und anfeuerte, weshalb auch Alles wie mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts ging. Die heißen Feuereschlünde der französischen Batterien spien ihre Ladungen aus, ohne daß man mitunter einer Lunte bedurfte, denn kaum war das Zündloch offen, so ging der Schuß los. Der Rauch bildete eine noch schwärzere Nacht in dieser schon an sich dichten Finsterniß, und durch diese hindurch flogen die feuerigen Ballen. Brach dann der Morgen an, so beleuchtete er die Scenen des Gemetzels. Welche Blutlachen um unsere Geschütze! Wie viele umherliegende Glieder, welche den Lazarethwägen während der Nacht entgangen! Und dennoch am Morgen, inmitten dieser Schlachtfstätte, lautes Gelächter und lustige Lieder! — Hier, unter einem Bomben- und Kugelhagel, verdienstest Du Dir, mein braver Prinz, Deine Sporen! Hier bewiesest Du den Muth, die Kaltblütigkeit und militärischen Talente eines alten im Feuer von hundert Schlachten erprobten Generals, und zwar als 22jähriger Jüngling! Hier setztest Du für den Namen und den Ruf Deines Landes Leben, Jugend, Zukunft und Dein Glück auf's Spiel! — Später fuhr die Kugel des wilden, arabischen Beduinen, welche rachevoll nach Dir abgezielt wurde, zischend bei Dir vorbei und schonte ein Leben, das noch zu Höherem bestimmt war, auf dem die Hoffnung eines Volkes, — ja eines ganzen Welttheils ruhte! — Und hier liegst Du nun, unglücklicher Prinz, niedergeschmettert durch ein Unglück, welches Niemand, selbst in seinen Träumen nicht, für möglich halten konnte!“ —

Noch immer lag der Prinz bewußtlos und mit halbgeöffneten Augen da. Der Offizier hatte sich einigermaßen gefaßt und fragte den Dorfarzt:

„Ist die Kopfwunde des Prinzen gefährlich und hofft Ihr dessen Rettung?“

Der Medicus Venarius zog ein gelehrtes Gesicht, fühlte eine Ewigkeit den Puls des Prinzen und sagte dann: „Mein Herr! die Arteria frontis capilis humani ist nicht verletzt und so gesund wie ein Wasserquell der Seennen. Die Erschütterung des Sturzes scheint mir das Gehirn ein wenig zerrüttet und zerstört zu haben, doch es wird sich schon mit Gottes und unserer Hülfe geben.“ Dies sagte der gute Mann mit wohlgefälligem Selbstvertrauen; es war dies eine Parodie zum Doctor Calmus im „Lichtenstein“, welcher sechs Wochen an einer Hundspfote kurirte, bis er den ganzen Hund glücklich in die Ewigkeit beförderte, wofür ihn der Herzog Ulrich von Württemberg vier Stock hoch durch das Licht einer Wendeltreppe hinabspazieren ließ. —

„Der Fall scheint mir aber gefährlicher Art zu sein“ — bemerkte der Offizier — „und ich setze allein nur auf Gottes Hülfe mein Vertrauen.“

Darauf kehrte er dem Doctor den Rücken und verließ mit schnellen Schritten das

Zimmer, um der königlichen Familie entgegenzueilen und Bericht von dem Zustande des Patienten zu erstatten. Er warf sich auf sein Pferd und ritt so schnell, daß das brave Thier beinahe unter ihm zusammenstürzte. Bald erblickte er die Wagen der königlichen Familie, welche im Fluge nahten.

Welche Gefühle durchzuckten alle königlichen Familienglieder, wie pochten ihre Herzen in Todesangst, als sie den abgesandten Offizier nahen sahen und aus seinem Munde die tod- oder lebenskündenden Worte vernehmen sollten. Die Königin hielt sich an ihren, in allen möglichen Lagen des Lebens Standhaftigkeit und männliche Resignation beweisenden, königlichen Gemal. Die Prinzessinnen hatten sich umschlungen, sich selbst nicht den Muth der Ertragung einer etwaigen Todesnachricht zutrauend.

Da rief der Offizier: „Majestät, der Kronprinz lebt noch, aber er ist bewußtlos — seine Lage scheint gefährlich zu sein . . .“

„Postillon, fort, was die Pferde laufen können!“ — rief, im Tone der verzweiflungsvollsten Angst und eines von den tiefsten Schmerzen ergriffenen Mutterherzens, die Königin.

Die Prinzessinnen weinten und schluchzten im Gefühle der mitleidigsten und von den unfähigsten Schmerzen begleiteten Geschwisterliebe.

Die Vorsehung hatte gewollt, daß die Gemalin des verunglückten Herzogs, Prinzessin Helena, nicht bei diesem für sie vielleicht nicht zu ertragenden Unglücke gegenwärtig sein sollte, denn sie war in den Bädern von Plombières. Ihr noch nicht ganz vierjähriger Sohn, der Graf von Paris, war gerade mit seinem jüngeren Brüderchen auf dem Schlosse von Eu, um dort die Seebäder zu gebrauchen.

Nur Louis Philipp, dieser große Fürst, war resignirt, tröstete seine Umgebung und sagte zum Postillon: „Fahre behutsam, damit nicht noch auf das unendlichste Unglück ein zweites folge!“ — und sich an den Offizier wendend, fragte der König: „Hat der Prinz schon ärztliche Hilfe?“

„Ja Sire, wenn man es so nennen kann, ein . . .“

Da kam der Dr. Pasquier, Sohn, erster Wundarzt des Kronprinzen, mit furchtbarer Schnelle angefahren, hörte was gesprochen wurde, sprang aus dem Wagen, bemächtigte sich eines der Pferde der königlichen Dienerschaft und verschwand in einem Augenblicke den Augen der königlichen Familie. Der Offizier folgte ihm sogleich, um ihm das Haus anzugeben, wo der Herzog hingebracht war.

Bald darauf traf auch die königliche Familie in Sablonville ein und erblickte vor dem Hause des Spezereikrämers Le Busie die Equipage des Herzogs, wodurch deren Gefühle aufs Schmerzlichste getroffen wurden.

VI.

Wir erlauben uns, den Leser in die schlichte bürgerliche Wohnung des verarmten Spezereikrämers Le Busie einzuführen, in welche wir bald die königliche Familie eintreten sehen werden.

Im Unglücke vergiftet jeder Mensch gern alle äußeren glänzenden Verhältnisse und strebt nur nach gleichen Regungen der Seele — nach Sympathie. Der Stolz und der Hochmuth steigen von ihren schwindelnden Höhen herab in das Thal der Einsicht und die von ihnen Befesselten fühlen, daß sie nur Sterbliche, nur arme Menschen sind.

Virginie hatte sich nach der Entfernung des Offiziers in ihr Seitenzimmerchen zurückgezogen und hörte von hier das abgebrochene Gestöhn des Verwundeten. Neben den Schmerzen des Mitleids für den Kronprinzen regte sich jetzt noch eine Art poetischer

Trauer um den Offizier, den sie vielleicht nimmermehr zu sehen bekommen sollte. — Ihr Familienunglück kam ihr jezt zum Erstenmale schwer und drückend vor, denn warum war nur gerade sie aus der Weltstadt, wo sie geboren, verbannt? Warum sahen alle ihre Jugendfreundinnen aus palastähnlichen Häusern auf das Gewühl der weltcharakteristischen Straßen herab und suchten mit heiteren Augen den Geliebten, ihm den Morgengruß zunicke? — „Ja — sagte sie — das ist der Fluch der Armuth, daß sie selbst die Herzen zerreißt, die treu für einander schlagen würden, und unbarmherzig den Armen an die Scholle fesselt, auf welcher die dürftige Hütte steht!“

Das kleine Haus und ein geringer Vorrath von Spezereivaaren war allerdings das ganze Vermögen der Familie Le Busie. Bedingt aber das äußere Vermögen allein die Größe des Glückes? — Le Busie war seit einiger Zeit ruhiger geworden, hatte sich über den Verlust seines Vermögens getröstet und war mit seinem Schicksale zufrieden, indem er jezt sein größtes Glück in das Heranwachsen und Gedeihen seiner zwei guten Kinder, sowohl in physischer als moralischer Beziehung, setzte.

Wie man in das niedere Wohnzimmer trat, entdeckte man sogleich, daß hier von großem Wohlhaben keine Rede sein könne, jedoch der Sinn für Reinlichkeit und Ordnung zeigte sich überall. Die Reliefs des Kamins glänzten wie Gold und die messingenen Wagen des Dorfkrämers, welche an der Wand hingen, hätte man statt eines Spiegels brauchen können. Dicht beim Eingang in das Zimmer stand ein kleiner Schrank mit Flaschen verschiedener Größe besetzt, welche zu seinem Handel gehörten. An den Seiten der Wände zog sich ein hölzernes Regal hin, auf welchem verschiedene Hausgeräthe, Bücher und Porzellangeschirre ruhten und über einem Canapee sah man ein altes, langes Gewehr hängen.

Virginie, welche in ihren Gedanken Alles um sich herum vergessen hatte, hörte auf einmal im anstoßenden Wohnzimmer ein stärkeres Geräusch, Fußtritte von mehreren Personen, und Schluchzen und lautes Weinen. Ihre Neugier nicht mehr länger unterdrücken könnend, sah sie durch die angelehnte Thür in das Wohnzimmer und erblickte außer der königlichen Familie auch noch den feurigen Blick jenes jungen Offiziers, der ihr Köpfchen bereits ganz verwirrt hatte. Derselbe war eine kurze Zeit früher als die königliche Familie mit dem Dr. Pasquier eingetroffen und still und geräuschlos in Le Busie's Zimmer eingetreten. Als die königliche Familie eintrat, lag der Herzog von Orleans, bis über die Brust entblößt und beinahe kein Lebenszeichen mehr von sich gebend, auf dem Bette. Man denke sich diesen Anblick! — Die königlichen Damen stürzten schluchzend an dem Bette des Verwundeten nieder.

Der König faßte sich zuerst und wendete sich fragend an den Doctor Pasquier. Dieser erklärte sogleich die Verletzung für höchst bedenklich und gefährlich und bemerkte noch, er befürchte eine Ergießung in das Hirn.

Leider führten auch alle Anzeichen darauf, diese Befürchtung sei gegründet, denn mit jeder Minute wurde der Zustand des hohen Patienten gefahrdrohender. Einige vermorrhene deutsche Worte, die er ausstieß, ließen einmal die Hoffnung auftauchen, er werde zur Besinnung kommen, doch nur zu bald verschwand auch dieser schwache Schimmer. Die eben in den Tuilerien versammelten Minister wurden nach Sablonville berufen. Das Haus Le Busie's wurde mit Schildwachen umgeben und eine Ruhe trat wieder im Zimmer ein, welche nur durch das Schluchzen der Damen von Orleans unterbrochen wurde.

Der junge Offizier hatte Virginie im Nebenzimmer erblickt und das Uebermaß des Elends, so wie ein anderes wärmeres Gefühl trieb ihn zu ihr hin. Als er eintrat, sagte er: „Ich bin erfreut, Dich wieder zu sehen, mein Kind. Aber weßhalb bist Du so betrübt, — was geht Dich der Kronprinz an?“

Mit einem Anstande, den der Offizier nicht bei dem schüchternen Dorf Mädchen gesucht hätte, richtete sie sich vor ihm auf, sah ihn ernst mit ihren blauen Augen an und sagte: „Auch ich habe alle Ursache, traurig zu sein und das Unglück des Kronprinzen nicht nur, sondern des großen Menschenfreundes und Wohltäters der Unglücklichen zu beweinen. Trauen Sie mir kein so kaltes Herz für mein Vaterland — welches ich als mein Höchstes liebe und dessen Ehre mir so theuer, wie die meinige ist — zu, daß ich nicht das Unglück oder aber den Verlust eines solchen Prinzen betrauern sollte, auf dem so schön und mit Recht des Landes Hoffnung ruht und der der Nation als ein Vorbild schöner und großer Eigenschaften voranleuchten konnte. Ist ein Prinz eines Thrones würdig, so ist Er es! Soll ich nicht trauern über sein Unglück, über ihn, der schon als Knabe die Achtung und Liebe aller seiner Mitschüler genoß? Ihn fand man immer zu allen freundlichen Handreichungen geneigt! Sein edelmüthiges Herz sprang stets den Schwachen und Bedürftigen bei! Er gab sich immer die sinnreichste Mühe, die schwersten Fehler im mildesten Lichte zu beurtheilen, war nie ein Liebloser Richter, sondern hatte vor allen anderen Menschen nichts voraus als die glänzenden Eigenschaften, womit ihn der Himmel selbst ausgestattet! — Und ihn, den großen Wohltäter der Menschen und auch meiner Familie sollte ich nicht beweinen? Wahrlich, dann trüge ich zur Schande Frankreichs das unedelste Herz in meinem Busen!“

Der Graf von Latour — so hieß der junge Lancier-Offizier — hatte verwundert Virginien zugehört und wollte voll Wärme ihre Hand ergreifen. Sie wehrte ihn aber mit den Worten ab: „Derjenige müßte ein schlechter Franzose und kein Vaterlandsfreund sein, welcher nicht dieses Mannes Tugenden, seine Tapferkeit, Ehrbarkeit, seine Menschenliebe und die vortrefflichen Eigenschaften seiner Seele, wovon er in seinem kurzen, aber trefflich ausgefüllten Leben viele unwidersprechlichen Proben ablegte, bestreiten und nicht anerkennen wollte. Neiget Euch, Mißgünstige! — fuhr das junge Mädchen enthusiastisch fort — und vergeßet nicht, was man der Wahrheit schuldig ist! — Sollte er sterben, so trifft uns der Schlag fürchterlich, denn er träre jene neue Generation, welche alle Hoffnungen auf ihn setzte, zu der er selbst gehört, die er wunderbar richtig versteht und von ihr verstanden wird. Er ist das Unterpfand des künftigen Glückes der Franzosen und immer und überall hätte Frankreich ihn mit Stolz Freunden und Feinden zeigen können.“

Der Graf von Latour hatte das junge Mädchen unrichtig beurtheilt und entschuldigte sich deshalb kaum selbst. — Er war ja auch einer der größten Anhänger des Herzogs und dessen Freund von Jugend auf.

Man sagt, Erfahrung macht klug und Erfahrung sei stets die gangbarste Münze der Welt. — Deshalb hüte man sich, einen Menschen bloß auf äußere Verhältnisse hin augenblicklich beurtheilen zu wollen. Die Selbstkenntniß ist zwar die schwerste, aber die Kenntniß Anderer bedingt jene und ist darum nicht so leicht wie man glaubt. Den Mann, welchen die Erfahrung und die Welt gebildet hat, erkennt man bald, denn er ist vorsichtig in seinen Worten und Handlungen und consequent in seinen auf erprobte Logik gegründeten Grundsätzen. Vermöge seiner Beweglichkeit nähert er sich leicht den Menschen und bleibt dennoch stets vermöge seiner Vorsicht weit von denselben entfernt, obgleich diese es nicht einmal fühlen und im Schooße seiner Freundschaft zu ruhen glauben. Dieses große Geheimniß „der Kunst des Weltlebens“ liegt aber darin, daß derjenige, welcher in geistiger Beziehung über einem Andern steht, herabsteigt von den Höhen des Wissens, sich sogar unter den Schwächeren stellt und sich von diesem belehren läßt.

Der Graf von Latour sah in Virginie nicht mehr das gewöhnliche Landmädchen und wählte den geraden Weg der Aufrichtigkeit, denn das junge Mädchen hatte in Vereinnigung ihrer natürlichen Einfalt, ferne von dem äußern städtischen Gepränge, durch

ihre Herzensschöne noch mehr in seiner Achtung und Liebe gewonnen. Er bot ihr die Hand, sie aber blieb regungslos. Da sagte er: „Verzeihen Sie mir, gute Virginie, ich wollte mich nur von Ihnen wahrhaft edlen und echt patriotischen Gesinnungen, wodurch Sie noch mehr in meinen Augen gewannen, überzeugen. Ich selbst bin nicht nur ein treuer Anhänger der Orleans, sondern auch ein Jugendfreund des Kronprinzen und werde es bleiben, bis er die Augen schließt.“

Bei diesen Worten zog er ein prächtiges Etui hervor auf dem der Name „Orleans“ mit goldenen Schriftzeichen stand, und die Vornamen „Ferdinand — Philipp — Louis — Henri — Joseph“ umzogen diesen in Form eines Lorbeerkränzes. Im ersten Augenblicke hielt man dieselben nicht für Schriftzeichen, wenn man nicht besonders darauf aufmerksam gemacht wurde. Auf der Rückseite stand Minerva mit ihren geheiligten Symbolen: dem Hahne, Sinnbild des frühwachen Kunstfleißes, — der Eule, Sinnbild nächtlicher Studien und der Scharfsichtigkeit, — und ein Delbaum aus den Schriftzeichen des Namens „Herzog von Chartres“ zusammengesetzt, welcher das Ganze überschattete.

Als Virginie dieses Zeichen der Wahrheit sah, strahlte ein freudiger Blick aus ihren seelenvollen Augen, und sie sagte: „Ich erkenne daraus, daß Sie der Freund des Jugendfreundes meines Bruders, des Herzogs von Orleans, sind. O wäre in diesem Augenblicke mein Bruder Robert, auf dem die Hoffnung und die Stütze meines Vaters im Alter beruht, hier, so würden Sie noch mehr erkennen, welche gerechte Ursache wir haben, dem Kronprinzen ewig dankbar zu sein. Die Hoffnungen meines vom Unglück hart geprägten Vaters haben wir nur ihm zu danken. Sie kennen, mein Herr, die Welt besser als ich und werden wissen, was eine arme unglückliche Waise für Hindernisse auf dem Lebenswege zu überwinden hat, und es ist meinem Herzen ein Bedürfnis Ihnen ein Geheimniß unserer Familie mitzutheilen, das den Charakter des Herzogs von Orleans in's hellste Licht stellt. — Als nämlich der junge Herzog von Chartres in dem Collegium Heinrich IV. war, um dort nach den Grundsätzen seines erfahrenen und menschenkenntnißreichen, fürstlichen Vaters die Vortheile einer gemeinsamen Bildung mit schlichten Bürgersöhnen zu genießen, befand sich mein Bruder Robert stets mit ihm in demselben Kurse. Unsere Umstände....“

Der junge Graf von Latour fiel ihr bei der letzten Bemerkung augenblicklich in die Rede: „Ihr Bruder? — so muß ich ihn kennen, denn auch ich befand mich im Collegium Heinrich IV. und zwar stets mit dem Herzog in gleichem Kurse. Doch....“

Aber auch er wurde durch ein neues Geräusch im Wohnzimmer, das auf die Ankunft mehrerer Glieder der königlichen Familie schließen ließ, unterbrochen, und nur widerstrebend riß er sich, nachdem er noch heftig die Hand Virginiens gedrückt hatte, los und eilte hinein.

Der König hatte, da es fortwährend mit dem Herzoge schlimmer wurde, auch die Herzogin von Nemours herbeirufen lassen, die indessen auf den Wunsch Sr. Majestät in Neuilly zurückgeblieben war.

Auch Virginie blickte durch die Thürspalte in's Hauptzimmer und sah hier die Gruppe der höchsten und glänzendsten Personen Frankreichs versammelt, zugleich aber auch das namenloseste Elend, denn keine Feder vermag den herzzerreißenden Anblick zu schildern, welchen das Krankenzimmer darbot, als die Herzogin eintrat. Die Königin und die Prinzessinnen kniend vor dem Sterbebette, weinend und betend über dem geliebten Haupte; — die Prinzen schluchzend, in Schmerz beinahe aufgelöst; — der alte, greise König, der Vater, seelenstark und standhaft in ihrer Mitte, wie der Hauptmast eines Schiffs stehend, die Augen auf das farblose Gesicht des sterbenden Sohnes geheftet.

Währenddem wurde der Zudrang draußen immer größer. Der Pfarrer von Neuilly wurde herbeigerufen, sein Küster folgte ihm.

Dicht hinter diesen sah man einen jungen, fremden Mann mit sonnenverbranntem Gesicht, in einem Reisehabit, den man gar nicht zum Eintritt berechtigt hielt, eintreten. Seine staunenden Augen durchsuchten forschend das Zimmer, als aber sein Blick auf den unglücklichen Prinzen fiel, stahl sich eine Thräne aus seinen Augen und tief erschüttert verbarg er sein Gesicht in sein Taschentuch.

Virginie hatte den Fremden bemerkt und glaubte ihren Bruder Robert zu erkennen. Aber der Anstand erlaubte es ihr nicht, sich unter die hohen Personen zu drängen und sich ihm zu nähern. Der alte Le Busie war aber zu sehr beschäftigt, als daß er alle Anwesenden genau beachtet hätte, um so mehr, da die heilige Handlung des Pfarrers seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog.

Durch die Wirkung der angewandten ärztlichen Mittel verlängerte sich der Todeskampf des Herzogs und endlich, als man gar nichts mehr hoffte, schlug er zum erstenmale die Augen auf.

Da drängte sich der Fremde zu dem Bette des hohen Kranken und rief, auf seine Knie niederstürzend: „Mein Freund, mein Wohlthäter! Beförderer und Urheber meines Glückes! Gott erhalte Dich dem Vaterlande, den hohen Deinigen und mir, damit auch ich noch Dir auf den Stufen Deines Thrones den Zoll des Dankes niederlegen kann!“

Als der alte Le Busie diese Worte hörte, setzte er die von Thränen getränkte Brille auf die Stirn, suchte die Gesichtszüge des Fremden und rief: „Das ist ja mein längst erwarteter Sohn, mein Robert!“ und auf ihn zudringend und ihn umarmend, sagte er, auf den Herzog deutend: „Da liegt Dein Jugendfreund, Dein großer Wohlthäter, er, der das Fundament zu Deinem Glücke legte, ohne Jemanden etwas davon zu sagen. Hier, an seinem Lager, ist es unsere Pflicht, wenn der Allmächtige dieses theure Haupt zu sich rufen sollte, noch vor seinem Hinscheiden einen Charakterzug der Welt zu offenbaren, der als der edelste in seiner Lebensgeschichte ewig fortleben wird.“

Die königliche Familie gewährte dem alten, treuherzigen Bürger das Wort und dieser sprach weiter: „Ich glaube, mein Sohn wird es besser erzählen als ich. Sprich, Robert!“

Mit tiefer Bewegung begann dieser: „Als der Herzog und ich zusammen im vierten Kurse im Collegium standen, machte ich ihm einige Male die Plätze streitig. An einem Preissbewerbungstage aber, als ich sah, daß ich nicht mehr Meister über ihn werden konnte, sagte ich zu ihm mit Thränen im Auge: Orleans, fortan werde ich Dich nicht mehr hindern, der Erste zu werden.“

„Warum, mein Freund? — frug er — wir kämpfen ja gewöhnlich mit gleich starken Waffen und Sieger oder besiegt, bist Du dennoch mir ein guter Kamerad, den ich von ganzer Seele liebe!“

Alle im Zimmer Befindlichen weinten heftiger bei diesen Worten und der Enthüllung dieses schönen Zuges.

„Und ich liebe Dich auch, Orleans, — sagte ich zu ihm — und ich fühle mich so glücklich hier, aber ich werde austreten. Mein guter Vater vermochte bisher in seiner Armuth meine Pension nur dadurch zu bezahlen, daß er sich die härtesten Entbehrungen auferlegte; jetzt reichen aber auch diese Entbehrungen nicht mehr hin, und — ich werde meine Studien nicht vollenden können.“

Ich meinte damals bitterlich. Der Prinz faßte meine Hände mit Innigkeit und sagte: „Du wirst sie vollenden, mein theurer Robert. Das Taschengeld, welches man mir zu meinem Vergnügen gibt, wird hinreichen, Deine Pension zu bezahlen. Wie könnte ich dasselbe wohl besser anwenden, als indem ich einen braven Kameraden behalte, dessen Anstrengungen ich meine Erfolge verdanke? — Du sollst hier bleiben, mein Freund! und wenn dazu ein besonderer Befehl des Königs nöthig wäre! Ich hoffe jedoch, es wird

genug sein, wenn Du mich mit Deinem Vater in Unterredung bringst, dann bleibt die Sache unter uns und es ist um so besser.“

„Ich blieb im Collegium.“ —

„Aber unvergeßlich bleibt mir der Augenblick — rief der alte Le Busse — als einmal eines Abends ein freundlicher, hübscher, junger Mann mit meinem Sohne in mein Zimmer trat, den mir dieser als den Herzog von Chartres vorstellte und“

Doctor Pasquier unterbrach ihn, ihm leise Etwas in's Ohr sagend, ihn wahrscheinlich um Ruhe bittend.

Das Leben des Kronprinzen trat zurück, aber langsam und nicht ohne anzukämpfen gegen die Vernichtung. Einmal schien der Athem frei, und vor Freude und Hoffnung umarmte ihn der König. Er schlug ein Auge auf, das spähend umherblickte, aber plötzlich wieder zufiel; dann öffnete er den Mund und rief mit wehmüthiger, herzerreißender Stimme: „Helena! — theure Gemahlin! — mein Sohn! — o mein Frankreich!“ er konnte wohl nicht mehr sprechen, denn dies waren seine letzten Worte auf dieser Erde. Bald darauf gab er unter den Segnungen der Kirche seine Seele Gott. Er starb in den Armen des Königs, seines Vaters, der seine Lippen auf die Stirn des sterbenden Sohnes drückte, unter den Thränen der unglücklichen Mutter und unter dem Jammer seiner ganzen Familie.

Selbst die ehrwürdigen Häupter der alten Marschälle Gerard und Soult beugten sich und ihre Augen waren voll Thränen.

„D wäre ich's!“ rief der König und rang nach Fassung.

Die Königin brachte nur die Worte hervor: „Welches schreckliche Unglück für Frankreich! — — —“ und ihr Schluchzen ersticke die anderen Worte, welche in unvernehmlichen Lauten der Brust entquollen.

Sobald der Prinz ausgeathmet hatte, führte der König seine Gemahlin in das Seitenzimmer, wohin die Minister und Marschälle sich zurückgezogen hatten. Als der König den Marshall Gerard in Thränen zerfließen sah, faßte er seine Hand, preßte sie mit dem unaussprechlichen Ausdruck väterlichen Schmerzes und hochherziger Ergebung und sagte seufzend: „Das ist meine letzte grausame Prüfung!“

Du hart geprüfter, großer Mann, hättest du den Schleier vor einigen Jahren lüften können! —

Der Marshall konnte vor Schluchzen nicht antworten.

Jetzt wurde die leblose Hülle des Kronprinzen auf eine Tragbahre gelegt und mit einem weißen Tuche bedeckt. Die Königin aber weigerte sich, ihren Wagen zu besteigen und erklärte: sie werde den Leichnam ihres Sohnes bis in die Kapelle des Schlosses von Neuilly begleiten, wo derselbe nach ihrem Willen zur Schau gestellt werden sollte. Es wurde deshalb in Eile eine Compagnie des 17. leichten Infanterie-Regiments beordert, um auf dem Wege nach Neuilly Spalier zu bilden.

Robert hatte sich unterdessen mit seinem Vater und seiner Schwester in einem abgelegenen Zimmer vereinigt. Noch waren ihre Augen genäßt von den Schmerzens Thränen über das unglückliche Ende des Herzogs von Orleans, als schon wieder Freudenthränen über das glückliche Wiedersehen Aller Wangen benetzten.

So geht es im Leben des Menschen, bald Sonnenschein, bald Regen.

VII.

Der traurige Zug mit der Leiche des Herzogs von Orleans bewegte sich vorwärts. Alle hatten das Haus verlassen und nur der Graf von Latour zögerte immer noch in der Hoffnung, Virginie zu Gesichte zu bekommen. Da erblickte er sie im Hintergrunde eines

Corridors, eilte stürmisch ihr entgegen, ergriff ihre Hand und preßte diese mit den Worten an seine Lippen, „Dieser Kuß sei das Siegel meiner ewigen Liebe und Treue. An dem Todtenbette des Herzogs von Orleans haben sich unsere Seelen gefunden, und so unvergeßlich mir sein Andenken bleibt, eben so unvergeßlich und heilig sollst Du mir und mein Schwur sein!“

Er eilte dem Zuge nach; es war fünf Uhr.

Jene Tapferen, welche einst dem Kronprinzen durch die eisernen Thore und auf die Höhen von Mazana gefolgt waren, dienten ihm jetzt als Leichengeseite. Die Meisten weinten, alle aber erinnerten sich, mit welchem Zartsinn und Edelmut er die militärische Strenge zu mildern gewußt und in allen seinen Handlungen stets die Güte seines Herzens vorgeleuchtet habe.

Voran dem Zuge ging der Generallieutenant Athalin, dann kam die Bahre, getragen von vier Unteroffizieren und dahinter folgten zu Fuß: Der König, die Königin, die Prinzessin Adelaide, die Herzogin von Nemours, die Prinzessin Clementine, die Herzoge von Nemours und Montpensier, denen sich die Marschälle Soult und Gerard, die Minister, die Adjutanten und eine Menge Volks angeschlossen hatten. Der Zug bewegte sich über die alte Straße von Neuilly durch den Park in die Schloßkapelle.

Als man den Boulogner Wäldchen nahte, da graute es dem jungen, ritterlichen Grafen von Latour, denn unweit von hier war die unheilvolle Stelle, wo des Herzogs Unglück vorkam. Geisterhafte Furien sah er aus der Erde auftauchen, welche gierig nach des Menschen Leben haschten und sich mit demselben unbarmherzig und schonungslos in den schwarzen gähnenden Schlund der trauernden Erde stürzten. Auch um seine junge Liebe war ihm bange, eingedenk des unsichern Glückes und wechselvollen Loses der Menschen. Die alten Eichen waren ja die Wegweiser zu seinem heutigen Glück und auch zugleich zum größten Verluste seines Vaterlandes, zum Grabe so vieler Hoffnungen der Zukunft gewesen und manche glückliche und unheimliche Gedanken tauchten in ihm auf. Gleiche Gefinnungen schienen sehr viele im traurigen Zuge mit ihm zu theilen.

Auch im Hause Le Busie's sprach man sich im ähnlichen Sinne aus. Nachdem Robert die Merkwürdigkeiten seiner langen Reise, von den verschiedenen Menschenrassen, Gebräuchen und Sitten, die er gesehen, erzählt hatte, kam man wieder auf die königliche Familie zu sprechen und Virginie sagte: „Nie werde ich die hohe, würdige und ehrfurchtgebietende Greisengestalt des Königs, der so standhaft mitten unter seiner Familie stand, vergessen. Und dennoch hegen so viele im Volke für den großen Politiker und Diplomatiker Antipathien. Leider ist das Volk von Schlechtgefinnten und Tollhäuslern, welche ihre Meinungen und Absichten in der Schooß des Bürgerthums schleudern, irre geführt. Jeder Franzose trägt eine schwärmerische National- und Vaterlandsliebe in sich. Glaubt er diese verletzt — wenn gleich bloß aus falschen Verläumdungen und aus Mangel richtiger Kenntniß und Einsicht der großen Staatsmaschine — so kann er dergleichen nie vergeben und der unzerstörbarste und ewig wuchernde Argwohn herrscht in seinem Herzen. Nur der schwächsten Verührung, des kleinsten Zunders bedarf es, und die Flamme des Unwillens greift potenzirend um sich. O, ich begreife, es ist schwer, König in Frankreich zu sein!“

„Ich verstehe Dich, liebe Schwester — unterbrach sie Robert. — Nur Undank war des Königs Lohn für seine unübertrefflichen politischen Kenntnisse und Welterfahrungen, womit er dem Lande genügt und in diesem ewigen Wirrwarr eine dreizehnjährige künstliche Ruhe schaffte. Frankreich ist durch seine weise Führung wieder in seinem Innern von vielen Wunden erstarkt, an denen es noch vom Kaiserreich her blutete. Aber ich beneide ihn nicht um sein glänzendes Loos der König Frankreichs zu sein. Die ewige Unsicherheit seines Lebens, die Todesangst eines sechszehnfachen, menschenmörderischen

Angriffs nicht zu gedenken. Unter solchen Umständen ist es männlich und wahrhaft königlich, ein Werk, das man einmal angefangen und übernommen, auch standhaft bis an's Ende zu bringen."

Der alte Le Busie antwortete darauf: „Ich an des Königs Stelle hätte längst schon dem erfahrenen Kronprinzen die Krone übertragen und mich ruhig mit meiner Familie auf eins der Schlösser zurückgezogen."

„Das wollte er darum nicht — entgegnete Robert — weil er selbst noch fest und seelenstark am Ruder des Staates steht, und stets das Beste von seinen Einsichten hoffte. Wer die Sache der Menschheit verteidigt, darf den Beruf dazu nicht erst darlegen. Dringt was er sagt und thut, aus seinem innersten Herzen, und fehlte selbst seinen Worten der rednerische Schmuck, seinen Thaten der äußere Glitzer, die Herzen der Besseren wird er dennoch erreichen. Auf das Wohl von Millionen einzuwirken ist eine hohe, schöne Aufgabe! und diese hatte sich der König gestellt, eine Wahrheit, an welche man nicht genug erinnern kann."

„Das menschliche Herz ist undankbar — erwiederte der alte Le Busie — und erinnert sich eher tausendmal an das Schlimme als an das Gute. Daß dies mancher Franzose nicht begreifen will, trotzdem er zu beurtheilen weiß, welchen Verrath er an seinem eigenem Vaterlande begeht, ist der traurigste Zustand unserer Zeit."

Einige Tage darauf hielt die alte Votenfrau von Sablonville mit ihrem hochbeackten Esel vor Le Busie's Hause. Zwei große Körbe hingen auf beiden Seiten des geduldigen Langohrs herab, der eine mit verschiedenen Effekten und Gegenständen angefüllt, welche sie aus Paris mitbrachte, während in dem andern die alte Frau selbst, mit einer Brille auf der spizen Nase und ein Paket Briefe musternd, saß.

Nach wie ein Vogel kam Virginie aus dem Hause und frug: „Hat Sie einen Brief für mich aus Paris?"

Während die Alte immer noch gleichgiltig in ihrem Pakete fortsuchte, sagte sie: „Ein Lancieroffizier hat mir zwischen Paris und Neuilly einen Brief an Euch mitgegeben, Mademoiselle. Zuerst fragte er mich aus, wer ich sei, und ob ich auch Mademoiselle Virginie kenne? Als ich ihm dies versicherte, bat er, ich möge Euch diesen Brief unter vier Augen geben." Endlich hatte die Alte das verhängnißvolle Stückchen Papier gefunden und überreichte dasselbe an Virginie mit den Worten: „Hier ist er! — und setzte schelmisch lächelnd hinzu — den Brief möcht' ich auch wohl lesen, gewiß stehen hübsche Dinge darin; der Offizier, welcher ihn mir gab, war ein schöner, freundlicher und allerliebster Mann."

Zitternd vor Sehnsucht und Freude — denn dies war das erste Billet-doux, das sie je von einem Manne erhielt — und gemischt mit einem Gefühle der Scham und Scheu empfing Virginie den Brief und huschte, ohne der Alten zu antworten, in's Haus.

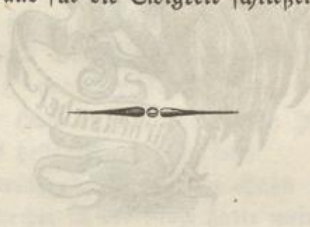
Es war ihr, als fürchtete sie sich vor sich selbst, denn sie wußte nicht, an welchen Ort sie sich zuerst hinbegeben sollte, um heimlich ihren Brief lesen zu können.

O seliges Geheimniß der Liebe! welches noch nicht die rauhe Hand der Welt, noch nicht die Zunge der Intrigue, das hohle Auge des Neides und der Falschheit berührte. Obwohl durch Berge und Thäler getrennt, ist der Geliebte dennoch, durch einige wenige Zeilen nahe, näher sogar als in der Gesellschaft, wo der Schall seiner Worte in ihr Ohr dringt, vielleicht die geliebte Hand sie berührt, sein Bild sich in ihren Augen spiegelt, wo aber so viele Andere als störende Zeugen beide umringen und beide gezwungen werden die lautaufwallenden Gefühle zu unterdrücken, damit das Decorum nicht darunter leide. An die geheime Sympathie der Liebe glaubend ist der Schreiber überzeugt, daß die Geliebte, auch ohne ihn zu sehen, eine Ahnung seiner Gegenwart habe.

In ihrem Zimmer angekommen, schloß sie sich ein, holte das süße Geheimniß aus ihrem Busen, küßte es und las:

„Geliebte meines Herzens! — durch eine höhere Fügung mußte ich Dich finden und wohl tausendmal gedachte ich seit meiner kurzen Entfernung Deiner; nur mein Dienst am Sarkophage des Herzogs von Orleans hält mich zurück, sonst käme ich selbst. Nimm hiermit die Versicherung meiner Treue und meinen Schwur, daß ich Alles aufbieten werde, um Dich bald mein Weib nennen zu können. Du bist mir um so theurer und heiliger, da ich Dich am Todtenbette des unglücklichen Prinzen, mit dessen Heimgang auch manche schöne Hoffnung mir zu Grabe getragen wurde, fand. Bald Dein Emil von Latour.“

Dort, wo der Herzog von Orleans starb, dort, wo er sein theures Leben in den Armen seines vielgeprüften Waters und unter unendlichem Schmerz der besten der Mütter aushauchte, beschloß die Königin zum Andenken an dessen letzte Lebensstunde eine Kapelle zu erbauen, und dort wollte auch der junge Graf Emil von Latour mit Virginie Le Busie Hymens goldenes Band für die Ewigkeit schließen.



Hahneschnabel und Türkensabel.

Eene Erzählung eener norddeutschen Köchin.



Gehe ick uf den Markt und koepe laut Auftrag meiner Herrschaft eenen pracht-
vollen rothen Hahn und ihm zur Gesellschaft eene Henne, und det war eene Freude
vor dem Sabbermenter, det er bei meiner Zuhausekunft gleich uf eene Riste flog und
wie een Trumpeter krächte. Darüber freute sich ooch mein Herr so, deß er mir in Ge-
genwart seiner Frau gleich packte, mir Dusch, Haube und Schürze zerknibberte und sagte:
„Vore, des hast Du gut gemacht, die Henne is gerade so'n drasset Ding wie Du!“



„Na, wat fällt Ihnen denn in,“ sage ich, „lassen Sie mir zufrieden!“

Da sagt die Madame: „Dummes Geschöpf, wenn Dir mein Mann anfaßt, wirfst Du nicht gleich anzwee gehn, hab Dir nich so!“

Da sage ich: „Abersch, Madame, Ihr Mann macht et mit alle Schürzen so, er wird noch mal anlosen!“

„Halts Maul, Mädchen, und rāssonire nich!“ sagte sie.

Nun sagte er: „Hast Recht, Mutter!“ und gibt mir eenen Knuff.

Und des war gut.

Ein paar Tage druff kommt die Köchin von Geheimraths zu meine Madame und sagt: „Verkaufen Sie mich doch Ihre Henne, ich bezahle sie gut für eene rasche Hühnersuppe.“ Worauf meine Madame zu mir sagt: „Lore, greif mal die Henne!“ Da sage ich: „Det können Sie nich von mich verlangen, der Hahn is schlimm, und des is een anderes Verhältniß, als wenn mir Ihr Mann anpact.“ Nun sagte sie: „Du bist een dummes Geschöpf,“ und ruft ihren Mann zu: „Willem, komm een mal raußer und greif die Henne, die Lore fercht sich.“ Der stürzt ooch gleich raußer und sagt zu mir: „Eenfältiges Ding, ich will Dich zeigen, wie man eene Henne faßt, ohne den Hahn um Erlaubniß zu fragen!“ und er pact die Henne.

Kreizelement, wie det der Hahn sieht, fliegt er dem Herrn gerade in's Gesicht und pickt ihm uf die Nase, daß das helle Blut runter loft.

Na nu wird mein Herr wüthend, schlägt den Hahn todt und die Geheimraths-Köchin kriegt die Henne. Drei Löcher in der Nase hatte mein Herr. Ich sage zu ihm: „Sehn Se woll, so muß et kómen. Bei mir zu Hause heest es: „Hahnnenschnabel und Türkensabel, sind jar viel kapabel.“



„Halts Maul,“ schreit er, „hol Dir der Teibel mit sammt den Hahn!“ Und nun fängt er an die Nase zu pflastern mit Terpentin und Pfefferkuchen, ungesalzene Butter und Rosafalbe und mehr als sieben alte Weiber kuriren an den zerhackten Pöthkolben herum.

„Nun, was fällt Ihnen denn ein“, sagte ich, „lassen Sie mich aufstehen!“
Da sagt die Waise: „Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“
Ich sage: „Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“
Da sagt die Waise: „Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“

„Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“
Da sagt die Waise: „Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“
Ich sage: „Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“
Da sagt die Waise: „Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“

„Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“
Da sagt die Waise: „Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“
Ich sage: „Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“
Da sagt die Waise: „Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“

„Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“
Da sagt die Waise: „Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“
Ich sage: „Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“
Da sagt die Waise: „Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“

„Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“
Da sagt die Waise: „Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“
Ich sage: „Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“
Da sagt die Waise: „Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“

„Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“
Da sagt die Waise: „Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“
Ich sage: „Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“
Da sagt die Waise: „Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“

„Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“
Da sagt die Waise: „Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“
Ich sage: „Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“
Da sagt die Waise: „Nun, lassen Sie mich aufstehen, wenn Sie mich lassen wollen.“

Endlich wird die maltraitirte Nase so dick wie eene rothe Tafelbirne und wurde dann blau wie een bohmwollenes Schnuppbuch. Da sagt die Frau zu ihm: „Hörmal, Willem, des wird schlimm, geh zum Gregorius.“ Er geht hin, und wie dieser die Nase sieht, schiddest er mit dem Kopf und sagt: „Mein bester Nachbar, hätten Sie nich noch 48 Stunden warten können, dann wäre die Nase zum Deibel, und eene neue gemacht, so leicht wie 'een Stiebel.“



Dreizehn Wochen dauerte die Kur und die Nase wurde wieder hergestellt. Ich mußte außer Dienst, dachte aber bei mir: „Der Hahneschnabel hat den Sappermenter eene gute Lehre gegeben, er wird eenen bösen Hahn seine Henne nich mehr anfassen.“

Bedeutender Unterschied.



Lotterist. Ihnen hat also geträumt, daß Sie Ihr Geliebter geküßt hat? Küssen
hat Numero 37, wenn's Küssen gegen den Willen war; war's aber nicht gegen
den Willen, so hat es Numero 73.
Dienstmädchen. Na — — so schreibens halt Numero 73. —

Strafe für einen schlechten Witz.



Herr. He, harmloser Landmann, gehen bei Euch in der Gegend alle Esel auf vier
Füßen?

Bauer. Freili, mein lieber Herr, die auf zwa Füß kinnen nur manimal aus der Stadt auf Besuch zu uns!

Letzter Entschluß.



Jäkti. I hab halt schon 's dritt' Jahr alleweil Augenweh und 's kann mir Niemand helfen. I thät den Herrn schon a gut's Trinkgeld gebe, wenn er mir helf thät.

Doktor. Mir scheint Ihr trinkt z'viel und darum werden eure Augen so schlecht. Und das Trinken müßt ihr aufgeben, sonst werdet ihr blind. Jetzt besinnt euch was ihr aufgeben wollt, 's Augenlicht oder die Flasche und dann kommt in acht Tagen und sagt mir's.



Doktor. No Jäkti, habt ihr euch besonnen?

Jäckli. Ja Herr Doktor.

Doktor. Nun?

Jäckli. I han mir's überlegt — g'sehn hätt i mir schon g'nug. Aber trunke no nit. —

Leiden und Freuden eines Rekruten.



„Himmel Sakramenter! Kopf grad, Bauch zurück, Augen in die Höh!“



„Mein armer Seppel! I hab zugeschaut, wie Di der grimmige Coperal exercirt hat. Jetzt werd i Di a bissel exerciren und schau ob Du was gelernt hast.“

Fromme Ergebung.



Also is der arme Klaus g'storbn, na tröst' si 's Fraul, sie is ja no jung, sie kriegt
no Männer g'nug.

Wie's halt Gott's Wille is!

Kleinlaut und entschlossen.



W a i s h ä n d l e r. — Recht schab, daß unser einer, der Geld hat, auch sterben muß,
wie ein jeder anderer!

Fleischhauer. Freilich, aber 's ist noch kein' großen Mann besser gegangen. Moses ist am Heimweh gestorben, Karl der Große an Altersschwäche, Schiller am Kopfweh und Napoleon an der englischen Krankheit und uns werdens's halt auch keine extra Wurst braten.

Waidhändler. Das is recht fatal! Und die mit unserer Leich gehen, lachen noch über uns. Wann i nur selbst mit meiner Leich' gehen könnt', so wüßt i doch, daß wenigstens einer dabei ist, dem leid um mich wär'!

Fleischhauer. He G'vatter, dazu bin ich z'stolz, mich sollen's tragen daß ihnen die Fuß knacken. Für was zahlt man denn das Gefind! —

Eine Partie auf den Kahlenberg mit den weltberühmten Grinzinger & Arabern, lauter Vollblut!

Morgens: Milkarren-Gaul, — Mittags: Wettrenner mit und ohne Hindernisse &c.



„Mann, Mann, — Preißelberger, wo bist Du — komm geschwind —
bei mir ist der Bauchgurt geplagt.“

gleichsam. Freilich, aber es ist noch kein großer Gewinn, wenn man selber gegessen. Woher
ist am liebsten gekocht, und der Gewinn an Fleischschinken, Schiller am Kopf-
schon und man kann sich leicht vorstellen, dass man sich selbst und anderen das
keine extra große Freude macht, wenn man sich selbst und anderen das
keine extra große Freude macht, wenn man sich selbst und anderen das
keine extra große Freude macht, wenn man sich selbst und anderen das



„Herr Ze! das ist der Preiselbergern Ihrer!“



„Haben Sie meine Frau nicht gesehen?“
„Kann nicht dienen, Herr Preiselberger.“



Die Partie ist glücklich beendet.

Sündliche Unschuld.



Herr. Holde Wiesennymphe, laß mich nur ein wenig den Duft Deiner Kräuter
einathmen! —

Mä dchen. Warum denn nit — auf a Büschel Gras kummt's mi just a nit an,
wann's gar so hungri sein!

Gefahr des Strohfeuers.



A. Liebliche Kellnerin!, in Deiner Nähe lodert das jugendliche Feuer wieder in mir auf.
B. Schau'n a Gnad'n nur, daß 's nit brennad werd'n.

Ländliche Kuren.

Jeani hat durch vieles Lernen seiner Gesundheit geschadet, die Mama gibt ihn
auf Anrathen des Arztes in den Ferien auf's Land, um dort täglich einige Stun-

den im Ruhstalle zuzubringen. — Mama überzeugt sich bald von dem Gelingen der Cur.



So geht es, wenn man älter wird.



Was soll ich thun? Nehm ich als Mann
Den milden Ernst des Herbstes an,

So spricht man: „Ja, man merkt es gleich,
Wenn Einer ist an Jahren reich!“
Und tret ich auf naiv und keck,
So heißt's: „Er ist ein alter Geck!“
O Gott, man wird noch ganz verwirrt!
So geht es, wenn man älter wird!



Ich bin jetzt sechs und zwanzig Jahr,
Und meint Ihr älter? ist's nicht wahr!
Doch ach! mein Herz, das böse Herz,
Bleibt ewig jung und macht mir Schmerz.
Ein solches Herz in dieser Brust
Ist eine Qual und keine Lust;
Ach, wie hat man mich sonst umschwirrt!
So geht es, wenn man älter wird!

Lektüre für Mädchen.

Water. Aber Mädel, du kennst ja alle Offiziere der ganzen Armee! Sage mir nur
um alle Welt woher?



Tochter: Aus dem Militär-Schematismus, Papa.

Logischer Schluß.



Schneider: Bruder Maurer, wann wirst Du denn mit Deinem Malefiz-Trinken aufhören?

Maurer: Gerade wenn Du mit Deinen Liebchaften aufhörst.

Schneide Unglücklicher! Dann wirst Du ewig saufen!!!

Wirksamkeit der Seebäder.



Herr. Lieber Herr Doktor, mein auffallendes Magerwerden macht mir bange. —

Doktor. Für Sie, lieber Freund, ist nur noch Einiges vom Gebrauche der Seebäder zu hoffen!

Dame. Lieber Herr Doktor, gibt es denn gar kein Mittel gegen mein Fettwerden?

Doktor. Für Sie, Madame, ist nur noch Einiges vom Gebrauche der Seebäder zu hoffen!



Das erste Seebad der Dame.



Das erste Seebad des Herrn.



Nach dem sechsten Seebade.



Nach dem sechsten Seebade.

Bimmerherr.



Da werde ich mich sogleich melden müssen.

Dimmer

Bestimmte Erklärung.



Oesterreicher: Aber sag' mir nur, Steirer, an was liegt's denn, daß ihr so viele Kröpf' habt's. Liegt's am Wasser, oder an der Luft, oder liegen eure Kröpf' an dem, weil ihr euer Essen gar so fett schmalzen thut?

Steirer: D'Kröpf' sagst? — Die Kröpf' lieg'n ned an Wasser und ned an der Luft und a ned an fetten Schmalzen.

Oesterreicher: No, an was liegen's denn?

Steirer (zornig): An' Hals!! — —

— — — — —

